

Erinnerungen an Schwirz und die südlichen Dörfer des Kreises Namslau

von

Eberhard Schlegel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Unser Schwirz	7
Die Kirchen und kirchliches Leben	9
Leben rund um die Schule	23
Jüdisches Leben in Städtel	58
Die Schwirzer Gruft	74
Wild und Jagderinnerungen	77
Vogelwelt in den südlichen Dörfern	91
Schwirz einst und nach dem 2. Weltkrieg	96
Spaziergang durch Schwirz und seine Umgebung, Kriegsereignisse in der Zeit des 2. Weltkriegs	102
Das südliche Offenland	197
Die Fuß- und Radfahrwege	201
Feldbezeichnungen in der Gemarkung	205
Im 2. Weltkrieg Vermisste und Gefallene aus Schwirz	207
Schlesische Ausdrücke	214
Der Schwirzer Friedhof	216
Schlußgedanken, Abschied von Schwirz	224
Quellen	233
Alte Schwirzer Fotos (ausführliche Beschreibung)	235
Bildteil	240

Hinweis des Verfassers

Meine „Erinnerungen“ sind nicht streng chronologisch aufgebaut, sondern erzählerisch, wo man „vom Hundertsten ins Tausende“ kommt. Das Inhaltsverzeichnis gibt Ihnen daher nur einen groben Überblick über die von mir behandelten Themenbereiche.

Herausgegeben von dem Verein „Namslauer Heimatfreunde
e.V.“, Gebr.-Wright-Str. 12, 53125 Bonn

Vorwort

Was war das für eine Überraschung, als ich im „Namslauer Heimatruf“ vor 7 Jahren den Beginn einer Fortsetzungsreihe entdeckte, der mich gleich mit den ersten Sätzen nach Schwirz entführte, das Dorf an der Kreuzung der Straßen von Namslau nach Oppeln und von Kreuzburg nach Brieg, wo ich selber einmal daheim gewesen bin. Bald war erkennbar, dass es sich bei den nächsten Folgen um Stücke aus einem größeren Vorrat handelte. Dieser erschließt sich nunmehr in Gestalt dieses Buches.

Es ist ein Glücksfall, dass es Eberhard Schlegel gelang, zugleich seine Jugenderinnerungen und eine Dorfgeschichte zu schreiben, ohne dass das eine Vorhaben das andere eingeengt hätte. Er ist hierfür auf eine treffende Lösung gekommen: er lädt seine Leser zu einer Reihe von Erinnerungswegen ein, auf denen er Schritt für Schritt mit persönlichem Erinnern und geschichtlichen Kenntnissen aufzuwarten versteht. Da wir es hier mit einem ausgesprochenen Erzähltalent und einer Begabung für anschauliche Wissensvermittlung zu tun haben, ergibt das eine rundum eindrucksvolle und lohnende Lektüre.

Wie gesagt, es handelt sich zu einem Teil um die Jugenderinnerungen aus der Perspektive eines Lehrersohns und damit einer Dorfschule inmitten der Ortschaft. Zu diesem Blickwinkel gehört der Lebensstil daheim, gehört der Schulbetrieb, gehören die Entdeckungen in der Umwelt und gehören die Begebenheiten im Jahreslauf wie im Gefälle der politischen Veränderungen. Das alles erzählt er mit Frische und Einfühlsamkeit, aus unmittelbarem Erleben, also ungeschminkt und ohne nachträgliche Stilisierung.

Das Gleiche, ja geradezu Erstaunliche leistet er zum anderen Teil: in der Art, wie er die Geschichte des Dorfes erstehen lässt. Das geschieht einerseits in der Vergegenwärtigung der Einwohnerschaft zu jener Zeit, hauptsächlich in den dreißiger Jahren, wie er sie schier Haus für Haus noch vor Augen hat. Als ich ihm mein Erstaunen bekundete, wie viel besser er sich da auskannte als ich selber, gab er zur Antwort, es habe ihn stets danach verlangt, Einblicke in jeden Winkel zu gewinnen.

Doch es kommt bei ihm der geschichtliche Hintergrund hinzu: was er anhand von Chroniken und Dokumenten aus fernerer und näherer Vergangenheit zu schildern weiß: von wechselnden Herrschaften und Kriegszügen, von Kirchenbau und Felderwirtschaft. Manches beruht sogar auf neuerem Augenschein, etwa der heutige Zustand der jüdischen Grabstätten in Städtel.

Eben dies kommt noch hinzu: dass er auch mit dem gegenwärtigen Schwirz und seiner Umgebung vertraut ist und diese Eindrücke mit einfließen lässt. Das geschieht ohne Ressentiment. Und eben dies zeichnet Eberhard Schlegels umfassende Darstellung aus: sie bringt Vergangenheit und Gegenwart in einen besonnenen Zusammenhang und nimmt den Leser doch mitten hinein in „unser“ Zeitgeschehen. Dafür kann man ihm nicht genug danken.

Unser Schwirz

Wir Schwirzer Jugendlichen waren stolz auf unser Dorf. Der Grund war sicher nicht die Tatsache, dass es einmal eine Stadt Schwirz gegeben hatte, die König Wladislaus von Böhmen im Jahre 1497 mit allen Stadtrechten ausgestattet hatte; denn das wusste damals wohl niemand. Auch die Tatsache, dass die schönsten, abwechslungsreichen Landschaften unseres Kreises Nams-lau eigentlich erst bei Schwirz begannen und sich mit seinen Wäldern, Wasserflächen und Teichen ins südöstliche oberschlesische Gebiet fortsetzten, war sicher nicht der Grund unseres Stolzseins. Da verlieh uns schon eher die Tatsache, dass zwei hohe Kirchtürme über das schlesische Land schauten, dass wir einen schönen Sportplatz hatten und, dass unser Dorf am Kreuzungspunkt zweier wichtiger Straßen lag, ein besonderes Bewusstsein.

Ich erinnere mich als kleiner Junge noch gut an das Jahr 1933, als der Bau der Dorfstraße in Angriff genommen wurde. Auch an das Aussehen der alten Straße und der beiderseitigen Anlagen vor dem Neubau, kann ich mich - ich bin Jahrgang 1927 - noch gut erinnern. Die alte Straße hatte eine Fahrbahn, die aus „Katzenköpfen“, wie man bei uns sagte, gepflastert war, gerade nicht geeignet dem Dorf eine besondere Note zu geben. Auf der Südseite, also auf der Seite, wo die Kath. Schule stand, führte ein Bürgersteig entlang, dessen Oberfläche aber so wellenförmig war, dass bei Regenwetter mehr „Luschen“ als Fahrbahn zu sehen waren. Dieser Bürgersteig war eine Fahrradbahn geworden; denn dort fuhr es sich noch leichter als auf den Katzenköpfen. Zwischen der Gastwirtschaft Pospiech und Paul Slabik war neben der Straße ein tiefer Graben. Dieser war immer

mit hochgewachsenen Kräutern, besonders den sog. „Kletten“, die bei uns so zahlreich vorkamen, zugewachsen. So war dieser Graben für uns Kinder ein besonders beliebter Spielplatz. Der Bau der neuen Straße brachte Leben in unser Dorf und für uns war das eine außergewöhnlich interessante Abwechslung. Graue Granitsteine, die aus dem größten Granitsteinbruch Deutschlands, nämlich aus Strehlen kamen, wurden angefahren. Das Rammen der Pflastersteine geschah fast ausschließlich mit schweren Eisenrammen, die mit menschlicher Kraft bedient wurden. Nur ein einziger Arbeiter schaffte schon mit einer Motorramme. Deshalb erregte dieser nicht nur die Aufmerksamkeit der Kinder, sondern auch der Erwachsenen. Beim Beginn der neuen Straße an der Schäfergasse, beim Klempner Pospiech, wurde die Fahrbahn auf ca. 60 m sichtbar mit blauen Basaltsteinen geteilt. Die Jahreszahl 1933 wurde im Pflaster verewigt. Das gleiche geschah am Ende der neuen Fahrbahn etwa bei Maczy und Poguntke. Da mein Vater seit 1923 Gemeindegeschreiber in Schwirz war und auch die Protokolle bei den Gemeindevertretersitzungen schrieb, konnte ich nach dem Kriege viel über das damalige Geschehen im Dorf und in der Gemeinde erfahren. So erzählte er mir, dass es damals - es war noch vor der Machtergreifung - gar nicht so einfach war, eine Mehrheit für den Neubau der Straße zu bekommen; denn es war nach dem „Schwarzen Freitag“ damals eine sehr schlechte Zeit, die Arbeitslosigkeit war groß und neben den nicht geringen Zuschüssen hatte ja auch die Gemeinde Schwirz erhebliche Eigenmittel aufzubringen. Aber es kam dann doch dazu und welches Dorf im ganzen südlichen Kreis konnte noch eine so schöne Straße aufweisen?

Die Kirchen und kirchliches Leben

Wie erwähnt, hatte unser Heimatdorf zwei mit hohen Türmen versehene Kirchen. Mitten im Dorf, dort, wo gegenüber das Kriegerdenkmal stand, war die Altlutherische Kirche. Wenn ich mich richtig erinnere, stand auf der Wetterfahne an der Spitze des Turmes die Jahreszahl 1874. Der Turm hatte über den Schallfenstern eine Schweifkuppel mit offener Laterne. Unendliche Male hatte ich als Kind Gelegenheit, auf diesen Turm zu klettern. Mit Stirnal Richard, der für das Läuten verantwortlich war, durften wir oft mit hinauf und die kleine Glocke, später sogar die große, läuten. Ich hatte immer den Eindruck, dass die Glocken der Luth. Kirche viel lauter waren, als die der Kath. Kirche. Vielleicht lag es daran, dass die der Luth. Kirche aus Eisen waren und die der Kath. Kirche aus einer Bronzelegierung. Natürlich war es auch so, dass der überwiegende Westwind den Schall der Glocken der Kath. Kirche in Richtung Dammer trug. Am Sonnabendabend wurde der Sonntag mit zwei Glocken eingeläutet. Für uns war das immer eine willkommene Gelegenheit, auch mal die große Glocke läuten zu dürfen. Stirnal Richard ließ uns da nach unserem Willen gewähren.

Die Luth. Kirche war auf der Ostseite umgeben von wunderschönen, dicken, alten Lindenbäumen. Sicherlich waren es etwa 8 bis 10 Stück. Die Bäume waren so hoch, dass man von meinem Elternhaus im Sommer, wenn das Laub alles verdeckte, die Turmuhr nicht mehr sehen konnte. Heute leider ist nur noch eine einzige Linde übrig geblieben. Die Turmuhr war für alle in Schwirz eine große Erleichterung. Damals hatte noch lange nicht jeder Mensch eine Uhr, wie es heute üblich ist. Der Schlag dieser Turmuhr war fast in der ganzen Gemarkung zu hören, und sie

gab nicht nur die vollen und halben, sondern auch die Viertelstunden an.

Der Platz um die Luth. Kirche war für uns Kinder, besonders im Herbst, wenn es früh dunkel wurde, die am liebsten aufgesuchte Dorftlichkeit. Man konnte dort zwischen den alten Bäumen und gegenüber im und um das Kriegerdenkmal alle möglichen Spiele durchführen. Besonders das sog. Grabenstehen vor dem Schulhof war ein beliebter Zeitvertreib. Der Zaun des Kirchenplatzes und gleichzeitig des Schulhofes war für damalige Zeiten sehr aufwendig gebaut. Gemauerte Pfeiler, auf denen man so wunderbar sitzen und klettern konnte und schmiedeeiserne senkrechte Zaunverbindungen gaben dem Bauwerk ein elegantes Gepräge. Heimatliches Abendläuten und die Geräusche der heimfahrenden Bauernwagen, die damals ja nur von Pferden gezogen wurden, vermengt mit der über Gülchen untergehenden Sonne, haben sich in mir so eingepägt, dass immer Wehmut aufkommt, wenn ich mich in diese Zeit versetze.

Wer kennt die Pferde des Dorfes am besten? Das war manchmal ein Spiel, dem wir uns unterzogen. Dazu setzten wir uns hinter der Brücke auf den Boden des Grabens und bei jedem Bauernwagen mußten wir den Namen nennen, ohne den Kutscher zu sehen, nur nach dem Aussehen der Pferde war zu urteilen. Ich jedenfalls kannte jedes Pferd im Dorf.

Herr Kabitz war der zuständige Pastor dieser Luth. Kirche. Seine Kirchengemeinde muß flächenmäßig außerordentlich groß gewesen sein; denn an den großen evangelischen Feiertagen wie Karfreitag, am Reformationsfest oder zur Konfirmation, standen sehr sehr viele Kutschwagen an den Gastwirtschaften Reisner und Pospiech abgestellt. Die Pferde wurden in den Stallungen,

die damals jede Gastwirtschaft hatte, untergebracht. Wir katholischen Jungen, die wir in der Regel schon um 9.30 Uhr aus der Kirche kamen, musterten dann voller Interesse die vielen Kutschen aller Art. Manchmal begaben wir uns auch unter die Fenster der Kirche, um etwas mitzubekommen von den gewaltigen Predigten des Herrn Pastor Kabitz. Letzterer war für uns Dorfjungen eine außerordentlich respekteinflößende Persönlichkeit. Obwohl er unseren Grüßen immer freundlich dankte, und wir eigentlich nie schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht hatten, zogen wir es doch vor, uns zu verkrümeln, wenn wir ihn in der Pfarrgasse kommen sahen.

Das Luth. Pfarrhaus war, wie die Kirche, von uralten schönen Linden eingebettet. Es war ein interessanter, schöner, verzierter Bau mit einer herrschaftlichen Treppe. Ins Pfarrhaus kam ich nur, wenn wir Sammlungen durchzuführen hatten und natürlich sangen wir dort auch unser Lied „Rotgewand“ zu Sonntag Lätare. Frau Kabitz war zu uns Kindern immer sehr freundlich und nie gingen wir leer aus. Im Pfarrhaus wirkte auch Herr Bautz, der dort als Kutscher angestellt war. Ich erinnere mich noch an den Kutschwagen des Herrn Pastors, der sogar eine Plane hatte, sodass man auch bei Regen trocken blieb. Sohn Ulrich wurde manchmal bei schlechtem Wetter vom Bahnhof Dammer abgeholt und meine Mutter hatte dann oftmals die Gelegenheit mitzufahren, was sie immer dankbar annahm. Später fuhr Herr Pastor einen DKW, zu einer Zeit als es kaum ein Auto im Dorf gab. Für immer ist mir der Tag der Beerdigung von Frau Kabitz haften geblieben. Es mag im Jahre 1939/40 gewesen sein. Es war Wintertag und es herrschte ein östlicher Schneesturm, wie er auch bei uns selten vorkam. Als wir an diesem Tage mittags aus der Schule vom Bahnhof Dammer mit dem Fahrrad nach Hause fuhren, brauchten wir kaum zu treten und die Straßenwehen

waren teilweise schon fast meterhoch.

Zurück zum Pfarrhaus. Seit Öffnung der Grenzen bin ich jährlich zweimal in Schwirz gewesen und immer wieder sah ich die Ruine dieses schönen alten Hauses. Der Deutschunterricht fiel mir ein, „Das Lied von der Glocke“ von Friedrich Schiller.

Leergebrannt ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.

In den öden Festerhöhlen wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.

Ich glaube, es war im Jahre 1992, als die letzten Reste endgültig abgerissen wurden. An seine Stelle ist ein neuer Zweckbau getreten und die schönen Linden sind zum größten Teil abgeholzt worden. Das Jugendheim, wie es genannt wurde, steht wie damals. In den letzten Kriegsjahren fanden dort Treffs der noch nicht eingezogenen Jugendlichen statt, wenn wieder ein junger Mann seine Einberufung erhalten und Abschied zu nehmen hatte. Lehrer Zimm gab uns großzügigerweise den Schlüssel dazu.

Nie vergessen werde ich auch, wie in Schwirz das zu Ende gehende und das neu beginnende Jahr gefeiert wurde. Es war üblich, dass sich am Sylvesterabend, kurz vor 24.00 Uhr, eine große Anzahl der Dorfbewohner vor der Luth. Kirche versammelte; denn der Posaunenchor begrüßte, nachdem der letzte Glockenschlag der alten Turmuhr verklungen war, das Neue Jahr mit Chorälen und feierlichen Stücken. Anschließend wurde auch die Orgel gespielt und dann das neue Jahr eingeläutet. Auch hier ist mir eine Begebenheit unvergesslich geblieben. Es mag im Jahre 1938/39 gewesen sein. Es herrschte totales Winterwetter und es schneite und schneite. Herr Zimm Hans, oft als Spaßvogel bekannt, blies die Trompete und zog während des Spielens an der Zigarette und ließ dann, bei der doch ernstesten Angelegenheit,

den Rauch aus der Trompete entgleiten. Man kann sich vorstellen, wie lustig das auf alle, die da zuschauten, gewirkt hat. Aus heutiger Sicht ist es erstaunlich, was dieser Posaunenchor damals geleistet hat; denn die Mitglieder stammten ja aus vielen Dörfern - auch aus Hönigern und Stobertal - und ein Kraftfahrzeug hatte damals noch keiner, alle Wege mussten mit dem Fahrrad oder mit der Pferdekutsche bewältigt werden. Nie wieder habe ich in meinem Leben, ganz gleich wo ich auch herumkam in Deutschland, den Beginn eines Jahres so erlebt wie in meinem Heimatdorf.

Die Katholische Kirche war jüngerem Datums und wurde im Jahre 1925 konsekriert. Schwirz und Städtel waren Filialen der Pfarrei Bankwitz. Und so kam es auch, dass wir zu mehreren Gottesdiensten, die nur in der Pfarrkirche stattfanden, so z.B. am Karfreitag, mit dem Fahrrad nach Bankwitz mussten. Der Weg dorthin führte uns durch den schönen Schwirzer Wald immer am Waldrand rechts des Feldweges entlang und dort wo der alte Holzwegweiser stand und rechts das Feldstück war, das so in den Wald hineinragte und dem Josef Slabik gehörte, hatten wir rechts abzubiegen. Nach etwa 1,5 km Weg durch herrlichen Kiefern-Birkenwald erreichten wir das Feld und kamen an den gemauerten Bildstock in Form eines Kreuzes. Es wurde 1908 errichtet und man kann auch heute noch folgendes lesen: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Amen“. Auf der anderen Seite steht: „Errichtet von der Parochie Bankwitz 1908“ (Parochie = Pfarrei). Das rechts am Wegweiser in den Wald springende Feldstück wurde übrigens 1993 mit Kiefern aufgeforstet. Der alte Holzwegweiser ist natürlich nicht mehr. Der gemauerte Bildstock ist höchst restaurierungsbedürftig; der Korpus ist nicht mehr vorhanden.

Zuständiger Geistlicher war damals der Pfarrer Losse, der uns auch Christenlehre und Kommunionunterricht erteilte. Unser Erstkommuniontag war der 19. April 1936. Am Morgen waren die Himmelsschleusen total geöffnet und es regnete was runter wollte. Am Nachmittag klarte es dann auf und sogar die Sonne zeigte sich noch am Ende des Tages. Pfarrer Losse kam zum Gottesdienst nach Schwirz mit dem Fahrrad oder mit der Kutsche in Form eines schwarzen Planwagens. Auch er hatte immer einen Kutscher; denn er betrieb ja auch in Bankwitz eine kleine Landwirtschaft. Seine Utensilien beförderte er auf dem Fahrrad immer auf einem Gepäckträger über dem Vorderrad. An jedem dritten Sonntag hielt er den Gottesdienst in Schwirz, ansonsten waren die Patres da, die von Breslau - Carlowitz kamen. Sie wohnten früher beim Lehrer Hase, dem Vorgänger meines Vaters, in der Schule und seit 1935 bis Ende 1945 im Friseurhaus bei August Marcinek. Pfarrer Losse wohnte immer bei Menzel, das Haus zwischen der Tischlerei Thomas und dem Kolonialwarengeschäft Galla. Kutsche und Pferd wurden dort untergestellt. Sein Gottesdienst dauerte immer länger als bei den Patres und seine Predigten konnten uns auch nicht fesseln, sodass wir Jugendlichen an diesen Sonntagen in der Regel nach Städtel fuhren. Die Geistlichen aus Breslau waren fast ausnahmslos gute fesselnde Prediger. Wer erinnert sich nicht noch an Pater Viktor, ein älterer Herr mit grauen Haaren, der sehr autoritär „regierte“ und vor dem die Ministranten schon zitterten, bevor er eintraf. Oder der Pater Canisius, der so fesseln konnte, dass selbst ich als Schulfuge aufmerksam zuhörte. Er war ein kleiner Mann mit einer auffallenden Glatze. An Pater Joachim kann ich mich auch noch gut erinnern. Er war derjenige, der sich am weitesten gegenüber dem damaligen Staat hinauslehnte und versteckt einige Dinge ansprach. Pater Rochus war ein ausgesprochen guter Mensch, aber predigen konnte er nicht. Er war aber derjenige, der mit uns

zum Palmsonntag einige Verse einübte, um dem Gottesdienst eine besondere Note zu geben.

Das große Kirchengrundstück hat vorher dem Gut gehört, dessen Eigentümer der Herzog von Württemberg war. Ihm gehörten auch die Güter in Städtel und Hönigern. Alle drei wurden 1926/27 aufgelöst, verkauft und gesiedelt.

In der Kath. Kirche hingen zwei Glocken. Die kleine, so hieß es immer, sei die Gemeindeglocke und ich erinnere mich, dass an der großen Glocke im Zierreifen über dem Schlagring der Name „Stanislaus Wallek“ zu lesen war. Die große Glocke war wohl eine Spende. Natürlich waren wir auch hier immer bestrebt, mit läuten zu dürfen und deshalb gingen wir auch immer recht früh los, um vor dem Gottesdienst zur Stelle zu sein. Es war ja auch zu schön, beim Anhalten der Glocke sich einige Meter hoch in die Luft ziehen zu lassen.

Als ich dann schon älter war und nicht mehr vorn in den Kinderbänken sitzen brauchte, war mein Platz in der Regel an der Wand auf der Empore. Zu dieser Zeit bediente die kleine Glocke zur Wandlung meistens der Stellmach Konrad, der mit mir in eine Klasse ging.

Die schwere Glocke fiel dem großen Krieg zum Opfer. In den Weihnachtsferien 1942 wurde sie abgenommen. Ich erinnere mich noch, dass es einen ganzen Tag dauerte, bis sie endlich am Abend unzerstört am Boden war. Mehrere Arbeiter waren mit der Abnahme beschäftigt und ein Stützpfiler zwischen den Schallfenstern musste vorher entfernt werden. Als ich 1973 nach 29 Jahren erstmalig nach 1944 die Heimat wiedersah, waren die Folgen der Glockenentnahme noch deutlich zu sehen.

Vor dem Neubau der Kirche, bis 1926, stand zwischen Straße und Scheune im Hof der Kath. Schule, wo später die Fahnenstangen standen, ein Glockenturm aus Holz mit der kleinen Glocke, die morgens, mittags und abends geläutet wurde. Diese Glocke ist nach dem Neubau in die Kirche übernommen worden.

Heute ist die Kirche von außen neu verputzt und gestrichen. Der Turm ist auch nicht mehr mit roten Ziegeln gedeckt, sondern man hat ihm eine blecherne Fassade gegeben, sodass das Bild, gegenüber unserer Einprägung aus der Jugendzeit, sich doch verändert hat. Besucht man heute das Gotteshaus, so stellt man fest, dass die innere Ausstattung sich kaum verändert hat, obwohl einige Neuerungen zu verzeichnen sind, so z.B. ein großes Papstbild und ein Bild der Schwarzen Madonna von Tschenstochau. Ansonsten hat die Kirche den Einmarsch der Roten Armee und auch die späteren Monate schadlos überstanden. Sämtliche alten schönen bunten Glasfenster um den Altar herum sind erhalten geblieben. Selbst die Spender dieser Fenster, deren Namen im untersten Teil verewigt sind, kann man feststellen. So ist das ganz linke Fenster hinter der Kanzel, das die Mutter Gottes darstellt, von Kopka gespendet worden. Unter dem nächsten Fenster, das den Hl. Josef mit Jesuskind zeigt, ist der Name Stanislaus Wallek zu finden. Die mittlere Darstellung, das Herz-Jesu-Bild, war eine Spende von Finster in Steinersdorf. Die Großmutter von Leonhard Biallas, der ja noch heute in seinem Elternhaus (Johannes Biallas) seine Wirtschaft betreibt, war eine geborene Finster aus Steinersdorf. Das letzte rechte Fenster, welches den Hl. Franziskus zeigt, wurde gespendet von Franz Biallas. Er war ein Bruder von Leos Großvater Anton Biallas und in der Mission tätig.

Die Kanzel hat sich kaum verändert, allerdings hat sie im Laufe der Jahrzehnte einen neuen Anstrich erhalten. Die Bommeln und Fransen unter dem Baldachin sind entfernt. Warum ich das schreibe? Der Nachfolger von Pfarrer Losse ab 1938 war Pfarrer Jahn, ein sehr groß gewachsener Priester, der über zwei Meter maß. Er war ein guter Mensch und an seinen Unterricht in Christenlehre erinnere ich mich gern. Er konnte sehr gut predigen, aber leider nicht gut singen. Wenn dieser Gottesmann nun am Sonntag während seiner Predigt auf der Kanzel stand, stieß er fortlaufend, ob seiner Größe, mit dem Kopf an die Bommeln und Fransen, sodass diese laufend in Bewegung waren. Dieses Bild hat sich mir bis heute eingepägt. Pfarrer Jahn war leider nicht lange bei uns; er erlag m.W. einem Leberleiden. Es muß im Jahre 1940/41 gewesen sein. Sein Nachfolger wurde ab 1942 Pfarrer Meisel, der bis Kriegsende in Bankwitz blieb und später in Görlitz tätig war. Die Tafel der zehn Gebote Moses auf der Wandseite der Kanzel hängt wie eh und jeh.

1936 war unsere Kirche von einem Kirchenmaler aus Breslau bemalt worden, nach dem diese vorher nur einen weißen Anstrich hatte. Ich erinnere mich, dass es wochenlang dauerte bis diese Arbeiten abgeschlossen waren. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist diese gesamte Bemalung erneuert aber nicht verändert worden, leider m.E. nicht zum Vorteil. An der Decke thronen nach wie vor die vier Evangelisten, vorn Lukas und Markus, hinten Johannes und Matthäus. In der Mitte, wie früher, das Bild aus dem Paradiese, Adam, Eva und Gottvater. Die fünf Figuren an den Seitenwänden über den Pfeilern sind, bis auf eine Änderung, die gleichen geblieben. Gegenüber der Kanzel auf der rechten Seite steht nicht mehr der Hl. Franziskus. An seine Stelle ist eine Marienfigur getreten. Die übrigen Figuren sind: zweimal die Mutter Gottes mit Kind, der Hl. Josef mit dem Jesuskind und

der Hl. Franziskus. Den großen runden Leuchter inmitten der Kirche wird jeder noch wiedererkennen, er stammt noch aus unserer Zeit. Geht man auf die Empore, so sieht man, dass die Zeit nicht spurlos vorübergegangen ist. Die Holztreppe ist ganz schön abgenutzt, 50 Jahre sind kein Pappenstiel. Das Harmonium steht am alten Platz, aber es ist defekt, sodass alle Gottesdienste heute ohne musikalische Begleitung ablaufen. Auch die Weihnachtskrippe, wie wir sie kennen, wird noch heute aufgebaut.

Im Außenbereich hat man nach 1945 auf der Ostseite hinter der Kirche mit Beisetzungen begonnen, aber schnell wieder aufgehört, sodass jetzt etwa zwanzig Gräber zu finden sind. Etwa 25 m vor der Südostecke des Zaunes in Richtung Westen, dort wo eine Eiche steht, sind im Frühjahr 1945 die erschossenen Schwirzer Männer nach dem Einmarsch bestattet worden, darunter auch mein bester guter Freund Johannes Gawlitta. Vor der Kirche, an der rechten Zaunseite, steht heute eine Lourdes-Grotte.

Natürlich bestiegen wir auch den Turm der Kath. Kirche so hoch wir konnten, zu sehr trieb uns die Neugierde, einmal unsere heimatliche Landschaft auch von oben betrachten zu können. Es kam nicht oft vor, geschah in der Regel am Sonntagnachmittag nach dem Rosenkranzbeten und war immer eine Aktion mit meinem guten Jugendfreund Hannes Gawlitta. Das Besteigen des Turmes bis in die oberste Spitze war viel schwerer als in der Luth. Kirche. Dort konnte man auf Treppen und Leitern bis an den Aussichtspunkt gelangen, hier aber musste stellenweise eine Leiter nachgezogen werden. Auf der Südseite der Turmspitze, einige Meter unterhalb der goldenen Kugel, war ein kleines Klappfenster angebracht und bis dort hin musste man gelangen. War man erst oben, bot sich dem Beschauer ein herrlicher weiter Blick

über unsere heimatliche Gemarkung. Im Westen sah man den langgestreckten Schwirzer Wald, der bis Brandingen reichte, die Häuser dieses Vorwerkes, und das bereits oberschlesische Dorf Seydlitz, das Flussbett des Stobers und im Süden das Dorf Städtel mit der Kirche, die einen so außergewöhnlichen Turm mit Haube hatte. Sie war 1925/27 gebaut worden. Vorgängerin war eine alte Schrotholzkirche, wie wir sie noch heute in ihrer Schönheit z.B. bei Rosenberg O/S und im Reichthaler Ländchen bewundern können. Über Städtel in weiter Ferne ragten die zwei hohen Fabrikschornsteine aus Carlsruhe O/S in den Himmel. Der Blick nach Südosten zeigte uns die vier Wäldchen, die zwischen den Gemarkungen Dammer und Schwirz lagen. Im Osten lag der Dammersche Wald, wie er genannt wurde. Und nach Städtel zu der Bauernwald, der immer ein reges Betätigungsfeld für uns war. Dazwischen lagen die anderen zwei ganz vom Feld umgebende Wäldchen. Neben dem nördlichen führte der alte Fuß- und Radweg unmittelbar vorbei, der als Abkürzungsweg zum Bahnhof Dammer führte. Als Schuljunge schickte mich meine Mutter alljährlich vor dem 1. Advent dorthin, um Kiefernzweige für die Vasen zu holen. Damals war das eine Kieferndickung, heute sind diese Bäume etwa 70 Jahre alt. Das letzte Wäldchen war ebenfalls mit Kiefern bewachsen, lag südlich davon und am Nordrand stand das „Hexenhäuschen“, ein kleiner Schuppen, der dem Jakob Czekalla gehörte. Letzterer hatte einen langen, weißen Bart und saß in der Kirche immer in der ersten Männerbank, hinter den drei Kinderbänken. Waren wir Kinder während des Gottesdienstes nicht vorschriftsmäßig aufmerksam, so bekam man manchmal am Kopf das Gebetbuch zu spüren. Es war besser, in der zweiten Kinderbank zu sitzen und nicht unmittelbar vor der Männerkulissee.

Durchwandert man heute die heimatliche Gemarkung und

blickt in Richtung Städtel, so fällt auf, dass man im Sommer, wenn alles belaubt ist, dort die Kirche kaum sieht. Das liegt daran, dass die schönen alten Eichen auf dem Friedhof und um die Kirche herum nicht gefällt worden sind und in den letzten 50 Jahren so an Höhe gewonnen haben, dass sich der Kirchturm in den schönen Kronen der Eichen verbirgt. Als ich 1993 mit meiner Frau und meinem zehnjährigen Enkel auf dem Städtler Friedhof weilte, alte Gräber und Schriftzeichen suchte, kam eine ältere Polin und wollte mit uns sehr freundlich plaudern. Leider verstand ich sie nicht. Sie verschwand unter allerlei Gesten und kurz darauf kam sie mit ihrem Mann, der dort der Kirchvater ist, wieder und öffneten uns das Gotteshaus. Sie beleuchteten die Kirche und ich konnte mich dem Gebet und alten Jugenderinnerungen hingeben; denn in der Städtler Kirche bin ich auch unzählige Male gewesen. Meine Mutter ging am Himmelfahrtstag gern nach Städtel zur Kirche, natürlich zu Fuß oder mit dem Fahrrad, wie das damals üblich war. An diesem Tag war auch Ablass (Kirchweihfest) und wir freuten uns besonders; denn wir hatten ja 20 Pfennige in der Tasche, die uns Vater gegeben hatte. Am Kirchausgang war immer ein Stand, der Rosenkränze und Gebetbücher verkaufte. Warum in dem kleineren Dorf Städtel zum Ablass immer so viel Betrieb und so viele Buden waren, ist mir immer ein Rätsel geblieben; denn in Schwirz war zu diesem Anlass längst nicht so viel los. Wir Kinder wurden geldlich immer sehr knapp gehalten und einmal gab uns Vater am Nachmittag nochmals 5 Pfennige. Ich erinnere mich, dass ich mich gleich zu Fuß - ich hatte vor 1937 noch kein Fahrrad - auf die Socken machte, wählte den Feldweg, der bei der Gastwirtschaft Frost begann und bei Dudek in Städtel die alte Reichsstraße 118 erreichte und setzte meine 5 Pfennige auf dem Festplatz um. Ja, so bescheiden und doch zufrieden waren wir damals.

Zurück zum Turm der Kath. Kirche. Auffallend war, wenn man nach Südosten schaute, in weiter Ferne der hohe und schöne Turm aus roten Ziegeln gebaut. Es war die Kirche von Falkowitz, schon Oberschlesien. Heute sieht man sie von der Schwirzer Gemarkung aus kaum noch. Wald und einzelne Bäume sind zu hoch geworden. Um die vier Wäldchen herum sind alle Felder aufgeforstet worden. Geht man heute von Städtel aus den Feldweg entlang, der am alten Sportplatz und am Judenfriedhof vorbei zur Straße Schwirz-Dammer führt, so geht man vom Bauernwald aus nur noch durch den Wald. Rechts und links dieses Weges sind die sandigen Felder schon vor etwa 30 Jahren aufgeforstet worden.

Hier fällt mir noch eine Geschichte ein. Ich war vielleicht vier bis fünf Jahre alt, als mich unser Nachbar Lempart - es war noch der Vater von Konrad Lempart - mit dem Pferdewagen zur Firma Witossek nach Dammer mitnahm. Er hatte wohl Kunstdünger oder sonstige Dinge zu holen. Auf dem Rückweg hielt er im Dammerschen Wald an - es war Mai - und begann einen Strauß blühenden Ginsters zu schneiden, den ich meiner Mutter mitnehmen sollte. Plötzlich zeigte er mir, dort wo der Städtler Feldweg, die Straße und der Fuß- und Radweg zum Bahnhof zusammenfließen, eine Stelle, die vermeintliche verwehrte Gräberhügel darstellte. Er erzählte mir, dass dies Zigeunergräber seien. In den späteren Jahren war für uns dieser Platz, an dem wir jeden Tag zum Bahnhof vorbeifuhren, ein Begriff geworden, nämlich: „Die Zigeunergräber“. Näheres darüber habe ich nie erfahren, denn Herr Lempart starb kurz darauf. Natürlich bestand die Möglichkeit, dass in der Pest- oder Cholerazeit mal tote Zigeuner dort begraben wurden; denn der mit Kiefern bewachsene Sandhügel rechts hinter Dammer an der Straße in Richtung Sterzendorf wurde ja auch als Pest- oder Cholerahügel bezeichnet, jedenfalls

sollen dort die Toten der Pestzeit beigesetzt worden sein.

Im Mai/Juni boten unsere Wälder ein herrliches Bild, wenn der Ginster mit seinem grellen Gelb die Landschaft so anschaulich heimatlich machte. Der blühende Besenpfriem oder Ginster, wie er bei uns genannt wurde, war neben den Holzarten Kiefer und Birke ein auffallender Charakterstrauch unserer Heimat.

Leben rund um die Schule

Nach meinen groben im Gedächtnis hergestellten Berechnungen setzte sich die Schwirzer Bevölkerung aus etwa 67 % Katholiken und 33 % Protestanten zusammen. Dementsprechend wirkten an der Kath. Schule immer zwei Lehrer, während an der Ev. Schule immer nur ein Lehrer residierte. Die Kath. Schule war im Jahre 1841 gebaut worden und stand auf einem Teil des alten Dorfangers, der früher einmal von der Grenze des Gutshofes bis zum Hof Kopka reichte. Sicherlich stellten in früherer Zeit die anliegenden Bauern ihre eisenbereiften Wagen und Gerätschaften dort ab und benutzten diesen Anger auch zum Weiden des Kleinviehs, besonders der Gänse, die ja noch in unserer Jugendzeit in relativ großer Zahl gehalten wurden. Schon als Kind war mir immer aufgefallen, dass die Bauernhäuser an besagtem Abschnitt etwa 20 bis 30 m zurückgebaut waren und nicht bis an die Straße reichten, wie das sonst in den übrigen Dorfteilen üblich war. So stand z.B. auch der Pferdestall der Gastwirtschaft Frost auf dem alten Dorfanger. Er wurde nach dem Bau der Luth. Kirche im 19. Jahrhundert errichtet, um den aus weiter Entfernung mit den Pferdefuhrwerken angereisten Gottesdienstbesuchern eine Unterstellmöglichkeit zu geben. Auch das Kriegerdenkmal und die Dorfeiche, die 1933 gepflanzt wurde, standen auf dem alten Dorfanger. Beim Pflanzen diese Eiche habe ich als damals sechsjähriger interessiert zugeschaut. Ich erinnere mich, dass man ein riesiges Pflanzloch aushob, gleich auf reinen gelben Sand stieß und zur Verbesserung des Bodens dunkle Erde einfüllte, um ein besseres Wachstum zu gewährleisten. Um diese Eiche wurde ein kleiner grün gestrichener Zaun errichtet und m.W. hatten die Schulen die Pflege sowohl der Anlage um die Dorfeiche, als auch um das Kriegerdenkmal zu übernehmen. Die

Eiche ist leider in den siebziger Jahren nach dem Kriege abgehackt worden. Schade! Das Kriegerdenkmal hat mich schon als Schuljunge immer interessiert. Zwei Stufen führten zu einem etwa zwei Meter hohen vierkantigen grauen Granitblock, auf dessen Podest ein brauner Adler mit ausgebreiteten Schwingen thronte. Auf drei Seiten waren die Namen der im ersten Weltkrieg auf dem Felde der Ehre gefallenen Schwirzer Soldaten eingemeißelt. Sicherlich waren es schätzungsweise so um die fünfzig bis sechzig Namen, eine enorme Zahl, wenn man bedenkt, dass Schwirz damals etwa 800 Einwohner hatte. Das Kriegerdenkmal war ebenfalls mit einem etwa 80 cm hohen Zaun umgeben und auf der Innenseite dieses Zaunes war eine dichte Hecke aus gepflanzten Lebensbäumen (*Thuja plicata*) entstanden, eine Anlage, die für uns Kinder mitten im Dorf nicht besser geschaffen sein konnte; denn sie diente uns zum Verstecken und zu allerlei anderen Aktivitäten. Als dann der letzte große Krieg begann und die ersten Gefallenen zu beklagen waren, wurden vom Tischler hergestellte etwa 25 x 25 cm große Gedenktafeln aufgestellt. Im Verlaufe des furchtbaren Krieges stieg die Zahl der Gefallenen so rapide, dass Stellplätze für die Tafeln fast nicht mehr vorhanden waren und im letzten Kriegsjahr wurden m.W. diese nicht mehr aufgestellt. Wenn ich mich richtig erinnere, waren die ersten Gefallenen Richard Pieczik, Oskar Lempart und Albert Czekalla. Heute sieht man dort nur noch den Betonsockel und von der schönen Anlage zeugen noch drei Lebensbäume.

Aber zurück zur Schule. Wie mir mein Vater erzählte, war für das Jahr 1941 eine Jubiläumsfeier zum 100-jährigen Bestehen des Schulgebäudes geplant gewesen. In Planung war ferner der Bau einer neuen Zentralschule auch für die Kinder der benachbarten Gemeinden. Standort sollte das Grundstück im nördlichen Bereich der Schäfergasse sein, das Herrn Harmsen gehör-

te. Die Gemeinde Schwirz sowie der Schulverband waren meinem Vater gegenüber so zuvorkommend, dass sie ihm für das alte Schulgebäude ein Vorkaufsrecht einräumten. Der Krieg hat leider alles zunichte gemacht.

Vor der Kath. Schule standen drei dicke wunderschöne etwa hundertjährige Bäume. In der Mitte am Eingang eine Linde, rechts und links je eine Kastanie. An der Linde war bis 1935 der Preußische Adler angebracht; denn bis zu dieser Zeit war Lehrer Hase Standesbeamter. Sein Nachfolger wurde der Dentist Paul Kobe. Später übernahm der Friseurmeister August Marcinek dieses Amt. Am Rand des Schulhofes wurde etwa im Jahre 1931/32 am Zaun entlang eine Lebensbaumhecke gepflanzt, die in den späteren Jahren den Schulhof von der Straße etwas abschirmte und stellenweise erhebliche Höhen erreichte.

Als mein Vater 1923 nach Schwirz kam, war Lehrer Weisner gerade in Pension gegangen und Lehrer Hase war erster Lehrer geworden, wie man es damals so nannte. Als zweiter Lehrer bezogen meine Eltern die Lehrerwohnung im westlichen oberen Teil des Gebäudes, die aus nur einem Zimmer bestand. Als ich dann 1927 als zweites Kind geboren war, war für eine vierköpfige Familie die Einzimmerwohnung zu klein geworden, sodass mein Vater sich mit dem Gedanken vertraut machte, sich versetzen zu lassen. Seine enge Verbindung zur Gemeinde und die wohlwollende Unterstützung der damaligen Gemeinde und der Schulverbandsmitglieder bewirkten bald, dass das obere Stockwerk der Schule umgebaut und mittels eines großzügigen Erkers eine neue Lehrerwohnung gebaut wurde. Immerhin bestand die Wohnung nach Fertigstellung aus Küche und zweieinhalb Zimmern. Vom ausgebauten Erker aus hatte man einen wunderschönen Blick nach Süden bis hinüber zum Carlsruher Wald hinter

den Stoberfluss, wo die Schwirzer ihre Blaubeeren zu holen pflegten. Der Umbau wurde damals von der Firma Hirsch durchgeführt. Ein besonderer Vorteil war, dass man nun von hoher Warte aus das Storchennest auf Hagemanns Scheune beobachten konnte. Voller Ungeduld wartete mein Vater jährlich in den letzten Märztagen auf das Ankommen der beliebten Langschnäbel. Unzählige Beobachtungen, auch schwere Kämpfe der Störche untereinander um das Nest, konnte ich machen. Heute brütet in Schwirz leider kein Storchenpaar mehr. Nach dem Brand der alten Hagemannschen Scheune blieb das neu errichtete Dach unbesetzt. Dafür kann man ein vom Umfang her riesiges Nest in Brandingen auf einer Roterle in der Nähe des Achterhauses bewundern. Auch in den umliegenden Dörfern trifft man überall Störche an. In Konradswaldau bei Brieg (dort wohnte mein Onkel) konnte ich einmal 29 Weißstörche auf einem Kleestück zählen.

Bis zum Jahre 1935 war mein Vater sog. zweiter Lehrer und stand den Klassen 1 bis 4 vor. Wer bei meinem Vater in die Schule eingetreten ist, wird sich erinnern, dass er am ersten Schultag jährlich immer die gleiche Geschichte den Neuanfängern erzählte, nämlich die Geschichte von Heiner im Storchennest. Was die ersten zwei Jahre anbelangt, die ich zu meinem Vater in die Schule ging, so traf der übliche Spruch „Lehrers Kinder, Pfarrers Vieh, gedeihen selten oder nie“ zwar nicht zu, denn wir sind ja alle was geworden, aber zu den lieben Erinnerungen zählen diese Jahre nicht, zumal ich nicht der fleißigste war. Da waren die Mädchen, wenn ich stellvertretend an Papra Micka und Polotzek Gretel denke, die beide so gut rechnen konnten, weit fleißiger. Ich erinnere mich auch, dass ich als erster in meiner Klasse die Bekanntschaft mit dem Rohrstock machte. Ansonsten aber haben wir bei meinem Vater viel gelernt und vieles ist mir in meinem

späteren Leben zugute gekommen. Strengere Erziehungsmethoden waren damals eben üblich.

Die beiden Schulklassen waren so angelegt, dass die Schüler das Licht immer von links bekamen, deshalb in der ersten Klasse das Pult hinten und in der zweiten Klasse vorn. Bis zum Jahre 1935 stand in jedem Klassenraum ein Kachelofen. Diese wurden dann von eisernen Öfen abgelöst, weil die Wärmespendung der ersteren doch zu lange dauerte. Obligatorisch war es, dass in jedem Klassenraum ein Spucknapf vorhanden sein musste. In der Ecke neben dem Ofen stand eine Kiste, in die alle nicht verzehrten Lebensmittel, besonders Schnitten, hineingetan werden mussten. Es war streng verpönt, Lebensmittel verderben zu lassen. Eine gute Erziehungsmethode, wie ich meine.

In der Unterklasse (1. bis 4. Schuljahr) war vorn vor der Tafel ein großer Sandkasten. Ab und zu wurde dieser in Heimatkunde benutzt. In der Klasse der Großen waren eine Menge Exponate vorhanden, so erinnere ich mich an einen ausgestopften Eisvogel und mehrere in Spiritus eingelegte Schlangen und auch an ein versteinertes Stück Holz barg der Schrank. In beiden Klassen hing an der Vorderfront ein Kruzifix und am Pfeiler zwischen dem ersten und zweiten Fenster hing ein Bild des damaligen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Als dieser dann am 2. August 1934 starb, erinnere ich mich noch an eine Feierstunde und das Bild wurde mit einem Trauerflor versehen. Eine Feierstunde gab es auch, als 1935 das Saargebiet nach einer Volksabstimmung wieder dem Deutschen Reich eingegliedert wurde.

Eine Attraktion hatte die Klasse der Großen. Dort stand schon ein Radiogerät, das damals noch aus zwei Teilen bestand; denn der Lautsprecher war noch separat aufzustellen. Im Garten

war eine hohe Holzstange eingegraben und dorthin führte eine oberirdische Leitung, um die Sendewellen einzufangen. Ich erinnere mich, besonders dann nach 1933, als das Mithören bestimmter Übertragungen für die Schulen obligatorisch geworden war, dass wir immer mehr kreischende und pfeifende Nebengeräusche in uns aufnehmen mussten als das, was wir eigentlich hören sollten.

Die Kath. Schule diente auch immer als Wahllokal. Vor 1933 gab es ja viele Wahlen. An die Reichstagswahl am 5. März 1933 kann ich mich noch gut erinnern. Morgens herrschte ein feuchtes Schlaggerwetter, nachmittags fing es an zu schneien und abends war die Landschaft mit einer weißen Schneedecke überzogen.

Solange ich mich zurückerinnern kann, war die Palluch Marie die Reinigungsfrau (heute modern: Raumpflegerin) in der kath. Schule und auch später nach 1941, als die Konfessionsschulen zur Einheitsschule zusammengelegt worden waren; sie gehörte einfach zum lebenden Inventar der Schule. Sie wohnte im alten Gutsblock der Schäfergasse, wo auch Wasner, Stellmach und Hoba ihre Bleibe hatten. Während der Ferien wurden die Klassenräume vom Malermeister Christ aus Eckersdorf neu gestrichen und die Holzdielen von Marie stark eingeölt, sodass nach Wiederbeginn des Unterrichts eine neue saubere Atmosphäre unverkennbar war. Im Jahre 1936 trat nicht nur für die Schulkinder, sondern auch für die Bewohner des Schulgebäudes eine sichtbare Erleichterung ein. Es wurde nämlich eine Wasserleitung gebaut, sodass das Wasserschleppen endlich ein Ende hatte. Die umfangreichen Arbeiten waren einer Firma aus Mangschütz übertragen worden. Das Schulgrundstück verfügte über zwei Tiefbrunnen. Der eine stand hinter dem Schulhaus und der zweite mitten im Schulgarten.

Im Jahre 1935 war Lehrer Hermann Hentschel zur Schwirzer kath. Schule gekommen, nachdem Lehrer Hase in die Grafenschaft Glatz versetzt worden war. Ich hatte das Glück, so muß man es ehrlich sagen, noch zwei volle Jahre von Lehrer Hentschel unterrichtet zu werden. Er stammte aus dem Eulengebirge, und wir haben viel bei ihm gelernt. Er konnte sehr gut und innig erzählen und wenn er sich auf den Klassentisch setzte und die Beine baumeln ließ, dann wussten wir, jetzt kommt eine Erzählung aus dem ersten Weltkrieg. Dabei konnte er uns so fesseln, dass am Ende nicht nur seine, sondern auch unsere Augen feucht waren. Allerdings war auch bei ihm das Vorhandensein eines Rohrstockes obligatorisch, und ich gestehe freimütig, ab und zu mit diesem Bekanntschaft gemacht zu haben. Dieser Stock war ein ganz besonderes Stück. Und das kam so. Eine Kurzwanderung „in die Gorken“ war angesagt. Die Gorken sind ein nicht sehr großes Waldgebiet, 181 m über NN, das mitten in einem großen landwirtschaftlich bewirtschafteten Gebiet zwischen den Dörfern Schwirz, Eckersdorf, Dammer und Sterzen-dorf liegt. Direkt an diesem Wald vorbei führt die Eisenbahnlinie von Dammer nach Eckersdorf in Richtung Namslau. Mancher wird sich an den ganz in der Nähe am Feldweg zwischen Dammer und Eckersdorf stehenden Bildstock in Form eines Wegekreuzes erinnern, der übrigens heute noch steht. In dieses Waldgebiet waren wir gewandert, als unserem Lehrer eine ganz besondere etwa daumenstarke Wurzel auffiel, die sich eventuell als Züchtigungsmittel eignen könnte. Tatsächlich wanderte dieser Stock mit in die Schwirzer Schule und war von da an der etatmäßige Rohrstock. Sicher ist er mit allem anderen Inventar der Schule im Januar 1945, beim Einmarsch der Sowjets, ein Raub der Flammen geworden.

Wie immer im Leben, so bleiben bestimmte Begebenheiten besonders haften und so erinnere ich mich an eine Unterrichtsstunde im Freien hinter der lutherischen Pfarrei, als er uns recht anschaulich die Himmelsrichtungen und alles was dazu gehört, erklärte. Den Spruch dazu habe ich nunmehr schon meinen Kindern und Enkeln beigebracht. „Im Osten geht die Sonne auf, im Süden ist ihr Mittagslauf, im Westen will sie untergehn, im Norden ist sie nie zu sehn.“

Insgesamt gesehen, vergleicht man das mit heute, herrschten in der Schwirzer Schule „Zucht und Ordnung“. Alle paar Tage wurde die Anwesenheitsliste abgerufen, das war wohl so Vorschrift. Die „Wochner“, wie sie genannt wurden, waren verantwortlich für das Vorhandensein der Utensilien zur Reinigung der Tafeln usw. Auch die Tinte in die kleinen Tintenfässchen, die in die Bänke eingearbeitet waren, hatten sie nachzugießen. Füllfederhalter hatte niemand und Kugelschreiber gab es noch nicht. Alles musste noch eintauchen.

War eine Schulperiode zu Ende und Ferien begannen, fand am letzten Schultag unter den Fahnen die Abschlußfeier statt, wobei am Schluss die Nationalhymne gesungen wurde. Gleiches passierte zu Beginn des Unterrichts nach den Ferien. Im Schulhof vor der Scheune standen zwei Fahnenmasten. Am linken Mast wurde immer die schwarz-weiße preußische Flagge gehisst. Rechts, vor 1933, die schwarz-rot-goldene Fahne, die ja von der Nationalversammlung 1919 als Nationalflagge bestimmt worden war. Als die Nationalsozialisten am 12. März 1933 diese Regelung wieder abschafften und die Reichsfarben schwarz-weiß-rot wieder einführten, wurden auch in der Schule zeitweise drei Flaggen gehisst. Und zwar die Preußische Fahne schwarz-weiß, die Hakenkreuzfahne und die Fahne mit den Reichsfarben. Das war

eine ziemlich umständliche Angelegenheit, musste doch die Fahne mit den Reichsfarben mit einer langen Stange durch das Dachfenster des Schulgebäudes befördert werden.

Klassenfahrten mit großen Geldausgaben, wie das heute üblich ist, gab es damals nur höchst selten. Das gaben die finanziellen Verhältnisse der Menschen nicht her. Vor dem Krieg gab es nur zwei Fahrten mit dem Bus in unser schlesisches Land, dieses Land, das einmal eine der schönsten Perlen Deutschlands genannt wurde. Die erste Fahrt, es war wohl 1934, führte zum Zobten, dem charakteristischen, hoch aus der Ebene herausragenden Bergkegel von 718 Metern. Der Busunternehmer war aus Brieg. Ich selbst konnte damals nicht an der Fahrt teilnehmen, ich hatte wieder einmal einen Arm gebrochen. Die zweite Busfahrt ging zur Hohen Eule, 1014 m hoch, bei Langen-Bielau. Es mag 1936 gewesen sein. Auch diesmal musste ich zu Hause bleiben, ich hatte beide Arme in Gips. In meinen damaligen Gemütszustand kann ich mich noch heute versetzen. Ich heulte vor Wut und hätte in die Erde versinken mögen, als der Bus mit meinen fröhlichen Kameraden davonfuhr.

Die jedes Jahr stattfindenden Wanderungen in die nähere Umgebung von Schwirz zählen zu meinen liebsten Jugenderinnerungen aus der Volksschulzeit. Sie waren dazu angetan, unseren geistigen Horizont über die Gemarkungsgrenzen von Schwirz hinaus zu erweitern und unsere nähere Heimat kennenzulernen.

Das Ziel der ersten Wanderung, ich war damals sechs Jahre alt, war Seidlitz und Umgebung. Das Dorf grenzt direkt an den Stoberfluss, der dort die Grenze zwischen Nieder- und Oberschlesien bildete. Es gehörte schon zum Regierungsbezirk Oppeln. In

Seidlitz beginnen die sich in unendlicher südöstlicher Weite ausdehnenden Poppelauer-, Eichendorfer-, Friedrichsthaler-, Ilnauer- und Kreuzburgerhüttener Forsten. Die Stoberauer und Carlsruher Forsten waren die beliebtesten Wälder der Schwirzer zum Blaubeerpflücken. Um zu Fuß in letztere zu gelangen, musste man eine Holzbrücke über den Stober, nordöstlich von Seidlitz gelegen, überqueren. Diese Brücke als Zielpunkt hatten auch wir, als unsere Schulwanderung begann. Südwestlich am Schwirzer Wald entlang, am letzten Haus von Purmann Paul vorbei, ging es durch die Feldgemarkung Richtung Brücke. Wer heute am Schwirzer Wald entlang wandern würde, würde erstaunt sein, wie sich dort alles verändert hat. Links vom Weg bis nach Brandingen hin ist ein vielleicht 200 m breiter sandiger Feldstreifen aufgeforstet worden, sodass man heute dort nur durch Wald geht. Aber noch gut erkennbar und im Wald integriert sind die Akazienstreifen und Inseln zu sehen, die schon damals in unserer Zeit vorhanden waren. Die Holzbrücke am Stober war unser Platz zum Baden, als wir noch nicht schwimmen konnten; denn der Stober führte kein tiefes aber sehr kühles Wasser. Als ich im April/Mai 1996 im Schwirz weilte, wollte ich unbedingt ergründen, ob diese alte liebe Brücke noch vorhanden sei oder, es hätte mir auch genügt, wenn ich den alten Standort noch hätte feststellen können. So begab ich mich zu Fuß in Richtung Stober und begann mit meiner Suchaktion dort, wo der Krogullnoer Mühlenbach in den Stober mündet. Wie überall in der Heimat, kam mir auch hier ein Jugenderlebnis in Erinnerung und zwar so nahe, als sei es gestern gewesen. An einem Sonntagnachmittag - es mag 1937 gewesen sein - fuhr ich mit Josef Czekalla - wir alle nannten ihn Jakob Czekalla - mit dem Fahrrad zu besagter Brücke, als wir in einer Stausperre eines kleinen Grabens einen für uns sehr großen Fisch entdeckten. Ohne zu zaudern war uns klar, was mit diesem zu geschehen

habe. Wir beförderten ihn in den Fischhimmel, was gar nicht so einfach war und Josefs Mutter Emilie wird sich gefreut haben, eine Aufbesserung ihres Speisezettels zu erfahren. Josef Czekalla - er war Jahrgang 1928 - deckt leider schon der grüne Rasen, er wurde viel zu früh abberufen.

Als ich nun in Gedanken versunken immer weiter am nördlichen Ufer des Stober weiter wanderte, fiel mir auf, dass die weiten Wiesenflächen, auf denen auch die Schwirzer Bauern, ja sogar Herr Hoffmann vom Restgut Hönigern, das Heu machten, umgepflügt waren. Man hatte anschließend Getreide gesät und als ich ein Stück über diese abgeernteten Getreideflächen ging, entdeckte ich eine nicht geringe Menge Raseneisensteine, die durch den Pflug nach oben befördert waren. Der Raseneisenstein kommt in unserer Gegend relativ häufig vor. Er bildet sich in sumpfigen Lagen und dort wo das Grundwasser hoch ansteht und ist von brauner bis schwarzer Farbe und mit Ton vermischt. Unsere Schwirzer Vorfahren wussten auch diese Spende der Erde zu nutzen und verwendeten sie zum Bau ihrer Ställe und Häuser. Am besten und auffälligsten sichtbar sind diese Steine noch in der Scheune von Bernhard Schubert in der Pfarrgasse. Als dieser etwa 1936 eine neue Scheune baute und die alte noch mit Stroh gedeckte abgerissen hatte, verwendete er den noch brauchbaren Westgiebel und integrierte diesen in den neuen Bau. Und in dieser alten Mauer sind relativ große Raseneisensteine zu sehen, teilweise sogar mit kleinen dunklen Steinen in den Mauerfugen verziert. Auch in den alten verlassenen Mauern des Wohnhauses von Franz Wallek am Ende des Dorfes nach Gülchen zu rechts - das Haus ist schon lange nicht mehr bewohnt - kann man die dunklen Steine noch sehen.

Zurück zur Brücke. Obwohl ich ziemlich genau wusste, wo

die Holzbrücke gestanden hatte, war es mir leider nicht möglich, auch nur die geringsten Anhaltspunkte zu entdecken. Ich war darüber sehr traurig gestimmt, denn viele Erinnerungen aus der Jugendzeit verbinden mich mit diesem Ort. Letzten Endes muß man einsehen, dass der Zahn der Zeit nagt, unaufhörlich und die Erde dreht sich weiter und wird alles verändern und so wird es noch tausende Jahre weiter gehen. Die Polen haben übrigens in diesem Bereich eine neue Betonbrücke gebaut und zwar kann man jetzt von Böhlitz aus über diese Brücke nach Seidlitz gelangen. Geht man durch das Dorf Böhlitz von Bankwitz kommend an den alten Domschen Scheunen und Ställen vorbei, an der Schule vorbei (der letzte deutsche Lehrer hieß Rabe) bis zum letzten Haus auf der rechten Seite, überquert dann die Bache - richtig Kreuzburger Wasser genannt - so kommt man an ein einsam gelegenes rotes Ziegelhaus, das auch heute noch bewohnt ist. Von da aus führt der Feldweg über die Brücke ins Oberschlesische. Im letzten Haus vor der Bache wohnt übrigens das deutsche Ehepaar Cislak. Herr Cislak ist Ende April 1996 verstorben und ist auf dem Friedhof in Bankwitz beigesetzt worden. Den Ort Böhlitz, der südlichste Ort des alten Kreises Namslau, könnte man eigentlich „Ort des Flieders“ nennen. Durchwandert man das Dorf im Mai, so ist die Luft von einem angenehmen Fliederduft erfüllt und wo man hinschaut, hat sich im Laufe der Jahrzehnte überall der Flieder ausgebreitet in einer Menge, wie ich es noch nie woanders gesehen habe.

Zurück zu unser Schulwanderung. Wir überquerten also die Brücke und strebten, nun auf der Südseite des Stober, mit dem Lied auf den Lippen „Graue Kolonnen ziehen in der Sonnen“ - so war das damals eben - dem Orte zu. Wer Seidlitz kennt weiß, dass das erste Haus am Stober die Schule war. Es war ein außergewöhnlicher Bau und zwar deshalb, weil auf dem Dach ein in

dieser Gegend einmaliges Glockentürmchen angebracht war. In der Regel statteten die uns führenden Lehrer bei solchen Wanderungen den Kollegen einen kurzen Besuch ab und dann ging es wieder auf einem anderen Weg zurück nach Hause. Das Dorf Seidlitz macht heute keinen guten Eindruck. Schon die Signaturen der Karten zeigen, dass in diesem Gebiet das Grundwasser hoch ansteht und stellenweise auch sumpfige Bereiche vorkommen. Die völlige Abgeschiedenheit des Ortes und die weiten Entfernungen zum nächsten Arbeitsplatz haben die dort wohnende polnische Jugendgeneration überwiegend veranlasst abzuwandern, sodass man sagen kann, dass etwa 30 % bis 40 % der dort stehenden Häuser, die alle noch aus deutscher Zeit stammen, unbewohnt sind. Unwillkürlich kommen einem da Gedanken an die Menschen, die hier einmal mit großem Fleiß ihr Dasein gefristet und alles aufgebaut haben, die mit ungeheurer Energie sich einen bescheidenen Lebensstandard geschaffen hatten und dem Boden das Nötigste abgerungen haben, das man zum Lebensunterhalt brauchte.

In diesem Zusammenhang sollten die Anfang der dreißiger Jahre sich im Poppelauer Wald abgespielten Ereignisse Erwähnung finden. Südlich von Seidlitz beginnt ja schon der Stoberauer Forst, der nach Alt-Hammer fast nahtlos an den Poppelauer Forst übergeht. Viele werden sich wieder daran erinnern. Eine vierköpfige geschwisterliche Räuber- und Wilddiebsbande - die Gebrüder Schüller - machten dieses ober-schlesische Waldgebiet an unserer Grenze monatelang unsicher. Ich kann mich noch sehr gut an die Erzählungen und Diskussionen meines Vaters mit älteren Schwirzer Bürgern über diese Ereignisse erinnern. Mein Vater stammte ja aus Oppeln und da mein Großvater viele Jahre auf der westlichen Oderseite bei Oppeln eine Jagd gepachtet hatte, war mein Vater über alles, was mit Jagd, Wild und Na-

tur zusammenhing, äußerst interessiert. Da die Annahme nicht abwegig erscheint, dass diese gefährliche Verbrecherbande bei ihren Wilddiebstreifzügen auch das südlichste Namslauer Kreisgebiet, also die Gegend unserer Heimat um Schwirz, Städtel, Bankwitz und Böhlitz, berührte, möchte ich auf dieses Schüllerphänomen etwa näher eingehen. Erst in letzter Zeit bin ich rein zufällig an Unterlagen aus dieser Zeit gekommen.

Die Gebrüder Schüller - Fritz, Hermann, Willi und Erich - waren zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, etwa zwischen 1902 und 1912, geboren. Wo sie genau herstammten, ist mir nicht bekannt. Aber auf Grund der örtlichen Ausdehnung ihrer Streifzüge ist zu vermuten, dass sie in der Gegend irgendwo zwischen Oppeln und Ohlau zu Hause waren. Ihren aufsehenerregendsten Clou veranstalteten alle vier Brüder am 12. Mai 1935 auf der Bahnstrecke Breslau - Dresden, als sie den Eilzug überfielen. Sie hatten sich mit Masken unkenntlich gemacht und den Wärter der Blockstelle Rothwasser überfallen und gefesselt. Dann stellten sie die Signale auf „Halt!“ und brachten so den aus Kohlfurt kommenden Eilzug zum Halten, erbrachen den Postwagen, hielten den Beamten Pistolen vor und raubten mehrere Geldkisten mit insgesamt 52 Tausend Mark. Es war dunkel und so konnten sie mit ihrer Beute entkommen. Bereits nach wenigen Tagen gelang es der Polizei, den bereits bekannten Einbrecher Fritz Schüller festzunehmen. Er hatte sich in Strehlen versteckt und war noch im Besitz von 8000 Mark. Auf die Ergreifung der andern drei Brüder wurde eine Belohnung von 10 Tausend Mark ausgesetzt.

Etwa ein Jahr später ereignete sich in der Försterei Klink, dicht am Oderdamm, etwa drei Kilometer südwestlich von Poppelau gelegen, ein folgenschwerer Zusammenstoß der Gebrüder

Hermann und Willi Schüller mit Forst- und Gendarmeriebeamten, der im Nachhinein mit drei Toten endete. Der Forstschutzhilfe Gebel befand sich in den Vormittagsstunden des 1. Juli 1936 auf einem Reviergang. Im Jagen 205, dicht am Oderdamm, stieß er in einer Grabenmulde, in dichtem Unterholz, auf zwei Männer, die, in Decken gehüllt, fest schliefen. Der Forstschutzhilfe schöpfte sofort Verdacht, zog sich zurück und machte seinem Vorgesetzten, dem Revierförster Rietzschel, sofort Meldung. Letzterer benachrichtigte auch den zuständigen Gendarmeriemeister Buchmann. Man vermutete tatsächlich schon die Gebrüder Schüller. Alle drei schlichen sich nun bewaffnet an das Lager der fest Schlafenden heran und weckten sie mit dem Zuruf „Ausweise vorweisen!“. Es entspann sich ein langes Palaver, indem die beiden Verdächtigen sich so verhielten, dass die Beamten bald merkten, dass diese in dieser Situation nur Zeit gewinnen wollten. Bei der Prüfung der den Beamten vorgezeigten Legitimationspapiere, die, wie sich später herausstellte, gefälscht waren, kam es zum Gerangel und zum Schusswechsel. Plötzlich, noch bevor die Sachen der Verdächtigen durchsucht worden waren, zog einer der Verdächtigen die Pistole und zielte auf den Revierförster Rietzschel. Dieser war aber schneller, brachte mit Blitzesschnelle sein Gewehr in Anschlag und von einer Schrotladung - 3 1/2 mm - in Hals und untere Gesichtshälfte getroffen, stürzte der Räuber mit zerschossenem Kopf tot zusammen. Es kam zu einer regen Schießerei zwischen den Beamten und dem noch lebenden Verdächtigen. Bei diesem aufregenden Vorgang, der sich nur in wenigen Minuten abgespielt hatte, fielen 23 Schüsse, wobei der noch lebende Räuber aus zwei Pistolen 14 Schüsse abgegeben hatte. Aber auch ihn selbst ereilte das Schicksal. Von einer Kugel getroffen, sackte er tot zusammen. Wie sich später herausstellte, war Letzterer Willi Schüller und der bereits erschossene Räuber Hermann Schüller. Aber auch der Gendarmeriemeister

Buchmann war schwer verwundet. Er hatte einen Armschuss und zwei schwere Bauchschüsse erhalten. Er verstarb am 6. Juli 1936. Der Forstschutzgehilfe Gebel hatte zunächst einen Oberschenkelfleischschuss erhalten. Ein zweiter Schuss durch seinen Rock entpuppte sich als Streifschuss, aber der dritte Schuss traf ihn in die Brust. Sein Notizbuch kam ihm aber zu Hilfe, die Durchschlagskraft der Kugel wurde gebremst, sodass er am Leben blieb. Die nachfolgende polizeiliche Untersuchung des Gepäcks förderte zwei Pistolen, Kaliber 6,35 und 7,65 mm, 150 Patronen, einen Marschkompass und 600 Mark zutage, für damalige Verhältnisse eine beachtliche Summe. Das übrige, beim Eisenbahnraub erbeutete Geld hatten sie in 13 Monaten ihrer Flucht ausgegeben.

Das waren aber nicht die einzigen Untaten der Gebrüder Schüller. Schon 1932 verübten sie in der Gegend von Brieg und Breslau zahlreiche Einbrüche. In Löwen/Kreis Brieg überfielen sie am 8. Oktober 1932 eine Kolonialwarenhandlung und erschossen den Inhaber Kaufmann Ludwig.

Am 18. April 1936 hatte die Kriminalpolizei Kenntnis von einem Aufenthalt des Hermann Schüller in einer Parkanlage in Brieg erhalten. Bei der versuchten Festnahme schoss dieser sofort auf die Beamten und es entwickelte sich ein Feuergefecht, in dessen Verlauf Schüller verwundet wurde. Trotzdem gelang es ihm zu entkommen.

Bei ihren Streifzügen erbeuteten sie einmal im Brieger Schlachthof 23 Schweinehälften. Bei einer Treibjagd in Schönau fungierte Willi Schüller unerkant als Treiber, nur mit der Absicht auszupaldowern, wie man an die Hasenstrecke herankommen könnte. Nachts wurde dann die Gesamtstrecke von 85 Ha-

sen geraubt. Man brach in die Gemeindegasse in Peisterwitz ein und stahl 3000 Mark, die Forstkasse in Karlsmarkt erleichterte man um 2400 Mark, dem Raiffeisenlager Brieg raubte man 4000 Mark und zu guter Letzt bereicherte man sich in der Gemeindegasse in Lossen um 800 Mark. Karlsmarkt ist in der Luftlinie nur 9 Kilometer von Schwirz entfernt.

Die beiden überlebenden Brüder Fritz und Erich Schüller standen im November 1936 als Angeklagte vor der Großen Strafkammer des Landgerichts Breslau. Die Verhandlung dauerte sechs Tage. Der Staatsanwalt hatte gegen die Mitglieder der Räuber- und Hehlerbande insgesamt 153 Jahre Zuchthaus beantragt. Die Gebrüder Schüller erhielten je 15 Jahre Zuchthaus. Fritz und Erich wurden, insbesondere wegen des Mordes an dem Kaufmann Ludwig in Löwen, zum Tode verurteilt. Erich erhängte sich am 12. Dezember 1936 im Gefängnis, sein Bruder Fritz wurde am 4. Februar 1937 hingerichtet.

Dem Revierförster Rietzschel und dem Forstschutzbeamten Gebel wurden in Anerkennung ihres tapferen Verhaltens beim Kampf mit den beiden gefährlichen Räubern der Ehrenhirschfänger verliehen, eine Auszeichnung, die in dieser Zeit und bei derartigen Anlässen üblich war.

Nun aber wieder zurück zum Abschluss unserer Schulwanderung. Zu guter Letzt noch eine Begebenheit von dieser lieben Holzbrücke über den Stober. Als wir eines Nachmittags wieder einmal zum Baden an der Brücke weilten und leider mehr Blödsinn machten als „die Polizei erlaubt“ - was genau will ich gar nicht beschreiben - erschien die alte „Staren“ aus Schwirz - so nannten wir sie - vollbepackt mit Kannen voller Blaubeeren, die sie im Oberschlesischen gesammelt hatte. Sie schimpfte auf uns

und wollte alles meinem Vater erzählen. Das aber war die Alarmstufe eins, denn das hätte Schnicke bedeutet. Sie hatte Einsehen mit uns, verpetzte uns nicht, vielleicht auch deshalb, weil sie öfters auch meiner Mutter Blaubeeren verkaufte. Auf besagter Brücke wurde man, wenn man Pech hatte, auch manchmal vom Förster kontrolliert, denn im Preußischen musste man zum Sammeln von Blaubeeren einen Schein haben, der damals fünfzig Pfennige kostete.

Liebenswerte Erinnerungen sind auch mit einer Schulwanderung zu den Altmühlteichen verbunden. Es mag im Jahre 1935 gewesen sein und ich erinnere mich, dass dieser Ausflug von der katholischen und der evangelischen Schule zusammen durchgeführt wurde, denn alle drei Schwirzer Lehrer - mein Vater, Herr Hentschel und Herr Zimm - waren mit von der Partie. Wir wanderten an der Doe dem kleinen Dorfteich vorbei, am Sägewerk, wo es immer so schön nach harzigem Kiefernholz roch, ließen den Judenfriedhof rechts liegen, durchquerten die Sandwüste südöstlich des Bauernwaldes und erreichten den Altmühlbereich dort, wo der Feldweg aus Städtel die schöne alte Kastanienallee am ersten Teich erreichte. Kurz vor diesem Teich war das letzte Stück des Weges von uralten dicken Eichen eingerahmt. Als ich 1992 zum ersten Male nach dem Krieg diesen Weg wieder zu Fuß entlang marschierte, fand ich zunächst diese alten Eichen nicht. Bald aber kam ich dahinter, dass all diese Wiesen dort in den letzten 40 Jahren aufgeforstet worden waren. Die Flächen dort, die sich in unserer Jugend als Wiesen darstellten, sind heute Bruchwälder aus Roterlen, Weiden und Pappeln geworden. Und so fand ich mich auch bald wieder zurecht und entdeckte auch die dicken Eichen. Sie säumen allerdings nur noch die nördliche Seite des alten Feldweges, die südlichen sind restlos entfernt worden. Das gesamte Altmühlgebiet stellt sich jedem Na-

turfreund als außerordentlich reizende, schöne und friedliche Landschaft vor. Es ist ein Platz der himmlischen Ruhe, selten, dass man einem Menschen begegnet. Das alte Wohngebäude mit der schönen alten Steintreppe, wo Herr Müller Emmich mit seiner Familie wohnte, ist leider Opfer des ausgehenden Krieges geworden. Der Pole, der heute dort wohnt, hat sich auf gleichem Grundstück ein kleines Häuschen gebaut. Das alte Backhaus aber stammt noch aus der Emmichzeit. Unweit des Hauses brütet wie eh und je der Weißstorch in einer hohen Erle. Geht man über die Brücke, so erreicht man den ersten Teich, der wohl der größte von allen dort vorhandenen Teichen ist und auch in unserer Jugend der Badeteich war. Auch unser Schulausflug führte uns zu diesem Teich, aber baden durften wir nicht. Die Lehrer wollten wohl die Verantwortung für eventuelle negative Vorkommnisse nicht übernehmen. Es war ja bekannt, dass das Wasser dieser Teiche durch die vorhandenen tiefen Gräben manchmal erheblichen Temperaturschwankungen unterworfen war. Nur Lehrer Zimm wagte sich ins Wasser und unternahm einen Ausflug etwa hundert Meter in den Teich hinein. Wie gefährlich das Baden in diesen Teichen sein konnte, erlebte ich etwa im Jahre 1936, als unser Nachbar Johannes Marcinek, der ein jüngerer Bruder des Friseurmeisters August Marcinek war, in diesem Teich ertrank. Ich werde nie vergessen, wie man seine Leiche nach Hause brachte und zunächst auf Stroh in der Scheune aufbahrte. Das Weinen und Klagen der Angehörigen, Nachbarn und Dorfbewohner über den tragischen Tod dieses jungen Menschen hat sich in mir so eingepägt, dass diese Eindrücke bis zum heutigen Tage nie verwischt wurden. Er fand seine Ruhestätte auf dem Schwirzer Friedhof direkt am Zaun des vorbeiführenden Feldweges zur alten Reichsstraße. Sein Grabstein war in den siebziger Jahren noch vorhanden, heute fehlt er.

Als wir dann älter waren und bereits schwimmen konnten, verlegten wir unseren Badeplatz weiter nach Osten in Richtung der Bahnbrücke. Der riesige Karpfenteich wurde nämlich in der Mitte von der Bahnlinie Ilnau - Namslau durchschnitten. Es war herrlich anzusehen, wenn der Nachmittagszug mit der 64zigen Lokomotive, mit drei Personen- und einem Gepäckwagen dampfend und manchmal pfeifend von Oppeln kommend die große Wasserfläche auf dem Eisenbahndamm überfuhr. Das Bild, das uns da geboten wurde, hätte zum Zwecke der Touristenreklame nicht besser sein können. Der Badeplatz an der Schleuse war nicht ungefährlich, denn es gab dort tiefe Gräben. Im Herbst wurden an dieser Stelle die Schleusen geöffnet und das Wasser in den Stober zu seiner lagen Fahrt in die Oder und Ostsee entlassen.

Neben den vielen Vogelarten, die immer die Teiche bevölkerten, waren wir manchmal auch Zeugen einmaliger Naturerlebnisse, nämlich dann, wenn sich ein anziehendes Gewitter bemerkbar machte. Dann begann das „Karpfenspringen“. Steil aus dem Wasser springend und in sanftem Bogen in dieses wieder hinein, das ging solange, bis sich das Gewitter entlud. Man muss heute erschreckend feststellen, dass wir als Kinder damals äußerst leichtsinnig gehandelt haben, wenn wir nämlich, schon bei Blitz und Donner, immer noch nicht das Wasser verlassen wollten. Die Gefahren richtig abzuwägen, das war uns in diesem Alter wohl noch nicht gegeben.

Keine hundert Meter von dieser Badestelle entfernt, befand sich die bogenförmige eiserne Bahnbrücke über den Stober, ein typisches Bauwerk des vorigen Jahrhunderts. Obwohl es natürlich verboten war, diese Brücke zu besteigen, bot diese sich für uns als Klettergerüst ja geradezu an. Davon machten wir regen

Gebrauch. Hatte man den höchsten Punkt erklommen, war der Blick frei auf die höchstens hundert Meter entfernte alte Försterei Ulrikenhof. Diese Försterei und ihre Umgebung boten ein Bild der Beschaulichkeit und Einsamkeit, obwohl der Forsthof von Gänsen, Enten und Hühnern bevölkert war. Direkt auf der Südseite des Stober gelegen, wurde das Grundstück im Norden von den großen Teichen, im Südosten von großen Bruchwäldern begrenzt. Der Hof war von riesigen alten Eichen eingefasst, die auch heute noch vorhanden sind. Der Stober war dort in der Regel die Grenze zwischen den Kreisen Namslau und Oppeln, trotzdem gehörte die Parzelle des Ulrikenhofes noch zum Kreise Namslau. Das ganze Gebiet um die Altmühle war Besitz derer von Heydebrand. Als ich im Mai 1993 an dieser Stelle verweilte und nur noch Reste der alten Grundmauern davon kündeten, dass hier einmal fleißige Menschen gelebt und gearbeitet haben, entdeckte ich am Rande des alten Gartens, der heute mannshoch von Kräutern und Sträuchern aller Art überwuchert ist, einen blühenden Fliederstrauch als Relikt aus alter deutscher Zeit. Wieder fiel mir ein Vers aus „Schillers Glocke“ ein:

„Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück -
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt.“

Der damalige Förster dort hieß übrigens Heimlich. Sein Sohn war ein rasanter leidenschaftlicher Motorradfahrer. Viele in den Dörfern nach Namslau zu werden ihn gekannt haben, wenn er mit achtzig Sachen durch die Dörfer brauste, dass Hühner und Gänse auseinanderstoben. Aber es gab noch einen zweiten

„Rennfahrer“ in damaliger Zeit in unserer Gegend, das war der junge Graf Sauerma aus Sterzendorf. Zeitweise mit weißem, manchmal mit rotem Rennwagen raste er durch Schwirz auf der Landstraße in Richtung Brieg. „Der Graf“ hieß es immer, wenn das laute Geknatter des Rennwagens zu hören war.

Zum Andenken an diese einsame und idyllisch gelegene Försterei Ulrikenhof habe ich mir im Herbst 1993 von der herrlichen Kastanienallee, die dort vielleicht in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts angelegt worden war, Kastaniensaatgut mitgenommen. Hier in der neuen sog. zweiten Heimat in Hessen habe ich schlesische Kastanien nachgezogen und zum fünfzigsten Jahrestag der Vertreibung der Schlesier drei davon in meinem ehemaligen Staatsrevier der Revierförsterei Hauwurz des Hessischen Forstamtes Neuhof, Kreis Fulda, auf einem markanten Platz des Gieseler Forstes eingepflanzt. Ich habe die Absicht, später an einen Stein eine kleine Tafel anzubringen, zur Mahnung und ewigen Erinnerung an unsere schöne Heimat in Schlesien.

Nun zurück zu unserer Schulwanderung. Wir verließen die Teiche, benutzten wieder die herrliche Kastanienallee und strebten über die Sandwüste südöstlich des Bauernwaldes wieder unserem Heimatort Schwirz zu. Auch hier muss ich noch eine Erinnerung an den Mann bringen. Im Dritten Reich wurden ja die Sonnenwendfeiern am 21. Juni wieder eingeführt. Sie sollten an den Lichtglauben unserer germanischen Vorfahren erinnern, die zu diesen Sommer- und Wintersonnenwendfeiern auch die gebogenen Blasinstrumente, die sogenannten Luren, benutzten (Wer kann sich noch an dieses Germanenbild erinnern, das in der Klasse der Unterstufe zeitweilig und öfters hing?). Einmal fand diese Sonnenwendfeier für Schwirz und Städtel zusammen in diesem Sandgebiet statt, ansonsten, etwa zwei- oder dreimal,

baute man die Holz- und Reisighaufen neben dem Friedhof auf. Wenn die Feuerzungen dann endlich die Spitze erreicht hatten, wurde das Lied „Flamme empor“ gesungen. Das Sandgebiet am Bauernwald, das in unserer Zeit brach lag, ist heute gänzlich aufgeforstet.

Natürlich kann ich nicht jede Wanderung beschreiben, die in den Jahren meiner Volksschulzeit durchgeführt wurde. Eine aber scheint mir noch erwähnenswert, weil diese ganz besondere Vorkommnisse zu verzeichnen hatte. Es mag im Jahre 1935 gewesen sein, als die kath. Schule eine Wanderung zum Ort Saabe unternahm. Von den Lehrern war mein Vater und Herr Hentschel dabei. Unser Ausflug führte uns zunächst durch die Pfarrgasse, vorbei an der Luth. Pfarrei, wo Herr Pfarrer Kabitz residierte. Auf dem Abkürzungsweg zum Friedhof erreichten wir diesen dort, wo unser Weg die alte Reichsstraße 118 erreichte. Von dort bogen wir in nordwestlicher Richtung in den Feldweg ein, der durch fruchtbare Ackerlandschaft führt und nach etwa zwei Kilometern nördlich von Dachsberg den Charlottenauer Wald erreicht. Letzterer hieß eigentlich richtig „Forst Carlsruhe“, weil er zum alten Besitztum des Herzogs von Württemberg gehörte, das von Carlsruhe aus verwaltet wurde. Gleich im ersten Bereich dieses Waldgebietes gab es zu damaliger Zeit große Mengen von Himbeeren und Brombeeren. Letztere wurden in unserer Heimat Kratzbeeren genannt. Es war ja noch die Zeit, als sich Frauen überwiegend mit landwirtschaftlichen und häuslichen Arbeiten beschäftigten, stolz waren, am Ende des Sommer so viel wie möglich eingekocht zu haben, zumal sich später nach Beginn des Krieges die ersten Versorgungsschwierigkeiten bemerkbar machten. So blieb es nicht aus, dass unsere Mutter uns öfters, mit der Milchkanne bewaffnet, in diesen Wald schickte, um Himbeeren zu sammeln. Schnell hatte man die Kanne voll. Aber einmal pas-

sierte uns ein Missgeschick. Meine Schwester Sieglinde und ich gerieten beim Sammeln und Pflücken unbeabsichtigt in ein Wespennest und hatten im Nu das ganze Volk rebellisch gemacht. Ich bekam drei Stiche ziemlich nebeneinander in den Unterschenkel verpasst, deren Folgen noch wochenlang spürbar waren.

Der noch über vier Kilometer lange Weg bis nach Saabe führte uns durch ein herrliches Waldgebiet. Bald erreichten wir das Vorwerk Grünwald mit dem idyllisch gelegenen Forsthaus, wo in damaliger Zeit Herr Simossek seinen Dienst versah. Als ich im April 1993 mit meiner Frau und meinem Enkel, beruflich ausgestattet mit einigem forstfachlichen Sachverstand, diese damalige Wanderung nachvollzog, war ich erstaunt über die gute Qualität dieser Kiefernbestände im Charlottenauer Wald. Hat man einen schönen Tag erwischt, so verleiht die Sonne, besonders wenn sie abends nicht mehr im Zenit steht, den Bäumen in den oberen Hälften ein schwach rötlich-gelbes Aussehen. Das bewirkt die Spiegelrinde und ist ein Zeichen für gute Holzqualität. Franz Wallek aus der Pfarrgasse - heute Nürnberg - konnte sich, als ich beim Schlesiertreffen mit ihm sprach, an mehrere Wanderungen dorthin erinnern, und er machte mich auf eine alte dicke Eiche aufmerksam, die, auf Weisung meines Vaters, von mehreren Schülern immer umfasst werden musste, um die Stärke zu demonstrieren. Tatsächlich fand ich diese Eiche noch. Sie steht dort, wo der Waldweg auf die Straße Hönigern - Saabe trifft. Mit Ehrfurcht stehe ich immer vor solchen alten Bäumen, die mehrere menschliche Generationen überlebt haben. Wie viele Menschen, fröhliche und traurige, mag diese Eiche wohl gesehen haben? Wie viele mögen an ihr vorbeigezogen sein; Förster, Waldarbeiter und Bauern, Schulkinder und Erwachsene, Soldaten, Krieger und fahrendes Volk? Und wieviel Nahrung mag dieser Baum den

Tieren des Waldes - Rotwild, Rehwild und Wildschweinen - gespendet haben?

Kurz nach dieser alten Eiche tritt man aus dem Wald heraus und bald hatten wir das auf der linken Seite mitten im Dorf liegende Schulgebäude erreicht. Die Lehrer zogen sich zu einem kurzen Plauderstündchen mit ihrem Kollegen zurück und die Saabener Schüler freuten sich über die wesentlich verlängerte Pausenzeit. Aber so friedlich ging die ganze Angelegenheit nicht ab, denn bald begann zwischen den Saabener und Schwirzer Jungens ein sich immer weiter ausartendes Wortgefecht. Böse Wort wurden her- und hinübergeschleudert - ich kann mich noch genau daran erinnern - die man einfach nicht zu Papier bringen kann. Zu guter Letzt bewaffneten sich beide Seiten mit Akazienstöcken, die ja so schöne Dornen haben, um den Gegner weiter einzuschüchtern. Zum mörderischen Kampf kam es nicht, weil plötzlich zum Abmarsch geblasen wurde. Wir verließen das Dorf Saabe, sahen vom Waldwege aus das so verträumt und halb versteckt liegende Forsthaus Charlottenau und erreichten dann, über Waldfried marschierend, wieder unser Heimatdorf. Als ich dann zu Hause meinem Vater von der Saabener Schülerschlacht erzählte, war er sehr erstaunt, denn kein Lehrer hatte etwas davon gemerkt und die Aufsichtspflicht verletzt zu haben, wollte sich sicher kein Lehrer nachsagen lassen. Der damalige Förster in Charlottenau war übrigens Herr Fuhrmann, ein Bruder des Lehrers und Amtsvorstehers in Städtel.

Wie überall in den Schulen ist die Freizeitgestaltung der Kinder in den Pausen Modeerscheinungen unterworfen. Irgendwoher bringen Kinder neue Spiele mit, die sich dann schnell verbreiten und auch eine gewisse Zeit anhalten. So war das auch in unserer Schulzeit. Wer erinnert sich noch an die Spiele der Un-

terstufe? „Wer fürchtet sich vom schwarzen Mann?“ Antwort: „Niemand“. „Wenn er aber kommt?“ Antwort: „Laufen wir alle davon.“ Oder: „Mäuschen, Mäuschen komm heraus!“ Antwort: „Ich mag nicht.“ „Ich geb' dir ein Pfund Speck usw.“ Antwort: Ich mag nicht.“ „Dann kratz' ich dir die Augen aus.“ Antwort: „Versuchs doch mal.“ Mit wachsender Begeisterung konnten wir Kleinen uns mit diesen Spielen beschäftigen, zumal diese ja auch mit körperlichen Anstrengungen verbunden waren, denn man musste ja dem schwarzen Mann bzw. der Katze entfliehen.

Die Großen gaben sich natürlich mit solchen „Kindereien“ nicht ab. Hier hatten schon handfestere Dinge Vorrang. Schwirz war schon damals ein begeistertes Fußballdorf und so konnte es nicht ausbleiben, dass bei den Großen das Fußballspiel den ersten Stellenwert einnahm. Dem stand aber ein Verbot entgegen, das jegliches Fußballspielen im Hofbereich der Schule nicht zuließ. An und für sich war das plausibel, denn der nicht sehr breite Schulhof mit den langen Fensterfronten des Wohnhauses und der Klassen war für Ballspiele nicht besonders geeignet. Aber verbotene Früchte schmecken eben besser, und so kam es immer wieder vor, dass verbotenerweise nach dem Ball getreten wurde. Hier muss noch folgende Kuriosität vermerkt werden: Vor 1933, der Zeit der Wirtschaftskrise mit den vielen Arbeitslosen, ließ den Menschen einfach kein Spielraum, Geld für vermeintlich unwichtige Dinge auszugeben. So war es den Jungen - von Taschengeld war damals sowieso keine Rede - einfach nicht möglich, einen Ball zu kaufen. Aber Not macht erfinderisch und so wurden aus alten Stoffresten Bälle zusammengenäht und diese erfüllten letzten Endes auch ihren Zweck. Als ich dann wieder einmal auf dem Boden des alten Schulhauses zwischen Akten, alten abgelegten Bildern und besonders Bergen von interessanten Schulbüchern aus der Bismarck- und Kaiserzeit herumstö-

berte, entdeckte ich in einer alten Seifenkiste bestimmt mehr als zehn alte selbstgemachte Stoffbälle aller Größen. Sie waren wohl - ob des Verbots - von den Lehrern den Schülern abgenommen worden und fristeten nun ein jämmerliches Dasein. Den größten Konflikt mit dem Fußballverbot hatte wieder einmal ich selbst heraufbeschworen und das kam so. Es war wohl im November des Jahres 1936, als mich an einem nebeligen Nachmittag meine Freunde quälten, doch mal meinen Lederfußball zu holen, denn sie wollten auf dem Schulhof ein bißchen bolzen und der Lehrer, also mein Vater, sei ja um diese Zeit sowieso bei Frauenholz auf dem Gemeindebüro. Nun, Fußball war meine Leidenschaft und so begann des Schicksals Lauf. Wir bolzten zwischen den alten Bäumen auf dem schmalen Schulhof herum bis mein Schuss plötzlich die Ursache eines lauten glassplitternden Geräusches war und die teure, große, undurchsichtig gerippte Schulfensterscheibe in tausend Stücke ging. Plötzlich hatten meine Freunde keine Zeit mehr, einer nach dem anderen verkrümelte sich, nur einer blieb, mein Freund Hannes, dessen Schicksal ich in Nr. 147/95 des Namslauer Heimatrufs beschrieben habe. Um es kurz zu machen. Am Abend bezog ich in der Schulklasse von meinem Vater fürchterliche „Schnicke“. Herr Tischler Thomas musste noch spät am gleichen Tage eine neue Scheibe einsetzen, und ich kann mich erinnern, dass mein Vater fünf Mark bezahlen musste. Nur einen Haken hatte die ganze Sache. Das gleiche Muster der gerippten undurchsichtigen Scheibe war nicht mehr vorhanden, es musste ein anderes eingesetzt werden. So wurde diese nun auffallende Fensterscheibe ein Andenken an meine Freunde, an mich und meinen Ungehorsam, bis auch dieses Zeichen im Inferno des Januar 1945 für immer unterging.

Manche der damaligen Schüler werden nachdenken müssen, wenn ich mich kurz mit dem „Pinkern“ befassen möchte. Es war

wahrscheinlich tausende Weißstörche formierten und in großer Höhe in südöstliche Richtung einschwenkten, um mit unseren besten Wünschen über den Balkan, den Bosphorus, Syrien und über den Nil zu ihren Winterquartieren nach Südafrika aufzubrechen. Kommt wieder ihr lieben Störche, ihr gehört doch zu unserer Heimat!

Die sportlichen Verhältnisse der Schule waren für damalige Verhältnisse optimal. Unser Weg zum Sportplatz war nicht weit. Man marschierte durch den immer gepflegten Schulgarten und berührte dabei keine Straße. Wir Jugendlichen waren immer sehr stolz auf unseren Sportplatz, weil wir festgestellt hatten, dass sich die Plätze in den Nachbardörfern mit dem unsrigen nicht messen konnten. Ein auf dem Platz aus Holz gefertigter Schuppen sorgte für die Unterbringung der für damalige Zeiten recht zahlreichen Sportgeräte. Ein fest installiertes Turngerüst erfreute sich bei uns großer Beliebtheit. Es war mit einer Kletterleiter, zwei metallenen Kletterstangen, einem Klettertau und noch einer freien Leiter ausgestattet. Wollte man mit dem Hosenboden auf dem obersten Querbalken herumrutschen, musste man schon schwindelfrei sein und etwas Mut mitbringen. War man aber oben, kam man den Hagemannschen Störchen näher und man konnte während des Sommers interessante Aufzuchtbeobachtungen machen. Der Sportplatz verfügte sogar über ein WC, natürlich ohne Spülung, es war ein „Häusel“ wie es damals eben so war. Am Hagemannschen Bretterzaun waren weiße Zahlen angebracht. Sie dienten zur Erleichterung des Ablesens der Schlagballwurfentfernungen an den jährlichen Wettkampftagen. Hinter dem Fußballtor war eine vorbildliche Weitsprunggrube entstanden und an der Seite zu Marcinek hin befanden sich einige Bänke für die Zuschauer bei sportlichen Veranstaltungen. Als letzter Baum an der Grenze zu den Koppeln von

Frauenholz stand eine dicke Weide, die wir Kinder besonders liebten, weil sie zum Klettern außerordentlich geeignet war. Von hoher Warte aus, verborgen in ihrem Laub und ihren Ästen, konnte man interessante Beobachtungen machen. Die zwei Tore des Fußballplatzes - es waren noch Viereckbalken - waren rot-weiß gestrichen und mit Ballfangnetzen aus Drahtgeflecht versehen. Nach unserem Sprachgebrauch nannten wir die Tore in der Regel „Kisten“. Der vorbildliche Zustand der Anlagen war mit darauf zurückzuführen, dass es in Schwirz einen eingetragenen Fußballverein gab. „Urheber“ dieses Vereins war der uns allen bekannte hochgewachsene Gerhard Troncik aus der Salzgasse.

Nun einiges über die interessante Geschichte dieses Vereins. Gerhard Troncik besuchte Mitte der zwanziger Jahre als Fahrschüler die höhere Schule - so nannte man das damals auf den Dörfern - in Namslau und war nebenbei noch ein begeisterter Fußballer. Trotz der damals knappen Mittel brachte er es doch fertig, für sich und seinen Bruder Hans in Namslau Fußballschuhe und einen Fußball zu erstehen. Nun begann - ca. zwei Jahre lang - jeden Sonntag das Gebolze auf dem Sportplatz. Mit von der Partie waren damals: Hannes und sein Bruder Konrad Marcinek, die gleich neben dem Sportplatz wohnten, Herbert Kunert von der Fleischerei, Fritz Thomas aus der Tischlerei, Georg Prczybilla, ein Lehrling der Tischlerei Thomas, Herbert Schön, Sohn des Schmiedemeisters, Konrad Wallek und Richard Thomas, beide aus der Puskengasse, Kurt Tichauer und noch ein Lehrling des Geschäftes Schifftan, Gotthard und Paul Baudis aus der Salzgasse, Albert Czekalla und Anton und Oskar Lempart. Als der Schwirzer Landjägermeister Mispel nach Namslau versetzt wurde, kam als Nachfolger der viel jüngere Landjägermeister Alfred Bendix von Dammer nach Schwirz. Letzterer war ein ebenfalls begeisterter Fußballanhänger und hatte schon in Dam-

eine Spielart der „Großen“ und geschah mit alten ungültigen ausgemusterten Münzen. Durch die Inflation 1923 hatte ja eine Geldentwertung stattgefunden und nicht unerhebliche Mengen Münzen, nunmehr ungültig, waren in den Häusern geblieben. Man sollte sich einmal erinnern, dass eine Goldmark von 1914 am 15. November 1923 einer Billion Reichsmark entsprach. Mit diesen alten Münzen wurde nun in den Pausen gepinkert. Zu diesem Spiel waren zwei Schüler erforderlich. Der zuerst beginnende schlug eine Münze gegen die geputzte Mauer der alten Schulscheune oder auch an das Holztor, die dann abprallte und irgendwo, bis zwei Meter von der Wand entfernt, liegen blieb. Der zweite Schüler tat das gleiche. blieb nun seine Münze von der ersteren nur soweit entfernt liegen, dass man beide mit Daumen und kleinem Finger erreichen konnte, so hatte man gewonnen und durfte die Münze des Gegenspielers behalten. Da gab es natürlich gefürchtete Spezialisten, die schnell das Säckel des anderen leer machten. Gleiches geschah auch beim so genannten „Schippern“ mit den bunten Kugeln, die in ein vorbereitetes kleines Erdloch befördert werden mussten.

Nach abgelaufenen Ferien tun sich am ersten Schultag in der Regel Lehrer und Schüler schwer. Mein Vater hatte eine Angewohnheit, es in der ersten Stunde nach Wiederbeginn langsam angehen zu lassen und sich mit den Kindern über die verflossenen Ferientage zu unterhalten. So spielte sich in den zwanziger Jahren nach Ablauf der Weihnachtsferien in der Unterstufe folgende wahre Begebenheit ab: In der regen Unterhaltung meldete sich plötzlich Fritzchen (Name ist geändert) und berichtete, dass es zu Hause am ersten Weihnachtsfeiertag zu Mittag gebratene Rebhühner gegeben habe. Als mein Vater neugierig fragte, wo sie diese wohl hergehabt haben, erzählte Fritzchen Folgendes: „Hinter unserer Scheune haben wir einen Göpel und die An-

triebsstange geht durch das Scheunentor und dort ist ein kleines Loch. Mein Vater streut dann Spreu um den Göpel und dann kommen die Rebhühner und fressen davon. Er setzt sich dann mit dem Tesching hinter das Scheunentor und knallt sie durch das Loch ab. Rebhühner schmecken besser als unsere Haushühner.“

Ein einmaliges Naturschauspiel möchte ich nicht in Vergessenheit geraten lassen. Ich bin meinem Vater dankbar, dass er uns Schülern damals die Beobachtung des Sammelns der Störche ermöglichte, obwohl eine bis zwei Unterrichtsstunden dabei ausfielen, denn nie wieder in meinem Leben habe ich in natura so etwas erlebt. Es war im Jahre 1934, zufällig in jenem Jahr, als eine internationale Storchbestandsaufnahme stattfand, wobei Schlesien nach Ostpreußen, Pommern und Brandenburg recht erfolgreich abschnitt.

In Schwirz und dem südlichen Namslauer Land war es August geworden. Die Landschaft begann ganz langsam ein herbstliches Gesicht anzunehmen. Die Wiesen waren kahl geschnitten und die letzten Heufuder schwankten heran, begleitet vom Getrappel der Pferde auf dem dörflichen Granitsteinpflaster. Über den Dörfern - es war um den zwanzigsten August herum - schwebten jetzt unter dem blauen schlesischen Sonnenhimmel die Störche. Sie hatten sich zu kleinen Flügen zusammengeschlossen und zogen ihre Kreise. In wundervollem Segelflug glitten die Tiere durch die Luft, sich fast ohne Flügelschlag immer höher schraubend. Nicht immer war der Sammelpunkt zum jährlichen Abflug nach dem Süden an gleicher Stelle. Aber in diesem Jahr hatten sich die Störche Schwirz ausgesucht, es sollte der Hauptsammelpunkt sein. Die gesamte Orientierungsphase hat sicherlich zwei Stunden gedauert, bis sich dann hunderte, ja

mer den Versuch unternommen, einen Fußballverein zu gründen, was ihm aber nicht gelang. In Schwirz wurde Herr Bendix bald auf Gerhard Tronczik und seine Fußballkameraden aufmerksam, bestellte Gerhard zu sich und schnell wurde der Entschluss zur Vereinsgründung gefasst. Es kam dann 1929 zur Gründung des „VfR Schwirz“ - Verein für Rasenspiele Schwirz - mit der Bestimmung des Gasthauses Paul Pospiech als Vereinslokal. Erster Vorsitzender wurde Landjägermeister Alfred Bendix, zweiter Vorsitzender Gerhard Tronczik, dritter Vorsitzender Josef Morzinek, der gleichzeitig zum Kassenwart und Schriftführer berufen wurde. Als Zeugwart wählte man Alfred Sobania. Gleichzeitig einigte man sich auf die Vereinsfarben grün-weiß (grün-weiß gestreiftes Hemd, grüne Hose und grüne Stutzen). Spielführer der ersten Mannschaft wurde Gerhard Tronczik. Die Euphorie der Gründung brachte es mit sich, dass der Verein noch am Gründungstag an Zahl zunahm. So wurden schnell Mitglied: ein gewisser Janietz, er war Lehrling in der Bäckerei Dimke, Hannes Morzinek, Paul Kulla, er war landwirtschaftlicher Arbeiter bei Fritz Busse, Willy Türpitz, der erste Tormann der ersten Mannschaft, der Schuhmacher Kollenda, der dann später Torhüter wurde, als Willy Türpitz eingezogen war. Im zweiten Vereinsjahr stieß dann ein gewisser Kosubke aus Mangschütz zum Schwirzer Verein, spielte in der ersten Mannschaft und entwickelte sich als Mittelstürmer bald zu einem gefürchteten Torjäger. 1930 wurden dann die ersten Verbandsspiele ausgetragen. Unter anderen spielten mit Schwirz folgende Dörfer: Dammratsch Kreis Oppeln, Dammer, Steinersdorf, Noldau, Strehlitz, Grambschütz. Es wurden aber auch viele Freundschaftsspiele ausgetragen, so unter anderen gegen Falkowitz, Glausche und Schmograu, sowie Kauern und Karlsmarkt Krs. Brieg. Ich ging wohl in das erste Schuljahr, und ich erinnere mich an ein begeisterndes Spiel gegen Reichsbahn Oels (ich glaube so hieß der Verein richtig), das

8 : 3 gewonnen wurde. Bedenkt man, dass die Fahrten in die Dörfer alle per Fahrrad stattfanden und dass manchmal dreißig und mehr Kilometer zurückzulegen waren und vergleicht man das mit heutigen Verhältnissen, so kann man getrost sagen, dass es unter diesen damaligen Gegebenheiten heute keine Fußballvereine mehr geben würde.

Als dann im Jahre 1935 die sechsmonatige Arbeitsdienstpflicht eingeführt wurde und am 16. März 1935 die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht verkündet wurde, begann langsam aber sicher der allmähliche Niedergang des Vereins. Einer nach dem anderen wurde zu den Fahnen gerufen und die Personaldecke reichte bald nicht mehr zur Durchführung geordneter Spielabläufe aus. Trotzdem gab es in den Jahren vor 1939 immer wieder Fußballspiele in Schwirz, aber der Schwung der beginnenden dreißiger Jahre war dahin. Einen leichten Auftrieb gab es dann wieder in den ersten Kriegsjahren, als wir durch die damaligen Jugendorganisationen wieder Fußballspiele austrugen. Ich selbst war damals auch mit in der Mannschaft. Wir spielten zweimal gegen Karlsruhe O/S, gewannen das Heimspiel in Schwirz 6 : 1 und brachten auch aus Karlsruhe einen 2 : 1 Sieg nach Hause. Auch in Strehlitz gewannen wir 2 : 1. Höhepunkte der damaligen Zeit waren zwei Spiele, die wir jeweils in Namslau vor der Heldeninsel austrugen und die vor einer relativ großen Zuschauerkulisse stattfanden, denn viele Zuschauer damals waren verwundete Soldaten, die in Namslau im Lazarett lagen und für die so ein Fußballspiel eine willkommene Abwechslung war. Das erste Spiel verloren wir 3 : 1, aber im zweiten Spiel konnten wir dem „großen Namslau“ doch ein 1 : 1 abtrotzen, und ich erinnere mich, dass „Bubi“ Schlumps, der Spielführer der Namslauer, seine Mannschaft mehrmals mit dem Ruf „mehr Einsatz“ anspornte.

Nun aber zurück zu den schulischen Verhältnissen. Das evangelische Schulgebäude, das versteckt eingebettet hinter den alten Linden des lutherischen Kirchplatzes an der Puskengasse - später Pfarrgasse - lag, ist von der Bausubstanz her älter gewesen als das katholische Schulhaus. In diesem Gebäude gab es nur einen Klassenraum, also acht Schuljahrgänge mussten in einem Raum unterrichtet werden. Der Schulleiter dort war Hermann Zimm. Er kam im Jahre 1926 nach Schwirz und versah gleichzeitig den Organistendienst in der lutherischen Kirche. Seine Wiege stand in der alten Festungsstadt Graudenz an der Weichsel in Westpreußen. Über Brandenburg und Thüringen war er nach Schlesien gekommen. Sein Vorgänger in Schwirz war Lehrer Johannes Moch gewesen, der sich am 17. Oktober 1924 in Karlsruhe O/S erschossen hatte. Er war am 18. Dezember 1875 geboren und soll, wie ich von Zeitzeugen erfahren konnte, den Ort seiner Beisetzung, nämlich Schwirz, vor seinem Tod festgelegt haben.

Als ich im Oktober 1994 den alten Schwirzer Friedhof untersuchte, nachdem man ihn von allen Sträuchern und sonstigem Bewuchs befreit hatte, und alle noch vorhandenen Grabsteine registrierte, fand ich auch den sehr ansprechend behauenen Grabstein des Lehrers Moch. Aus der beschrifteten Steinplatte geht hervor, dass es sich wohl um ein Doppelgrab gehandelt hat und dass beabsichtigt war, auch seine Frau später dort zu bestatten. Entweder ist letzteres nicht mehr geschehen oder man hat die ergänzende Beschriftung der Tafel nicht mehr vorgenommen. So wird unser alter Schwirzer Friedhof noch manche Geheimnisse mitnehmen in die Ewigkeit.

Wie ich erfahren konnte, ist das doch recht große Grund-

stück des Kirch- und Schulplatzes mitsamt dem späteren Schulgebäude in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einem gewissen Gottlieb Misterek der altlutherischen Kirche zum Bau eines Gotteshauses geschenkt worden. Dabei handelt es sich vermutlich wohl um die Vorfahren des Bauern Erich Misterek, der an der Kreuzung, zusätzlich zu seiner Wirtschaft, noch eine Tankstelle betrieb. Dieser war nämlich evangelisch, während die Bewohner des zweiten Bauernhofes Misterek Martin in der Salzgasse katholisch waren. So ist also das evangelische Schwirzer Schulhaus ein altes Bauernhaus gewesen, wie man auch noch bis 1945 an den vorhandenen Ställen und der Scheune feststellen konnte. Gegenüber der evangelischen Schule auf der anderen Seite der Pfarrgasse befand sich, in der Nachbarschaft zu Franz Walleks Elternhaus, noch ein Gartengrundstück, das ebenfalls der Schule gehörte. Während des Krieges wurde es von Lehrern und Schulkindern bewirtschaftet, vor allem auch deshalb, um den Kindern einige Kenntnisse über Gartenarbeit zu vermitteln. Sicherlich ist dieses Gartengrundstück im Zusammenhang mit der Schenkung im 19. Jahrhundert zu sehen. Ein erinnerungswürdiges Kuriosum des Herrn Lehrer Zimm möchte ich noch in Erinnerung rufen. Die Lehrer damals waren ja alle Soldaten gewesen, hatten aktiv gedient und wenn Schulkinder marschierten, musste eben alles seine disziplinierte Ordnung haben. Herr Zimm ließ den Marschtakt mit einer mitgeführten Trommel schlagen. Wenn man im Dorf diese Geräusche vernahm - bumm, bumm-bumm, bumm, bumm - dann wussten alle, die evangelischen Schulklassen marschieren zum Turnen auf den Sportplatz.

Jüdisches Leben in Städtel

Der jüdische Friedhof, der östlich der alten Reichsstraße 118 zwischen den Dörfern Städtel und Schwirz, aber auf Städteler Gemarkung lag, war für uns keine Besonderheit, er gehörte einfach in unsere heimatliche Landschaft. Seit Generationen kannte man ihn. Befuhr man die Straße Schwirz - Städtel, so lag er stets vor Augen und auch auf der Straße Schwirz - Dammer hatte man Blickkontakt zu ihm. Dass jüdische Mitbürger von Zeit zu Zeit dort zum Besuch ihrer verstorbenen Angehörigen zusammen kamen, kannte man, das gehörte einfach zu unserem dörflichen Leben. Wir alle wussten damals wohl nicht, dass dieser jüdische Friedhof etwas Außergewöhnliches war. Hierzu ist es erforderlich, einen kleinen Ausflug in die Geschichte des Dorfes Städtel zu wagen.

Die einzige größere jüdische Dorfgemeinde im Gebiet des Regierungsbezirks Breslau war die jüdische Gemeinde in Städtel. Die anderen großen jüdischen Gemeinden lagen in Oberschlesien, von denen Cziechowa, Kraskau und Langendorf als die bekanntesten zu nennen sind. Das Dorf Städtel war zu jener Zeit Eigentum des Herzogs von Braunschweig-Oels, dessen Verwaltung sich in Carlsruhe O/S befand. Das Dorf bestand bis zum Jahre 1813 aus drei Teilen: Erstens der Kolonie, worin meistens herrschaftliche und von Juden bewohnte Häuser standen, zweitens dem eigentlichen Städtel (in dem noch bis zum Jahre 1800 Krammärkte stattfanden) und drittens der Dorfgemeinde. Im Jahre 1813 legte der damalige Bürgermeister sein Amt nieder, sodass das sogenannte Städtel und die Dorfgemeinde zu einem Dorf verschmolzen, dem sich dann auch die sogenannte „Kolonie“ anschloss.

Die Ansiedlung von Juden auf grundherrschaftlichen Dörfern ist in Schlesien erst seit dem 17. Jahrhundert üblich. Das war auch in Städtel so. Wie in anderen schlesischen Dörfern kamen Juden zum ersten Mal nach Städtel, als sie, infolge des schwedisch-polnischen Krieges 1655 bis 1660, aus Polen flüchten und in Schlesien vorübergehend Aufenthalt suchen mussten. Nach Beendigung der Unruhen haben sich die meisten Juden wieder über die Grenze in ihre Heimatstädte zurückbegeben; nur einige wenige blieben zurück. In ganz Nieder- und Mittelschlesien waren es ungefähr 40 Personen, von denen sich der größte Teil im Kreise Namslau aufhielt. Zu den Dörfern, in denen sich Juden zumeist als Branntweinschankpächter - genannt Arrendatoren - niederließen, gehörte auch Städtel. Bereits im Jahre 1657 hielt sich dort eine vierköpfige Familie mit einem Knecht auf; der Name dieses Juden war Salomon Aronowicz. Er betrieb den Branntweinschank und muss großen Unternehmungsgeist besessen haben, denn er war auch Pächter des Branntweinauschanks in Windisch-Marchwitz. Diese fünf Personen zählende Familie ist die Begründerin der jüdischen Gemeinde in Städtel. Seit dieser Zeit gehört Städtel zu den Orten, in denen bis etwa 1925 ununterbrochen Juden ansässig gewesen sind. Es ist verbrieft, dass der 1694 dort anwesende Pächter 80 Taler Pacht bezahlte, ein für die damalige Zeit sehr hoher Betrag.

Nach 1700 kommen in Städtel geborene Juden sowohl in Breslau, als auch in den Kreisen Bernstadt und Namslau vor. So war ein gewisser Joachim Alexander, der seit 1718 Branntweinschankpächter in Fürstl.-Ellguth Kreis Bernstadt war, in Städtel geboren. Ein Moses Israel aus Städtel hielt sich 1722 zu Breslau auf. Um 1712 muß auch ein Moses in Städtel gelebt haben, denn damals sind ihm zwei Söhne dort geboren worden. Salomon war

1741 Fleischerknecht in Dammer und Joseph ist 1746 in Nassadel nachweisbar.

Im Jahre 1737 lebten in Städtel schon sechs Judenfamilien. Ihre Namen waren: Arje, Pottaschbrenner; Cassriel Benjamin; Löbel Eibenitz; Jakob Deutsch Eibenitz; Lazarus Alexander und Salomon Pinkus. Fünf dieser Familien müssen von dem Edikt des Jahres 1738 betroffen worden sein, das nämlich die Ausweisung aller nichtprivilegierten Juden aus Schlesien verfügte. Nach der Eroberung Schlesiens durch Preußen finden wir im Jahre 1744 nur noch einen wieder, nämlich den in Fürstenstädtel (?) geborenen Lazarus Alexander, der damals Schankpächter in Städtel war und eine Judentoleranzgebühr von 6 Reichstalern und 16 Groschen im Jahre 1743 entrichtet hatte. 1744 übernahm der aus Polnisch-Lissa ca. 1710 gebürtige Fabian Pinkus die Pottaschbrennerei. Im Jahre 1746 wurde der Branntweinschank in Städtel an den ca. 1722 in Fürstl. Ellguth, Kreis Bernstadt, geborenen Salomon Joachim verpachtet. Drei jüdische Familien lebten 1746 in Städtel, nämlich die des Arrendators, des Pottaschsieders und seines jüdischen Angestellten, während sich in den Dörfern der Umgegend im Kreise Namslau weitere 13 Familien befanden, die an Toleranzgeld zusammen 192 Taler aufbrachten. Diese Dorfjuden, die auch zur Städteler jüdischen Gemeinde gehörten, lebten in den Dörfern Dammer, Steinersdorf, Noldau, Strehlitz, Nassadel, Eckersdorf, Lorzendorf, Groß-Butschkau und Klein-Butschkau im Reichthaler Ländchen.

Im Jahre 1751 gehörten zum Toleranzamt Namslau elf Judenfamilien, von denen fünf in Städtel ansässig waren, während die übrigen sechs Familien in den Dörfern Dammer, Eckersdorf, Noldau, Strehlitz und Steinersdorf lebten. Die Namen dieser fünf Familien waren: Salomon Joachim, Branntweinpächter; Pinkus

Tobias, Pottaschbrenner; Löbel Simon, Botenläufer; Löser Alexander und Samuel Joseph, Krankenwärter. Alle, auch die auswärtigen, gehörten zur Städteler jüdischen Gemeinde. Neben 194 Christen lebten 1757 26 Juden in Städtel. Sie machten also 12 % der Einwohnerschaft aus. Sie bildeten vier Familien, wobei auch ein Schulbediensteter für die religiösen Funktionen in der Städteler Gemeinde dabei war. Also dürfte sich schon damals eine jüdische Betstube dort befunden haben.

Während der Regierungszeit Friedrich des Großen (1740 - 1786) vergrößerte sich die Städteler jüdische Gemeinde langsam aber unaufhörlich. Der Hauptzug nach Städtel kam aus den oberschlesischen Dörfern, da die Herrschaft in Städtel den Zuzug wegen der damit verbundenen Einnahmeerhöhung begünstigte. Während in anderen Dörfern Juden gewöhnlich nur als Branntweinschankpächter bestehen konnten und zugelassen waren, stand es in Städtel den Juden frei, auch andere Berufe, im Handel und Handwerk, zu ergreifen und sich davon zu ernähren. Dies war der Hauptgrund für die Vermehrung der Städteler Jüdenschaft. So hatte sich 1773 die Zahl der Familien auf zehn erhöht, von denen zwei aus Windisch-Marchwitz und je eine aus Polnisch-Marchwitz, Gülchen und Krogullno zugezogen waren. Da die bestehenden Häuser für die Juden nicht mehr ausreichten, sah sich die Herrschaft genötigt, im Jahre 1772 vier neue Häuser zu erbauen, die sie den Juden verpachtete. 1778 war die Zahl der jüdischen Familien bereits auf achtzehn angewachsen (71 Personen).

Im Jahre 1780 wurde eine hölzerne Synagoge in Städtel erbaut, die wohl die Vorgängerin der 1809/10 erbauten Steinsynagoge war. Die Einweihung fand am 3. Juli 1811 statt. Dazu war

eine gedruckte Festschrift erschienen.

Am 8. März 1780 trat ein Preußisches Gesetz in Kraft, welches festlegte, „dass die Edelleute sich bei ihren Wirtschaften keiner Juden bedienen sollen, sondern die Juden sich nur mit Handel und Commerz zu beschäftigen haben.“ Dies hatte zur Folge, dass Juden ihre Pachten aufgeben mussten. So wurde Städtel im Jahre 1780 ein Zufluchtsort für die Arrendatoren (Branntweinschankpächter). Im Laufe des Jahres 1780 fand eine Tagung seitens der schlesischen Landjudenschaft statt, die zum Ziele hatte, gegen dieses Edikt zu protestieren. Aus dem Kreise Namslau waren zur Teilnahme drei Delegierte bestimmt, nämlich zwei Namslauer Juden, Fischel Moses und Mendel Löser, sowie der Städteler Oberälteste Jochem Joseph. Trotz aller Proteste mussten die jüdischen Pächter mit Ablauf des Jahres 1780 endgültig die von ihnen zum Teil schon sehr lange innegehabten Pachtungen aufgeben, das heißt ihre Wohnorte verlassen.

In der Städteler Gemeinde ist der Zuzug dieser Landjuden deutlich spürbar. In den Jahren 1780 - 1782 nahm die Zahl der dortigen Juden um das Doppelte zu. Von 16 Familien (74 Personen) im Jahre 1780 stieg sie auf 33 Familien (145 Personen) im Jahre 1782. 1783 lebten schon 155 Juden in Städtel.

Im Kreise Namslau, also in der zu Städtel gehörenden Judenschaft, wurden 1780 folgende Juden vom Pachtverbot betroffen: Jakob Löbel im Dominium Jakobsdorf, Simon Moses in Reichen, Pinkus Seligmann im Dominium Giesdorf, Moses Salomon im Dominium Windisch-Marchwitz, Joseph Salomon in Noldau und Samuel Löbel in Steinersdorf. Der größte Teil von ihnen dürfte nach Städtel gezogen sein und die dortige Judenschaft durch kapitalkräftige Mitglieder bereichert haben. 1785 stellte sich als Ergebnis dieser erzwungenen Wohnsitzverschiebung

heraus, dass zum Toleranzamt Namslau 39 Judenfamilien gehörten, von denen 25 in Städtel, 7 in Namslau, 5 in Reichthal und 2 in Noldau wohnten. Einer dieser Städteler Juden war Markus Löbel. Interessant ist, dass sich sein Holzgrabstein, wonach er am 5. Ijar 5565 (= 4. Mai 1805) geboren ist, unter den im Breslauer Jüdischen Theologischen Seminar aufbewahrten Städteler Holzgrabsteinen befand. Auch ein zweiter Städteler Holzgrabstein wurde in Breslau aufbewahrt, nämlich der Holzgrabstein des Bernhard Isaak, gestorben am 5. April 1825, der 1781 von Carlsruhe nach Städtel gezogen war.

Es ist verständlich, dass sich diese große Zahl von Juden in Städtel auf den verschiedensten wirtschaftlichen Gebieten betätigte. Bis etwa 1751 war, wie auch in anderen Dörfern, der einzig gegebene Beruf der des Schankpächters und allenfalls noch der des Pottaschsieders (Pottasche, früher aus Holzasche gewonnen, fand Verwendung als Treibmittel, besonders bei der Herstellung von Lebkuchen, sowie auch zur Seifen- und Glasherstellung). Wegen der zunehmenden Zahl mussten die Juden natürlich nach neuen Erwerbsmöglichkeiten suchen, sodass sich ihr wirtschaftlicher Betätigungskreis vom Schankgewerbe zum Hausierhandel verschob, was auch durch die Wirtschaftspolitik der preussischen Regierung begünstigt wurde, die die Juden vom Schankgewerbe abdrängen und dem Handel zuführen wollte. Günstig für die wirtschaftliche Entwicklung der Juden war der Umstand, dass sich in Städtel keine organisierte christliche Kaufmannschaft wie in den Städten befand, die aus Furcht vor Konkurrenz diesen Entwicklungsdrang hätte behindern können. Unter dem wohlwollenden Schutz der Grundherrschaft entwickelte sich nun unter den dortigen Juden das kaufmännische und handwerkliche Gewerbe. Durch die Vielzahl der Städteler Juden wurden diese zur Spezialisierung im Handel gezwungen. So gab es in

Städtel neben den Krämern und sonstigen Handelsleuten, bald Tabakhändler, Mehlhändler, Glashändler, Pferdehändler. Unter den handwerklichen Berufen war, außer dem Baufach und der Landwirtschaft, fast alles vertreten: Bäcker, Fleischer, Schneider, Schuhmacher, Handschuhmacher, Kürschner, Züchner (Verfertiger von Züchen also Leineweber), Buchbinder, Porzellan-kitter und sogar der künstlerische Beruf des Graveurs bzw. Petschierstechers (Siegel- oder Wappenstecher).

Im Jahre 1812, also vor dem Befreiungskriege, zählte die Gemeinde Städtel 64 jüdische Familien, die alle das Staatsbürgerrecht erhielten. Folgende Namen kamen vor: Bial, Brinitzer, Corona, Deckro, Durra, Epstein, Fachtan, Friedmann, Gadiel, Gohmo, Goldstein, Graveur, Gurassa, Guttmann, Hadda, Jahn, Juttka, Kittany, Laqueur David Lazarus der Rabbiner war, Marek, Mecca, Nachschön, Richter, Rosenstein, Schuftan, Silberstein, Sonnenfeld, Steiner, Tockus, Ucko und Zimmermann. Der in dieser Zeit am häufigsten vorkommende Familienname war Schuftan. Ein gewisser Silberstein Bärman aus Städtel hatte einen Sohn namens Israel, der später in Breslau lebte. Laut der Grabsteinaufschrift auf dem jüdischen Friedhof Breslau in der Lohestraße nahm dieser am Befreiungskrieg 1813/15 teil. Die jüdische Gemeinde Städtel stand damals auf ihrem wirtschaftlichen und zahlungsmäßigen Höhepunkt. Dies zeigte sich auch darin, dass die Gemeinde sogar einen Rabbiner beschäftigte, der dort bis zu seinem am 2. Schwat 5606 (29. Januar 1846) erfolgten Tode amtierte. Sein Gehalt soll allerdings, den dortigen ländlichen Verhältnissen wohl entsprechend, sehr gering gewesen sein. David Lazarus Laqueur war übrigens der erste und letzte Rabbiner von Städtel. Nach ihm fungierten nur noch Kultusbeamte, die Kantor, Schächter und Lehrer in einer Person waren. Als jüdische Beamte in Städtel sind genannt: Lazarus Samuel Gold-

stein, Kinderlehrer um 1810, Joseph Rund, Lehrer um 1820, David Nachschön, Schächter und Graveur um 1824, David Spiegel, Schächter um 1831, Feibisch Bendan, Lehrer um 1844 und Joachim Cohn, Lehrer um 1856. Letzterer hatte im Jahre 1856 eine hebräische Dichtung veröffentlicht.

Zwar hatte die Zahl der Städteler Juden im Jahre 1841 noch 241 Personen betragen, die damals ein Drittel der gesamten 800 Personen zählenden Einwohnerschaft des Dorfes ausmachten; aber seit dem Revolutionsjahr 1848 vollzog sich unaufhörlich der Niedergangsprozess dieser jüdische Gemeinde. Ein Teil der Juden war in das benachbarte Carlsruhe O/S gezogen, das anscheinend günstiger gelegen war und 1848 ungefähr 30 Familien zählte.

Im Juli 1850 erließ die Städteler Synagogengemeinde, als „unstreitig die ärmste in unserer Provinz Schlesien“ bezeichnet, einen von B. Ucko, F. Tockus und M. Ucko unterzeichneten Aufruf zwecks Beihilfe zum Wiederaufbau der eingestürzten Städteler Synagoge. Am 10. Februar 1856 wurde wiederum ein Aufruf erlassen, worin es hieß, dass nur noch 20 arme Familien in Städtel wohnhaft seien, dass die Reichen fortgezogen und durch die inzwischen erfolgte Neubildung des Carlsruher Synagogenbezirks viele Gemeindemitglieder verloren gegangen seien. Zur Abhilfe der Not habe sogar die Gutsherrschaft Holz gespendet.

Bei diesen Verhältnissen war es nicht verwunderlich, dass die Städteler jüdische Gemeinde trotz ihrer immerhin noch großen Mitgliederzahl (sie zählte 1862 siebenundzwanzig Steuerzahler, von denen vierzehn in Städtel, fünf in Bankwitz, je zwei in Dammer und Gülchen, je einer in Hönigern, Minkowsky, Schwirz und Sterzendorf wohnten) ihre Selbständigkeit verlor und dem 1860 gegründeten Synagogenbezirk Namslau als Filial-

gemeinde, neben Reichthal, angegliedert wurde. Die Städteler jüdische Gemeinde versuchte im Jahre 1877 zwar noch einmal durch einen Antrag bei der Regierung die Loslösung von Namslau und die Erklärung zu einer selbständigen Gemeinde zu erreichen, aber die Regierung lehnte wegen der wirtschaftlichen und zahlenmäßigen Schwäche der Gemeinde diesen Antrag ab. Wie arm die jüdische Gemeinde in dieser Zeit gewesen sein muss, ergibt sich daraus, dass sogar die herzoglich-württembergische Verwaltung, an die ein jährlicher Grundzins für Synagoge und Friedhof in Höhe von 20 Talern gezahlt wurde, alljährlich einen Beitrag zur Armenkasse der jüdischen Gemeinde, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf 27 Taler und 24 Groschen belief, entrichtete.

1904 gab es im Bereich Städtel noch 10 jüdische Steuerzahler, von denen vier in Städtel, drei in Schwirz und je einer in Dammer, Bankwitz und Steinersdorf wohnten. Der Kultusbeamte war damals ein gewisser Kleczewski.

Im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts hörte die Filialgemeinde Städtel zu bestehen auf, nachdem die letzten Juden von dort verzogen waren. Friedhof und Synagoge fielen der Namslauer Gemeinde zu, die diese Überbleibsel der alten jüdisch-schlesischen Dorfgemeinde in ihre Obhut nahm und von Jahr zu Jahr in der dortigen Synagoge Gedenkgottesdienste veranstaltete.

Obwohl die hölzerne Synagoge schon im Jahre 1780 entstand, wurde merkwürdigerweise der jüdische Friedhof von der Grundherrschaft erst am 17. August 1787 gekauft. Als Erwerber dieses Friedhofs, der bereits am 31. August 1791 durch Ankauf vergrößert wurde, unterzeichneten den Kaufvertrag der Oberälteste Jochem Joseph und die vier Nebenältesten Abraham Ba-

ruch, Jakob Abraham, Bernhard Isaak und Joseph Samuel.

In unserer Zeit, also vor dem letzten Kriege, hatte der jüdische Friedhof in Städtel eine Größe von 0,3645 ha und eine Außenlänge von 252 laufenden Metern. Er lag nördlich des Dorfes auf der östlichen Seite des Feldweges, der zum Schwirzer Bauernwald führte und beherrschte den dort vorhandenen Sandhügel, der mit Eichen, Buchen und Kiefern bestockt war. Dass jüdische Friedhöfe oft abseits auf Bergen, Hügeln und an Waldrändern liegen, ist eine biblisch begründete Tradition und nicht immer dadurch bedingt, dass kein anderer Platz zur Verfügung gestellt wurde. Der Friedhof galt bei den Juden als unantastbar, als „Haus für die Ewigkeit“. Er durfte nicht aufgelassen, eingeebnet oder verkauft werden. Die Gräber wurden nicht verändert oder neu belegt und auch nicht besonders gepflegt, zumal sie bis etwa 1800 keine Einfassungen besaßen. Auch in Städtel sind die Gräber nicht mit Einfassungen versehen.

Im Herbst 1994 versuchte ich die noch vorhandenen Grabsteine zu zählen. Ich kam auf eine Zahl von etwa 250 Stück, wobei zu berücksichtigen ist, dass der größte Teil davon aufrecht steht, während ein Teil, anscheinend schon seit Jahrzehnten, flach auf dem Boden liegt. Auch in Städtel sind die Grabsteine immer in Richtung Osten gesetzt, gen Jerusalem, die heilige Stadt des Judentums. Der größte Teil der Grabsteine ist auf der Ostseite hebräisch beschriftet, ein geringerer Teil zeigt zusätzlich auch deutsche Beschriftung auf der Westseite. Es kommen auch Steine vor, die im oberen Teil der Ostseite hebräisch und im unteren der gleichen Ostseite deutsch beschriftet sind. Im Sockel einiger Steine hat sich ein Steinmetz aus Brieg, nämlich H. Wenzel, verewigt. Im Südwesten des Friedhofes war der Eingang. Man konnte den Gottesacker nur erreichen, wenn man das Tor der Leichenhalle passiert hatte. Dieses war aber immer verschlos-

sen. Die Leichenhalle, in der gleichzeitig noch ein Raum für Geräte usw. ausgewiesen war, war aus roten Ziegeln gemauert und auch mit roten Dachziegeln gedeckt. Ihre Größe war 6 x 8 m, also 48 qm groß. Wir stromernden Jungen hatten, wenn wir in dieser Gegend waren, einen regelrechten Drang zum Betreten dieses Friedhofes, vielleicht auch deshalb, weil im Frühjahr unzählige Maiglöckchen den Boden schmückten. Da der Eingang immer verschlossen war, blieb uns ja nichts anderes übrig, als die relativ hohe Mauer zu überwinden. Diese war sicherlich 1,60 m hoch und schon als Kinder merkten wir, dass hier sehr aufwendig und arbeitsintensiv gebaut worden war. Während im unteren und oberen Bereich der Mauer Vollsteine Verwendung fanden und damit eine Einsicht ins Innere des Friedhofes nicht gestatteten, waren in der Mitte geometrische gradlinige Figuren mit Hohlräumen entstanden, sodass man durch letztere einen Einblick auf das Gräberfeld erhielt. Der Querschnitt der Mauer war von oben mit länglichen Ziegelsteinen abgedeckt und auf der schräg nach innen abfallenden Oberfläche waren tausende bunte, scharfe Glasscherben in Speis gelegt, die natürlich den Zweck hatten, ein Überklettern unmöglich zu machen. Das aber konnte uns nicht abschrecken und in gemeinsamen Anstrengungen konnten wir dieses Hindernis immer überwinden, wenn auch manchmal die von Mutter selbstgestrickten Strümpfe an den Knien „Federn lassen“ mussten.

Der gute Eindruck, den dieser Friedhof vor dem Kriege noch vermittelt, ist heute gänzlich verfliegen. Man kann noch an den Örtlichkeiten nachvollziehen, wo einst die schöne Mauer gestanden hat. Buddelt man im Boden etwas nach, so kommt hier und da noch ein alter roter Ziegelstein zum Vorschein. Ansonsten ist die gesamte Mauer, einschließlich der Leichenhalle, abgetragen worden. Genaues ist mir darüber nicht bekannt. Wie mir Herr

Hubert Fuhrmann - Sohn des Amtsvorstehers Fuhrmann, heute über 90 Jahre alt - mitteilte, sind kurz vor der Flucht 1945 auswärtige Fahrzeuge gekommen, die, trotz Protestes des Amtsvorstehers, die Mauer abrissen und das Material abtransportierten. Es war beabsichtigt, die Steine im Gefüge der Verteidigungslinien (Unternehmen Barthold) als Schutzwall bzw. für Panzerfallen zu verwenden. Vielleicht sind diese Steine auch zur Herstellung der Betonklötze verwendet worden, die an den Straßenpunkten errichtet wurden, an denen die fertiggestellten Panzergräben die Straßen kreuzten. Als letzte Verteidigungsmaßnahme sollten diese senkrecht aufgestellten Betonklötze vor anrückenden sowjetischen Panzern quer über die Straße umgelegt werden und so den Vormarsch aufhalten. Am Rande des Schwirzer Friedhofs kann man heute noch Reste eines gesprengten Betonklotzes aus dieser Zeit sehen. Ein vollständig erhaltenes Betonungeheuer stellt sich dem heutigen Betrachter am Eingang des Dorfes Steinersdorf, von Sterzendorf kommend, auf der rechten Straßenseite dar. Es ist wohl der einzige Betonklotz aus dieser Kriegszeit, der im Kreise Namslau noch vorhanden ist. Jedenfalls ist mir ein zweiter nirgends aufgefallen.

Wie mir Herr Fuhrmann mitteilte, lebten vor 1925 noch drei jüdische Familien in Städtel. Im zweiten Haus, von Schwirz kommend, wohnte der Galser Schifan mit seinen alten Eltern, in der Synagoge der jüdische Kantor mit Frau und Sohn und gegenüber dem Gutshof betrieb der Gastwirt Ehremann, der zwei sehr nette Mädchen hatte, sein Geschäft. 1925 verkaufte er sein Besitztum und ist wohl ins Ausland verzogen.

Die letzte jüdische Beerdigung in Städtel fand im Jahre 1924 statt. Der Tote hatte in Karlsruhe gelebt. In der Regel wurde die Überführung des Toten auf den oft weit entfernten Friedhof von

einem Beerdigungsinstitut übernommen, das auch alle sonstigen Arbeiten übernahm. Die Gebete am Grab schlossen mit dem auch bei der christlichen Beerdigung bekannten Wort aus dem 1. Buch Moses (3, 14): „Staub bist du und zum Staube kehrst du zurück!“ Jeder gab drei Schaufeln Erde ins Grab, das dann zugeschüttet wurde. Keiner durfte den Friedhof verlassen, bevor diese Arbeit beendet war. Danach wurde ein Lobpreis gebetet. Eine alte Sitte bestand darin, kleine Steine auf das Grab oder bei späteren Besuchen auf den Grabstein zu legen. Manche sehen im Stein ein Sinnbild der Unvergänglichkeit und ein Zeichen der Erinnerung. Andererseits ist es eine uralte Sitte im jüdischen Volk. Als die Juden nämlich noch ein wanderndes Hirtenvolk waren, begruben sie ihre Toten und legten gegen wilde Tiere Steine auf das frische Grab.

Jüdische Gottesdienste wurden in der Synagoge von Städtel noch bis in die Zeit des Dritten Reiches abgehalten. So wurde ich als Schuljunge rein zufällig einmal Mithörer einer Geschichte, die sich erwachsene Schwirzer erzählten. Der Gendarmeriewachtmeister Klose aus Schwirz hatte von seiner vorgesetzten Dienststelle den Auftrag erhalten, bei einem jüdischen Gottesdienst in der Städteler Synagoge in Zivil teilzunehmen, um evtl. staatsgefährdende Äußerungen schnellstens zu melden. Natürlich war Herr Klose von Teilnehmern des Gottesdienstes gleich erkannt worden und als der Gendarm nach Beendigung die Synagoge verließ, kam ein männlicher Gottesdienstbesucher auf ihn zu und sagte: „Na, Herr Wachtmeister, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?“

Die letzte mir bekannte Städteler Judenbegegnung fand etwa im Jahre 1937/38 statt. An einem Sabbat hatte zunächst ein jüdischer Gottesdienst in der Synagoge stattgefunden und

anschließend begaben sich die Teilnehmer zu einem Besuch ihrer verstorbenen Angehörigen auf den Friedhof. Der Weg führte am Städteler Sportplatz vorbei, auf welchem gerade die Reichsjugendwettkämpfe stattfanden. Die Städteler werden sich erinnern, dass man in dieser Zeit zwei Laufbahnen für die Laufwettbewerbe hergestellt hatte derart, dass man parallel des Feldweges diese Bahnen vom Rasen befreite, sodass sich diese als schön zu gehende Fußwege darstellten. Tatsächlich benutzten zwei relativ sehr alte jüdische Herren diese Bahnen als erleichternden Fußweg und leider wurden sie in recht pöbelhafter Weise und unsanft auf den staubigen Feldweg verwiesen. Dieses Vorkommnis hat mir zu denken gegeben und vergessen werde ich es nie.

Die Reichskristallnacht oder auch Reichsprogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 hat uns Schüler, die wir damals nach Namslau fuhren, nicht unberührt gelassen. Als wir am Morgen auf dem Weg vom Bahnhof zu unserer Schule am Weideschlösschen die Namslauer Synagoge passierten, bot sich uns ein Bild der Zerstörung. Viele Gerüchte kursierten und von Breslau erzählte man, dass die Synagoge in Flammen stünde. Natürlich waren wir Schwirzer Schüler neugierig, was man wohl auf dem Städteler Judenfriedhof angerichtet hatte. Als wir dann vom Mittagszug aus Dammer kommend die Straße befuhren und Blickkontakt zum Jüdischen Friedhof hatten, stellten wir fest, dass über dem Gebäude der Leichenhalle eine schwache Rauchfahne stand. Das Dach war noch intakt und aus dieser Entfernung konnte man auch keine Schäden erkennen. Unser jugendlicher Untersuchungsdrang in den nächsten Tagen ergab, dass kaum Schäden zu verzeichnen waren. Ich gehe heute wohl in meiner Annahme nicht fehl, wenn ich vermute, dass man den Anordnungen höheren Orts Folge leisten wollte, um keinen Ärger zu bekommen, aber gleichzeitig so wenig Schaden wie mög-

lich anrichten wollte.

Zu guter Letzt sei allen Heimatinteressierten noch gesagt, dass der in unserer deutschen Zeit frei im Felde liegende Friedhof heute nur noch im Süden und Westen an freies Feld grenzt. Die anderen Seiten sind völlig von Wald eingeschlossen. Im Osten und Norden des Friedhofes haben in den letzten 50 Jahren umfangreiche Aufforstungen mit Kiefern und Roteichen stattgefunden.

Zum Abschluß der Geschichte der Juden in unserem Heimatbereich noch einige Grabinschriften des Städteler Judenfriedhofs, soweit sie noch leserlich waren. Ich habe sie im Oktober 1994 aufgeschrieben:

„Ruhestätte unserer geliebten Mutter Henriette Koronna geb. Grawer, gest. 8. Kislew 5626 , Friede ihrer Asche“

„Hier ruht die irdische Hille (Hille so geschrieben) der Frau Rosalie Kraemer geb. Breslauer unvergeßlich den Ihren, gest. a. 30. Tischri im Jahre 5615“

„Hier ruht Johanna Gurtein geb. Böhm, gest. zu Poppelau 8. Juli 1875 im 44. Lebensjahre - Sie ruhe sanft“

„Hier ruht Frau Cäcilie Ucko geb. Marek, geb. in Städtel den 23. Mai 1786, gest. am 15. August 1872 im Alter von 86 Jahren - Sanft ruhe ihre Asche“

„Theuer den Seinen ruhen hier die irdischen Überreste des Kaufmanns Bernhard Kraemer aus Carlsruhe gest. im hohen Greisenalter am 19. Mai 1863“

Nun zwei Steine, die hebräisch und zusätzlich deutsch beschriftet sind:

„Hier ruht in Gott unsere gute unvergeßliche Mutter Bertha Gadiel geb. Ebstein geb. am 22. Oct. 1840 gest. den 11. Mai 1899 - Ruhe sanft“

„Hier ruht in Gott unsere geliebte Mutter, Schwieger- u. Großmutter Friedricke Ebstein geb. Schieftan geb. d. 21. April 1825 gest. d. 16. 1902 - Friede ihrer Asche.“

Die anfangs genannten Monate stammen aus dem jüdischen Kalender. Der Monat Kislew ist identisch etwa mit den Monaten November - Dezember und der Monat Tischri mit den Monaten September - Oktober. Das Jahr 1996 nach dem gregorianischen Kalender entspricht dem beginnenden Jahr 5757 nach dem Jüdischen Kalender.

Die Schwirzer Gruft

Wer jemals auf der alten Reichsstraße 118 von Eckersdorf nach Schwirz gefahren ist, dem kann die im Wäldchen zwischen Friedhof und Dorf nördlich der Straße gelegene Gruft nicht entgangen sein. Soweit ich mich erinnern kann, stand sie seit eh und je an diesem Platz. Nach Aussagen älterer Schwirzer Bürger ist dieses Wäldchen früher, also etwa bis zur Zeit des ersten Weltkrieges, flächenmäßig viel größer gewesen. Später, besonders auch in den Zeiten der Autarkie, hat man dieses Wäldchen teilweise abgeholzt, bis es den Umfang erreichte, wie wir es alle noch kennen. Diese Gruft war mit großem Aufwand gebaut und ihr „herrschaftliches Herkommen“ war ihr sofort anzusehen. Das Dach war mit Schiefer gedeckt, das Eingangsportal bestand aus zwei schweren mit Eisenbeschlägen verzierten Flügeltüren. Auf dem Südgiebel des Gebäudes war ein reich verziertes aus Schmiedeeisen hergestelltes Kreuz angebracht.

Das Wäldchen gehörte dem Restgutsbesitzer Karl Frauenholz, der, nach der Einberufung des Namslauer Landrates Dr. Heinrich im Krieg, auch der letzte amtierende Landrat des Kreises Namslau war.

Uns Kinder führte der Weg oft zu dieser Gruft. Über der schweren Tür war über die gesamte Breite eine schmale, etwa 15 cm breite Fensterscheibe angebracht. Nur von dort aus konnte man den Innenraum einsehen. Die erforderliche Höhe erreichten wir dadurch, dass wir uns gegenseitig auf die Schultern stellten. Dann wurde der Blick frei auf zwei dort stehende Säрге, die auf einem Betonfußboden standen und reichlich mit Verzierungen versehen waren. Wenn ich mich richtig erinnere, war der linke

Sarg von schwarzer und der rechte von brauner Farbe.

Trotz eifrigen Bemühens ist es mir nicht gelungen, irgendwelche Informationen über die dort Ruhenden zu erhalten. Der Eigentümer des Schwirzer Gutes bis 1926/27 war ja der Herzog von Württemberg. Das Gut wurde dann aufgelöst und in zwölf Siedlerstellen und das Restgut aufgesiedelt. Es ist anzunehmen, dass es sich bei den dort ruhenden Toten um ehemalige Pächter der Domäne Schwirz gehandelt hat.

Die Gruft ist leider nach dem zweiten Weltkrieg geschleift worden. In den letzten 50 Jahren sind rund um den alten Gruftwald nicht unerhebliche Aufforstungen vorgenommen worden, denn der gesamte Waldhügel besteht aus unfruchtbarem Sand, Relikte aus der letzten Eiszeit. Im Oktober 1994 kam mir der Einfall, einmal zu versuchen, vielleicht den alten Standort der Schwirzer Gruft ausfindig zu machen. Das war gar nicht so einfach, denn durch die Aufforstungen hatten sich die alten mir eingepprägten Örtlichkeiten verschoben. Ich wusste aber aus meiner Kindheit, dass sich die Gruft am Ende einer Reihe von mehreren gepflanzten Eichen befand. Diese Eichen - es sind heute noch acht Stück - haben mittlerweile einen Brusthöhendurchmesser von 65 bis 90 cm erreicht. Am Ende der letzten Eiche fing ich an zu graben und als ich mein Vorhaben schon fast aufgeben wollte, stieß ich plötzlich auf Ziegelsteine. Bald fand ich die alten verrosteten Türschlösser und die Abzugshaube und nach weiterem Suchen und Graben kam letztendlich das schmiedeeiserne Kreuz des Südgiebels zum Vorschein. Erst ein Jahr später, im Oktober 1995, konnte ich dieses - es ist 87 cm hoch und 49 cm breit - mit nach meinem jetzigen Wohnort nehmen. Ich habe es entrostet und in Art einer Bronzelegierung gestrichen. Bei einem alten Schmiedemeister ließ ich eine Bohrprobe machen und als dieser Kenner die Metallspäne zu untersuchen begann, sagte er spon-

tan ein Alter dieses Kreuzes von ca. 150 Jahren an. In groben Zügen könnte das wohl stimmen. Die Gruft wäre dann etwa 1850 errichtet worden.

Interessante Begebenheiten aus der Gegend des Gruftwäldchens, die ich bisher nicht kannte, erfuhr ich beim Namslauer Heimattreffen in Euskirchen 1996 von unserem Schwirzer Landsmann Paul Kuklok - Jahrgang 1914 -, der mir erzählte, dass er als Schuljunge, also etwa in der schweren Zeit kurz nach dem ersten Weltkrieg, häufig beim Hüten der Schweine des Gutes dort um diese Gruft herum, für ein geringes Entgelt, geholfen hat. Er meinte, dass der Bau dieser Gruft sicherlich noch weiter zurückzudatieren sei. Wie dem auch sei, die Gruft gehörte zum lieben baulichen Inventar unserer Heimatgemeinde Schwirz.

Ich habe mich gefreut, dass unser damaliger erste Vorsitzende Karl-Ernst Lober meinem Vorhaben so großes Interesse entgegenbrachte. So konnte dieses Kreuz in der festlichen Stunde am ersten Pfingsttag 1996 im Bürgerhaus Euskirchen unserem Heimatverein übergeben werden, und es wird nun seinen Platz in der Namslauer Heimatstube im Kreishaus Euskirchen finden.

Hoffen wir, dass viele Landsleute diese Heimatstube besuchen und sich dann vielleicht daran erinnern, dass dieses Kreuz zu allen - bewusst oder unbewusst - herübergrüßte, die die alte Reichsstraße 118 von Eckersdorf nach Schwirz benutzten. Ich freue mich, dass unsere Heimaterde nach 50 Jahren uns das Kreuz zurückgegeben hat, zur Erinnerung aber auch zur Mahnung, dass sich das überaus schwere Schicksal der Heimatvertriebenen niemals wiederholt.

Wild und Jagderinnerungen

Wer in alten Namslauer Unterlagen bezüglich der jagdlichen Verhältnisse in unserem Heimatkreis herumstöbert, dem kommt erst heute so richtig zum Bewusstsein, wie gesegnet unsere Landschaft war und wie reichhaltig die Schöpfung unsere Heimat diesbezüglich bedacht hatte. Der Einfluss des kontinentalen Klimas hat natürlich mit dazu beigetragen, dass, wie „Das Waidwerk der Welt“ von 1936 berichtete, unser Kreis mit zu den besten Niederwildrevieren des Deutschen Reiches gehörte. Es ist fast unglaublich, welche Strecken teilweise vor dem Kriege in unserer Gegend erzielt wurden. So fand zum Beispiel im November 1939 in Belmsdorf, unweit der Grenze zum Reichthaler Ländchen, eine Niederwildjagd statt, bei der zehn Schützen in acht Stunden 631 Fasanenhähne, 35 Fasanenhennen, 131 Hasen, 3 Füchse und 35 Krähen erlegten, insgesamt also 835 Kreaturen. Eine sehr erfolgreiche Jagd gab es auch im Januar 1944 vermutlich in unserem Nachbarort Bankwitz - was aber nicht ganz sicher ist - bei der fünf Jäger innerhalb von zweieinhalb Stunden 137 Hasen erlegten. Die Schützen waren: Regierungspräsident Dr. Mehlhorn, Dr. Doms aus Bankwitz (er war einer der ersten Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft Schlesien), Landrat Dr. Heinrich, Kreisdeputierter Karl Frauenholz aus Schwirz und der Kaufmann Erich Kynast aus Namslau.

Die Gemarkung unseres Heimatortes Schwirz war mit der von Städtel zu einer Jagdgenossenschaft zusammengeschlossen. Aus der Gesamtfläche hatte man zwei Jagdpachtbezirke geschaffen, wobei die Landstraße Dammer - Schwirz - Gülchen die beiden Jagden trennte. Den Bezirk nördlich der Straße hatte Herr Werner Schneider aus Eckersdorf gepachtet, der auch Kreisjä-

germeister war. Beständer des südlichen größeren Teiles war der Amtsvorsteher und Lehrer Fuhrmann aus Städtel. Sein Jagdgebiet reichte von der Gemarkungsgrenze zu Bankwitz über Brandingen am Stober entlang bis an die Grenze zu Dammer unweit der Altmühle und bis zum Dammerschen Wald. Das gesamte südliche Jagdgebiet hatte, wie mir Herr Hubert Fuhrmann, ein Sohn des Amtsvorstehers und heute über 90 Jahre alt, mitteilte, eine Größe von ca. 3500 Morgen, also 875 ha. Der Jagdpachtzins vor dem Krieg betrug 650 Reichsmark, also umgerechnet auf einen ha 0,74 Reichsmark. Um die Preisunterschiede von damals und heute hier im Westen Deutschlands zu veranschaulichen, sei gesagt, dass der Höchstpreis hier im Kreis Fulda pro ha 52,00 DM beträgt.

Rotwild, also Hirsche, waren im Schwirz-Städteler Jagdgebiet kein Standwild. Aber die großen Waldgebiete südlich des Stober im Oberschlesischen und die weiträumigen Wälder nordwestlich von Schwirz im Charlottenauer Forst waren nicht weit auseinander, sodass ein Wechsel des Rotwildes von Süd nach Nord durch unsere Gemarkung immer stattfand, zumal der Stober absolut kein Hindernis für die Überquerung durch Rotwild bildet. So kann ich mich noch gut daran erinnern, dass Hilde Bunk, als die Familie noch am Walde bei Purmann Paul wohnte, eines Tages im Schwirzer Wald eine Abwurfstange eines Hirsches fand. Es mag wohl im Jahre 1937 gewesen sein. Diese Hirschstange gelangte dann als Anschauungsmaterial in die Schule und wir bekamen gut erklärt, dass ein Hirsch tatsächlich jedes Jahr seine Stangen in den Monaten Februar bis Mai, je nach Alter, abwirft. Bis Juli hat er dann wieder sein neues Geweih geschoben.

Im Herbst 1995 stieß ich zwischen dem Judenfriedhof und

dem Bauernwald bei einem Spaziergang in der Heimat auf frische Rotwildfährten. Natürlich interessierte mich, ob dieses Wild nunmehr auch in unserer heimatlichen Gemarkung seinen Tagestand nimmt. Ich machte mich also auf und begann die seit 1945 aufgeforsteten Flächen, nunmehr Dickungen, östlich des Weges zum Dammerschen Wald zu durchqueren. Es dauerte auch nicht lange, bis ich die frischen Lagerstätten - der Jäger sagt „Betten“ dazu - fand. Rotwild ist also in unserer alten Heimatgemarkung zeitweise zum Standwild geworden. Der letzte Hirsch in deutscher Zeit wurde übrigens im Herbst 1944 vom Eckersdorfer Jagdeigentümer geschossen. Es soll ein stattlicher Achtzehnder gewesen sein.

Vor 1945 kam Schwarzwild in unserer heimatlichen Flur höchst selten vor. Von Wildschäden hatte man eigentlich nie etwas gehört. Aber dennoch benutzten auch Wildschweine unsere Gemarkung, um vom Oberschlesischen in den Charlottenauer Wald zu wechseln. Ich kann mich noch gut erinnern und für uns Kinder war es einfach eine Sensation, als an einem herrlichen Sonntagmorgen der Milchkutscher Herr Pieczik aus Brandingen ein geschossenes Wildschwein mitbrachte. Es mag wohl im Jahre 1938 gewesen sein und Herr Frauenholz war der glückliche Erleger. Er hatte es bei Brandingen geschossen. Mit Freude, Erregtheit und Vorsicht betrachteten wir Kinder dieses damals seltene Borstenvieh.

Rehwild war im Schwirz-Städteler Jagdgebiet in reichlichem Maße vorhanden, die Landschaft war ja wie geschaffen dafür. Bis 50 Stück kamen jährlich allein im südlichen Jagdbezirk zur Strecke. In den deckungsarmen Feldgemarkungen des Ostens bezeichnet man die Sprünge des Rehwildes als „Feldrehe“. Sie bilden winters vielköpfige Gesellschaften von 50, 70, ja 100 und

mehr Stücken, die sich im Oktober/November zusammenfinden und, je nach Witterung, bis in den März bzw. April zusammenbleiben. So überraschten wir stromernden Jungen im Winter 1939 einmal eine solche „Herde“ Rehwild, als wir bei Harschnee den Bauernwald durchquerten. Das Wild hatte sich südlich des Waldes, geschützt von der Nordluft, ein geeignetes Plätzchen ausgesucht. Es waren sicherlich 100 Stück. Bei unseren Streifzügen durch die Gemarkung hatten wir immer „die Faust des alten Fuhrmann im Nacken“ - das ist kein Schimpfwort, er wurde eben so genannt - er war für uns eine außerordentliche Respektsperson.

Als wir im Mai 1995 wieder einmal auf „Heimatururlaub“ waren, bekamen wir zufällig Kontakt zu einer fünfköpfigen österreichischen Jagdgruppe aus dem Zillertal, die Rehbockabschüsse gekauft hatte. Sie waren im Reiterhof in Brandingen untergebracht. Die Gruppe wurde von zwei polnischen Jägern betreut. Sie führten die österreichischen Gäste in das Schwirzer Jagdgebiet nördlich der Lehmgrube bis zur Eckersdorfer Grenze. Tatsächlich hatten alle Jäger in wenigen Tagen ihr „Soll“ erfüllt, woraus ich schließen konnte, dass nach wie vor unsere alte Heimat auch heute ein ausgezeichnetes Rehwildrevier ist. Als ich den einen polnischen Jäger, der mit oberschlesischem Akzent sprach, darauf aufmerksam machte, dass es früher hier viel mehr Hasen und vor allem Fasanen gegeben hatte, antwortete er mir mit der Frage: „Mein Herr, woher wissen Sie das?“ Als ich ihm erklärte, dass ich in Schlesien geboren und hier meine Heimat sei, brach der Kontakt sichtlich ab. Warum? Ich weiß es nicht. Ich konnte mir keinen Reim daraus machen.

Höhepunkt der jährlichen jagdlichen Aktivitäten war natürlich die herbstliche Treibjagd, die gewöhnlich im November statt-

fand. Wollte man als Schuljunge als Treiber eingeteilt werden, so musste man Verbindung zum alten Hantke haben, der im Haus hinter der Städteler Schule wohnte. Er war „nebenberuflich“ auch der Küster der Städteler katholischen Kirche und bei der Jagd hatte er auf dem von Pferden gezogenen Wildwagen die Aufgabe, das geschossene Wild vorschriftsmäßig zu versorgen, damit das Wildbret einwandfrei und brauchbar blieb und einen guten Preis erzielte. Fasanen und Rebhühner mussten sofort ausgezogen werden und bei den Hasen war es erforderlich, die Blase gut auszudrücken. Hasen wurden mit dem Kopf nach unten mit gehessten Hinterläufen über die Stange gehängt, Fasane und Rebhühner befestigte man mit dem Kopf nach oben. Bis zum heutigen Tage ist der Hase mein jagdliches Lieblingstier geblieben, eben deshalb, weil Meister Lampe in unserer Heimat das am meisten vorkommende „wilde Tier“ war. Schon bevor ich als Treiberjunge mitgehen durfte, hatte ich körperlichen Kontakt mit toten geschossenen Hasen, weil wir Schuljungen am Ende des Jagdtages jeweils einen Hasen in Städtel abzuholen hatten, den mein Vater von Herrn Fuhrmann geschenkt bekam, weil er nämlich der Protokollant der Jagdgenossenschaft war.

Das erste Treiben begann meistens östlich des Dorfes Städtel und führte an der Bache (Kreuzburger Wasser) entlang. Nicht weit vom Ort nördlich des Fußweges, der zum Bahnhof nach Dammer führte, war eine relativ große Remise. Hier fand nach dem ersten Treiben immer ein Vorstehertreiben statt, und ich kann mich noch gut erinnern, dass hier immer eine große Zahl von Hasen, aber besonders Fasanen, zur Strecke kam. Die gesamte Jagdgesellschaft bestand immer aus etwa 15 Treibern und ca. 12 Schützen. Schon als Schuljunge fiel mir immer auf, dass dabei außerordentlich gut geschossen wurde. Es kam nicht oft vor, dass auch mal gepudelt, also vorbeigeschossen, wurde. Die schlesi-

schen Jäger waren eben infolge des reichlichen Vorkommens an Niederwild in ganz Deutschland bekannt gute Flintenschützen. Wir jungen Treiber kannten natürlich die Mentalität der meisten Schützen und schon bei der Einteilung vor Beginn der Jagd versuchte jeder in die Gruppe seines Traumschützen zu kommen. Begehrt waren immer Herr Frauenholz aus Schwirz und Herr Simon, der aus Stobertal kam. Einmal hatte ich Pech und wurde einem Schützen zugeteilt, zu dem ich gar nicht wollte. Das war mir auch nicht gut bekommen. Es wurde ein Hase beschossen, der die Schrote nur hinten abbekommen hatte und nun mit lautem Klagen sich immer um die eigene Achse drehte. Es war weicher Boden und ich bekam es einfach nicht so schnell in den Griff, den vier Kilogramm schweren Hasen nun mit der linken Hand an den Hinterläufen zu fassen und ihn mit der rechten Hand mit einem Schlag hinter die Löffel in den schlesischen Hasenhimmel zu befördern. Jedenfalls wurde ich nicht mit Lob überhäuft. Ähnlich erging es mir mal mit einem Fasanenhahn, der geflügelt war, also nicht mehr fliegen konnte, aber als Infanterist mit außerordentlicher Schnelligkeit das Weite suchen wollte.

Eine nur für Zuschauer lustige Geschichte ist mir in Erinnerung geblieben. Wir bejagten an der Straße Schwirz-Dammer - diese landwirtschaftliche Örtlichkeit wurde Wowawe genannt - in Form einer „Böhmischen Streife“ das Feldgebiet, das bis zum Sägewerk reichte. Ein Hase kam als Querreiter und nahm auf gute Schußentfernung die gesamte Front ab. Natürlich wurde er von mehreren Schützen beschossen, die aber merkwürdigerweise alle fehlten. Als rechter Flügelmann ging der Beständer Herr Fuhrmann und alle Augen warteten nun darauf, dass durch den Schuss von Herrn Fuhrmann der Hase rollieren würde. Als letzterer fast die Straße erreicht hatte, legte der Schütze an, aber es

fiel kein Schuss und Meister Lampe hatte mit höhnischem Wippen seiner Blume das rettende Jagdgebiet des Herrn Schneider erreicht. Was war geschehen? Der alte Fuhrmann als Beständer hatte während der Jagd mehrheitlich andere Dinge zu tun als zu schießen. Die Jagd musste reibungslos verlaufen und die Liste über die Erfolge der einzelnen Schützen musste gewissenhaft geführt werden, damit abends beim Schüsseltreiben auch der wirkliche Jagdkönig gekürt werden konnte. Herr Fuhrmann hatte vor diesem Treiben vergessen, Patronen nachzuladen, sodass einfach kein Schuss losgehen konnte.

Vor dem Kriege benutzte die überwiegende Zahl der Jäger das Flintenkaliber 16. Nur wenige hatten schon Zwölferflinten und das Kaliber 20 kam höchst selten vor. Nach dem Kriege wurde das Kaliber 16 weitgehend zurückgedrängt und heute ist das Flintenkaliber 12 üblich. Das Kaliber 12 ist größer und das Kaliber 20 kleiner als das damals am meisten benutzte Kaliber 16. Auf Jungen üben Patronen und Gewehre immer eine faszinierende Wirkung aus. So waren wir an diesem Jagdtag immer bestrebt, möglichst viele abgeschossene Patronenhülsen zu ergattern. Das waren abends dann nicht wenige und sie rochen ja auch so schön nach frischem Pulver, wenn man die Nase richtig hineinsteckte.

Ich habe nur einmal erlebt, dass bei diesen Jagden ein Fuchs geschossen wurde und das war im Schwirzer Wald. Das Jagen in diesem Waldgebiet, besonders im fast undurchdringlichen Kratzbeergestrüpp an der Bankwitzer Grenze, war immer besonders erfolgreich. Viele Hasen und besonders auch viele Karnickel wurden dort geschossen. Der besagte Fuchs kam in der Nähe der Lipener Grenze zur Strecke und der glückliche Erleger war der Lehrer Morawietz aus Städtel, der damit auch der Jagdkönig

wurde, denn ein erlegter Fuchs zählte natürlich viel mehr als ein Hase. Wie mir Herr Hubert Fuhrmann berichtete, kamen bei diesen Jagden durchschnittlich etwa 350 Kreaturen, also Hasen, Karnickel, Fasanen, Rebhühner und Enten zur Strecke. Das Schüsseltreiben nach der Jagd fand meistens im Lokal Frost in Schwirz statt und in der Regel wurde auch über den Durst getrunken. Die Menschen unserer Gegend waren keine Kinder von Traurigkeit und spuckten deshalb auch nicht ins Glas.

Als 1935 der Lehrer Morawietz als Nachfolger des Lehrers Kletschke nach Städtel kam, wurde ein Teil des Jagdgebietes abgetrennt und zur jagdlichen Eigenbewirtschaftung dem Lehrer Morawietz überlassen. Es war das Gebiet südöstlich von Städtel - Frantzenhof gehörte dazu - zwischen der Bache und dem Stober. Es war ein ausgezeichnetes Entenbiotop, und es hat vor dem Krieg Jahre gegeben, da wurden dort allein 150 Wildenten geschossen.

Im November/Dezember 1996 weilten meine Frau und ich wieder einmal in Schwirz. Wir hatten uns einen sehr weiten Spaziergang vorgenommen und zwar marschierten wir von Schwirz zur Altmühle, von dort am Stober entlang bis zur Stoberbrücke bei Stobertal, von dort nach Städtel und dann in Richtung Brandingen. Als wir Brandingen gegen 11.00 Uhr - es war der 30. November - erreichten, wurden wir auf jagdlichen Hörnerklang aufmerksam, der aus dem Schwirzer Wald herüberklang. Aufmerksam spitzten wir die Ohren, hörten auch zeitweise das Rufen und Schreien der Treiberwehr und ab und zu kläffte auch ein Hund. Auch einen Jeep sahen wir fahren. Fast eine halbe Stunde lang verhielten wir uns ruhig, denn ich wollte es doch mitbekommen, wenn das große Schießen einsetzt. Es ist kaum zu glauben, es fiel kein einziger Schuss. Was war in deutscher Zeit

doch dort immer geschossen worden. Wie wir später hörten, wurde an diesem Tage mit einer holländischen Jägergruppe eine Niederwildtreibjagd abgehalten. Ergebnis aber anscheinend gleich Null.

„Reminiscere - putzt die Gewehre,
Oculi - da kommen sie,
Lätare - das ist das Wahre,
Judica - sie sind auch noch da,
Palmarum - lirim, larum,
Osterzeit - wenig Beut',
Quasimodogeniti - Hahn in Ruh, nun brüten sie.“

Dieser alte Jägerspruch über den Vogel mit dem langen Gesicht nach Hermann Löns, gibt Anweisung für die Bejagung der Waldschnepfe, die es in unserer Heimat überall gab, aber kaum einer kannte sie, weil sie sich durch heimliche und verborgene Lebensweise den Blicken der Menschen zu entziehen verstand. Mir war es schon mit neun Jahren vergönnt, diesen Vogel einmal anfassen zu dürfen und das kam so. Eines Tages in der Vorosterzeit erschien der Lehrer Morawietz aus Städtel in unserem Haus und erklärte meinem Vater, dass er heute Abend in der Dämmerung in den Schwirzer Wald fahren wolle, um eine Waldschnepfe zu schießen. Tatsächlich kam er dann, als es ganz dunkel geworden war, zurück und hielt eine erlegte Waldschnepfe in seiner Hand. Er hatte sich im Schwirzer Wald in der Nähe des alten Wegweisers am Kiefernwaldrand aufgestellt, konnte mehrere Schnepfen quorrend beobachten und schließlich eine erlegen. Da Jäger bekanntlich abergläubisch sind, warf er vorher ein Streichholz in die Luft und der bunte Schwefelkopf sollte ihm die Richtung des heranfliegenden Vogels vorher anzeigen. Wie er uns erzählte, sei auch alles, so wie vorher geplant, abgelaufen.

Na ja, Jäger sind nicht nur abergläubisch, sie nehmen es auch manchmal mit der Wahrheit nicht ganz genau. Bismarck soll einmal gesagt haben, es wird nirgends soviel gelogen wie bei Beerdigungen, in der Politik und nach der Jagd. Übrigens liefert die erlegte Waldschnepfe dem Jäger eine Delikatesse, nämlich den sogenannten Schnepfendreck. Die Därme mit Inhalt werden klein gehackt und mit Gewürzen zubereitet und verzehrt. Kein Jägerlatein! Als Trophäen liefert sie zwei Malerfedern und den Schnepfenbart.

Wenn auch in Schwirz nicht so viele Füchse ihr Unwesen trieben - es lag wohl an der guten Hege der tüchtigen Jäger -, so kamen in den Scheunen der Dörfer doch genügend Steinmarder und Iltisse vor, wie auch manchmal im Juli/August durch das Ranzgeschrei auf den Dächern der Gehöfte bestätigt wurde. Wenn es zur Erlegung eines Marders kam, dann spielte es sich meistens so ab, dass bei der Räumung der Tenne von letztem alten Stroh plötzlich ein Marder das Weite suchen wollte und dann mit viel Glück erlegt werden konnte. So geschah es mal in der Scheune bei Fritz Harmssen. Er schickte dann den toten Marder als Anschauungsmaterial in die Schule, wenn auch manche Mädchen, wegen des verbreiteten Gestanks, die Nase rümpften.

Viele, nicht nur jagdliche Neuigkeiten, konnte ich dann in meinem forstlichen Vorpraktikum in der Graf Saurma'schen Forstverwaltung in Sterzendorf erleben, denn dieses hervorragende Revier hatte ja nicht nur eine sehr gute Niederwildjagd, sondern konnte auch mit einer reichhaltigen Hochwildjagd aufwarten. Ich wohnte damals zusammen mit Rudi Jäschke aus Hönigern bei Wilde im Vorort Friedrichsberg gegenüber der Försterei, wo Forstverwalter Kaczmarczyk residierte. Es war eine harte - es war ja Kriegszeit - aber trotzdem schöne Zeit. Immer wieder

mussten Waggons mit Stammholz, Grubenholz oder Papierholz auf den Bahnhöfen in Dammer oder Noldau beladen werden. Und das geschah meistens an Sonntagen, weil sich dann die damalige Knappheit an Güterwagen nicht ganz so krass auswirkte. Gegenüber dem Bahnhof in Noldau war der große Grubenholzplatz der Saurma'schen Forstverwaltung. Zeitweise arbeiteten wir dort mit zehn und mehr in der Regel polnischen Zivilarbeitern. Der Platzwart war ein gewisser Feja aus Steinersdorf. Mit dem schlesischen Original Franz (den Zunamen habe ich vergessen) musste ich öfters eine Arbeitsrotte bilden. Er stammte ebenfalls aus Steinersdorf. Franz konnte nicht Rad fahren und musste den weiten Weg nach Noldau täglich zu Fuß zurücklegen. Die Grubenstempel mussten mit der Bügelsäge vom Kiefernlangholz geschnitten werden. Die Einteilung und Vermessung hatte vorher der Platzwart vorgenommen. So kam es öfters vor, dass man sich beim Sägen an den scharfen Sägezähnen verletzte. Dabei fiel mir auf, dass Franz, wenn er sich verletzt hatte, immer sofort hinter einem Stapel gesetzter Grubenholzstempel verschwand. Als ich dann endlich mal fragte, was er eigentlich da immer mache, antwortete er mir: „Besechen!“ Tatsächlich bepinkelte er immer sofort die frische Wunde und behauptete, dass es eine bessere Heilungsmethode nicht gäbe. Wenn auch Mediziner über diese uralte Methode lachen, weil man ja längst weiß, welche Stoffe im Urin enthalten sind, so kann ich nach langjährigen Erfahrungen bestätigen, es hilft.

Im tiefen Sterzendorfer Wald, es könnte bei Schwarzwald oder Kornin gewesen sein, bauten wir im Spätsommer 1943 zusammen mit französischen Kriegsgefangenen einen geradlinigen Holzabfuhrweg durch den weiten Kiefernforst. Mit dem Waldteufel, einem fortschrittlichen Rodungsgerät, wurden die Bäume umgezogen. Auch aus dieser Zeit gibt es eine lustige Geschichte.

Als wir an einem sonnigen und warmen Tag Mittagspause machten, waren fast alle schnell eingeschlafen, am festesten schlief der Haumeister - ich habe leider seinen Namen vergessen - er stammte aus Hönigern. Halb schlafend sah ich plötzlich den Forstverwalter Kaczmarczyk kommen. Die Zeit der Mittagspause war längst vorüber. Schon sagte er nicht gerade sehr freundlich zu unserer Aufsicht: „Immer wenn ich komme schlaft ihr,“ worauf schlaftrunken der Angesprochene antwortete: „Und immer wenn wir schlafen kommen Sie Herr Forstverwalter.“

Die französischen Kriegsgefangenen waren durchweg gute Leute. Ich kann mich noch an einige sehr gut erinnern. An den Robert, der Bankangestellter in Paris war, an Max, den Friseur von Paris, der auch uns die Haare schnitt, an Ignatz und auch an Viktor den Uhrmacher, der auch vielen Sterzendorfern die Uhren reparierte. Ihr Domizil war links im ersten Haus von Dammer kommend. Eine noble Geste war es seitens der Verwaltung gegenüber den Gefangenen, denn an jedem Feiertag bekam jeder Kriegsgefangene ein ganzes Blech Streuselkuchen.

Auf die Bekämpfung und den Abschuss von Füchsen legte der Forstverwalter großen Wert. So hatten wir im Herbst und Winter öfters das so genannte Fuchsdrücken. Das ging so vor sich, dass wir zwei Lehrlinge Dickungen durchdrücken mussten und die Jäger, es waren immer nur zwei oder drei, sich an den bekannten Fuchspässen anstellten und eigentlich immer zu Schuss kamen. Der zweite Jäger war immer der Förster Krowiorsch, der in Sterzendorf im letzten Haus links in Richtung Steinersdorf wohnte. Manchmal nahm auch der Gastwirt Krowiorsch aus Steinersdorf teil. Eine besonders erfolgreiche Jagd fand zwischen Weihnachten und Sylvester 1943 statt. Herr Kaczmarczyk schoss auf einem Stand drei Füchse. Am Sylvester-

vormittag mussten wir Stifte dann zusammen mit Förster Krowiorsch diese Füchse streifen und vorschriftsmäßig auf die Bretter spannen.

Im Dezember 1943, es war kurz vor Weihnachten, fand eine gut vorbereitete Jagd auf Wildenten statt mit vielen prominenten Gästen. Es war, so meine ich, in den Schlammteichen unweit der Straße Sterzendorf - Ofen zwischen Krautbach und Schwarzbach gewesen. Wir Treiber hatten die Aufgabe, mit Gummistiefeln und mit einigen Hunden durch die flachen Partien der Teiche zu gehen, und so die Enten zum Aufstehen zu bewegen. Natürlich passierte mir ein Missgeschick, als ich plötzlich bis an die Knie im Wasser versank und beide Stiefel voll Wasser liefen. Es war an diesem Tage sehr kalt, denn es herrschte Frost. Ich habe die Stiefel geleert und weiter gemacht, bis ich mir dann zu Mittag bei bekannten Leuten in Ofen ein Paar frische Socken auslieh. Damit ging es dann weiter bis zum Abend. Betrachtet man diesen Vorfall von damals mit der Einstellung in heutiger Zeit, so muss man feststellen, dass die damalige Erziehung uns eine gewisse Härte verliehen hatte und, dass vor allem der Respekt vor älteren Menschen, also auch dem Vorgesetzten, es nicht zuließ, als Weichling zu gelten oder gar deswegen die Jagd als Jüngster abzubrechen.

Fasziniert hat mich das Streckelegen nach der Jagd, das im Schlossbereich in Sterzendorf stattfand. Es war ein imposantes Bild vor der Kulisse des altherwürdigen hell erleuchteten Schlosses, mitten in einem außerordentlich schönen Park mit vielen uralten Bäumen. Das Bild der Wildstrecke bei prasselndem Feuer und dem jagdlichen Hörnerklang werde ich nicht vergessen.

Was die heutigen Verhältnisse in unserer Heimat in Bezug

auf die Anzahl des vorhandenen Niederwildes angeht, so muss man leider feststellen, dass sich diese mit denen in unserer deutschen Zeit überhaupt nicht messen können. Es gibt kaum Hasen, auch im Winter bei Schnee ist die Spurenzahl sehr gering. Seit 1991 habe ich in unserem Heimatbereich nur einen einzigen Fasan gesehen und das war am 24. April 1995 an der Straße zwischen Dammer-Hammer und Granitz an der Schönwiese. Hier kommen einem schmerzliche Erinnerungen, wenn man bedenkt, wie viele Fasane wir oft allein auf dem Gawlitta-Feld neben dem Dammerschen Wald auf unserem Schulweg zum Bahnhof Dammer zu Gesicht bekamen. Wie oft haben uns diese schönen bunten Vögel einen Schrecken eingejagt, wenn diese in der dunklen Jahreszeit morgens in aller Frühe plötzlich aus Angst vor unseren Fahrradscheinwerfern mit lautem Geräusch von ihren sicheren Plätzen auf den Bäumen abstrichen, denn Fasane übernachteten ja auf Bäumen. Nun muss man feststellen, dass der Bestand an Niederwild in ganz Europa, auch im Osten, zurückgeht. Die großflächige Bewirtschaftung, die jagdlich von großem Nachteil ist, hat in Schlesien keine Gültigkeit, denn Polen war das einzige Ostblockland, das die Landwirtschaft nicht restlos kollektiviert hat. Dass heute in Polen noch Pflanzenschutzmittel verwendet werden, die bei uns schon lange verboten sind, wäre ein Grund. Die Hauptursache aber soll sein, wie Fachzeitschriften berichten, dass neben der Hasenkrankheit Kokzidiose in den letzten Jahren eine weitere Hasenkrankheit aus Asien eingeschleppt worden sein soll. Dass die polnischen Bauern fast grundsätzlich mit einem oder gar mehreren Hunden aufs Feld fahren, trägt sicher nicht zur Vermehrung des Niederwildes bei.

Vogelwelt in den südlichen Dörfern

Wie die heutige Fauna ornithologisch in unserer Heimat nach über fünfzig Jahren Vertreibung in etwa aussieht, möchte ich kurz mit einigen Begebenheiten beschreiben, wie ich sie bei meinen Wanderungen und Spaziergängen seit 1991 erlebt habe.

Den südlichsten Streifen des Kreises Namslau von den Böhmlitzer Teichen entlang des Stober bis hin zu den Altmühlteichen, könnte man als das Land der Weihen bezeichnen. Es handelt sich hier besonders um zwei Arten, nämlich Rohr- und Kornweihe, die zu den Greifvögeln gehören. Am 23. April 1993 konnten wir am großen Teich in der Altmühle beobachten, wie eine Rohrweihe, einer Rakete ähnlich, aus der Luft auf die Wasserfläche stieß und mit einem gefangenen Fisch in den Fängen im Rohrdickicht verschwand. Am 25. November 1997 begegneten wir bei einem Spaziergang von Brandingen nach Städtel allein zehn Weihen bei ihren gaukelnden Flügen.

Wer heute im Herbst in Schwirz weilt, wird erstaunt sein, wie oft man das wunderbare Bild ziehender und rauschender Wildgänse in Richtung Süden und Westen am abendlichen Himmel genießen kann. Man bekommt sie nicht nur zur Zugzeit zu Gesicht, sondern auch im Frühjahr in der Brutzeit kann man Graugänse auf den Teichen beobachten. Am 7. November 1994 wanderte ich östlich der alten Reichsstraße 118 an der schwirzeckersdorfer Grenze entlang, dort wo seit ewigen Zeiten dicht gewachsene Hecken aus Schwarz- und Weißdorn und vielen anderen ökologisch wertvollen Strauch- und Krautarten die Grenze bilden. Wir erinnern uns, dass östlich der Reichsstraße, kurz vor Eckersdorf und westlich der Gorken, mitten im Feld eine Remise

war, die heute noch existiert, als hätte es die vergangenen fünfzig Jahre nicht gegeben. Vor dieser Remise entdeckte ich auf einem weiten Ackerfeld etwa dreihundert Graugänse. Sie rasteten dort vor ihrer weiten Reise vom hohen Norden nach dem Süden, vielleicht war es ihr Ziel, über Mähren das Gänseüberwintungsgebiet um den Neusiedler See in Österreich zu erreichen. Ich kann mich nicht erinnern, in meiner Jugendzeit jemals mit Wildgänsen in Berührung gekommen zu sein. Auch in der Schule wurde darüber nicht gesprochen. Es entstand also hier eine neue Entwicklung der Natur, allerdings weiß man auch, dass weltweit die Bestände der Wildgänse nicht unerheblich zugenommen haben.

Am 24. April 1995 befuhren wir die Straße zwischen Dammer und Granitz, hatten angehalten, um zwei Weißstörche zu beobachten, die hinter dem Ackerpflug eines polnischen Bauern in pflichtbewusster Gründlichkeit jeden Quadratmeter frischen Bodens nach Insekten und sonstigem Fressbaren absuchten. Beim Beobachten der dort so wunderbar beruhigenden Landschaft mit dem Fernglas in Richtung der großen Teiche an der Schönwiese, entdeckte ich doch tatsächlich einen Kranich, der anscheinend auf Nahrungssuche war. Sicher hatte er in den Schilfpartien dieser großen Teichlandschaft sein Bodennest mit seinem Gelege. Auch das scheint etwas Neues zu sein. Jedenfalls ist mir nicht bekannt, dass Kraniche in unserer deutschen Zeit hier gebrütet haben.

In unserer Heimat ist nicht nur der Weißstorch zu Hause, sondern auch der Schwarzstorch. Bei einem Marsch auf der Nordseite des Stober entlang etwa gegenüber des oberschlesischen Dorfes Seidlitz am 3. Mai 1996, strichen plötzlich aus einem tiefen Wassergraben zwei Schwarzstörche ab, die in Richtung

der Carlsruher und Stoberauer Forsten, einem riesigen Waldgebiet zwischen Karlsruhe und Alt-Hammer, verschwanden. Am gleichen Tage konnten wir in dieser Gegend sieben Exemplare des Großen Brachvogels fliegend beobachten. Das Stobergebiet ist überhaupt ein Dorado der Vogelwelt. Noch nie sah ich irgendwo konzentriert so viele Kuhstelzen (auch Schafstelze genannt) wie dort, und noch nie woanders habe ich dem so massiv vorgebrachten Wachtelschlag lauschen können, wie dort in diesem Stoberbereich. Der Wachtelruf war mir als Kind schon bekannt, denn wer morgens in aller Frühe mit dem Fahrrad von Schwirz zum Bahnhof Dammer fuhr, konnte das Rufen der Wachteln in den Roggenschlägen der Wowawe nicht überhören.

Den reichen, lauten und wohltönenden Gesang der Nachtigall kann man überall in unserer Heimat hören. Als wir am 23. April 1993 unseren alten Schulweg von Schwirz nach Dammer nachvollzogen, den Schulbahnhof Dammer besichtigten und auch dem Gasthaus Wyremba, wo wir immer unsere Fahrräder einstellten, einen Besuch abstatten wollten, wurden wir mittags um 13.30 Uhr mit einem Nachtigallengesang begrüßt. Neben dem Gasthaus haben sich in den letzten Jahrzehnten Büsche entwickelt, die sich hervorragend als Nachtigallenbiotop eignen. Besonders stark vertreten ist die Nachtigall auch in den Laubholzbüschen in und um Brandingen herum. Dort trifft man auch häufig den Pirol an, eine Vogelart, die hier im Westen nicht mehr allzu häufig zu finden ist, mit seinem klangvollen, wundervoll flötenden Ruf, deshalb auch „Vogel Bülo“ genannt. In der Altmühle, etwa 50 m von der alten Emmichwohnung entfernt, wurde ich auf diesen Flötenruf aufmerksam. Ich habe ihn dort sogar zu Gesicht bekommen, was immer sehr schwer ist. Auch um Brandingen herum und im Schwirzer Kiefernwald ist er im Frühjahr überall zu hören.

Eine ganz andere Vogelart hat sich in den letzten Jahren auch in unserer Heimat ausgebreitet. Es ist der Kolkkrabe, den es vor dem Krieg bei uns nicht gab, denn wie man in ornithologischen Abhandlungen nachlesen kann, war in Schlesien um die Jahrhundertwende (1899 - 1901) jegliches Brutvorkommen erloschen. Jetzt hat er mich auf meinen Wanderungen überall begleitet. Er fällt sofort durch seine markanten Rufe auf. Ich sah und hörte ihn an der Schwirz-Bankwitzer Grenze, am Schwirzer Friedhof, im Bauernwald und am Judenfriedhof. Allerdings ist bekannt, dass sich der Kolkkrabe auch hier im Westen langsam aber stetig ausbreitet.

Der Besuch der Altmühle und der Böhlitzer Teiche wird für jeden ornithologisch Interessierten zu einer Augenweide. Man wird es kaum glauben, aber es ist wahr, dass ich bei einer Wanderung in der Nähe der Fischteiche bei Brandingen und Böhlitz am 4. November 1994 gegen 9.00 Uhr 120 Graureiher zählen konnte. Fast an gleicher Stelle, am 30. November 1996, konnten wir 28 Graureiher beobachten und in der Altmühle in der Nähe der Bahngleise zählten wir sitzend auf den dort stehenden Fichten 38 Stück. Bei diesem massierten Auftreten von Graureihern - auch Fischreiher genannt - ist es einfach erstaunlich, kaum etwas über die angerichteten Schäden im Fischbestand zu hören, wenn man bedenkt, dass ein Fischreiher täglich bis zu 500 g Fische vertilgt. Was gäbe es da bei uns hier für ein Geschrei.

Eine Wanderung zu den Teichen und seine Umgebung in der Heimat lohnt sich. Immer wieder entdeckt man etwas Neues. So konnte ich in den letzten Jahren, neben den bereits erwähnten Arten, folgende bestätigen: Knäckenten, Tafel-, Reiher- und Löffelenten, wilde Höckerschwäne, Hauben- und Zwergtaucher,

Kormorane, Raubwürger, Kiebitze, die besonders in der Nähe des Feldweges zwischen Städtel und Schwirz brüten, Grauammer, Turteltauben, Teich- und Drosselrohrsänger und die Beutelmeise, die ich bei den Böhlitzer Teichen entdeckte. Letztere kommt in West- und Nordwestdeutschland nicht vor.

Zu guter Letzt sei noch ein Erlebnis erwähnt, dass ich am 18. Oktober 1995 auf dem Schwirzer Friedhof hatte, als ich mich mit den Schriften der noch vorhandenen deutschen Grabsteine beschäftigte. Tief versunken und überlegend und schreibend wurde ich plötzlich tief erschreckt, als ein Meter von mir entfernt plötzlich eine Waldschnepfe, die sich im Windschatten eines alten deutschen Grabsteines verkrochen hatte, mit lautem Gepurre aufstand und fliegend das Weite suchte.

Diese letzten Schilderungen mögen aufzeigen, wie gesegnet diese südlichste Landschaft mit ihrem Tierreich unseres Kreises Namslau war, eine Gegend, in der man stundenlang wandern kann und kaum einem Menschen begegnet und unwillkürlich stellt man dann Vergleiche an mit unserer uns aufgezwungenen so genannten zweiten Heimat mit der überaus dichten Besiedlung und den nunmehr vielen Völkerschaften, deren Sprache man nicht versteht. Zu diesen Gedankengängen eignet sich der Inhalt eines russischen Sprichwortes: „Die ursprüngliche Heimat ist eine Mutter, die zweite Heimat eine Stiefmutter.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Schwirz einst und nach dem 2. Weltkrieg

Die Namensbezeichnung des Ortes Schwirz und des mit Schwirz im Laufe der Geschichte immer eng verbundenen Ortes Städtel ist teilweise recht verwirrend. Urkundlich wird Schwirz zum ersten Male im Jahre 1313 genannt, Städtel etwa im Jahre 1350. Im 14. Jahrhundert wird unmittelbar neben Schwirz - genau etwa 1,5 km südöstlich von Schwirz - das Städtlein Schwirz gegründet. Deshalb erscheint der Ortsname Schwirz anfänglich immer in Verbindung mit Städtlein und Dorf. Der gleiche Vorgang hat sich zum Beispiel bei Altstadt und Namslau vollzogen. Es scheint sicher zu sein, dass die Orte Schwirz und Städtel schon früher entstanden sind, denn schon im Jahre 1294, als Herzog Heinrich V. von Breslau unter anderem Oels, Bernstadt, Konstadt, Namslau, Kreuzburg, Pitschen, Landsberg und Schwirz an seinen Vetter Heinrich III. von Glogau abtrat, wird Schwirz innerhalb einer Städtereihe genannt, sodass man vermuten kann, dass auch mit Schwirz eine Stadt gemeint war. Dies findet seine Bestätigung im Liber fundationis des Bistums Breslau um 1300, der zwischen „Swoyrzow“ (Dorf Schwirz) und „Swirczow (Städtel-Schwirz) unterscheidet. In der Folgezeit sank die schwach entwickelte unmittelbar an der Grenze des Weichbildes Namslau gegen das Herzogtum Oppeln am Rande ausgehnter Waldgebiete gelegene Stadt Städtel-Schwirz zum Dorf ab, vor allem auf Druck von Namslau, das sich durch die Stadt Städtel-Schwirz beeinträchtigt fühlte. Im Laufe des 17. Jahrhunderts fiel der Name Schwirz bei dem Städtlein Schwirz weg, sodass ab 1688 der Ort nur noch Städtel heißt. Im dreißigjährigen Krieg wurde der Ort niedergebrannt. 1813 erlosch der Stadtcharakter und später erscheint Städtel als einfaches Kirchdorf. Die Bevölkerung nahm in der Folgezeit ab. So hatte Städtel im Jahre

1825 = 636 Einwohner, 1885 = 573 und 1939 = 439 Einwohner. Hingegen wurde Schwirz größer. Es zählte 1825 = 566 Einwohner, 1885 = 825 und 1939 = 869 Einwohner. Nach dem Stand vom 1. Januar 1940 war Schwirz nach Strehlitz (1541 Einw.), Dammer (1276 Einw.), Wilkau (1239 Einw.), Glausche (1087 Einw.), Eckersdorf (896 Einw.), Groß Marchwitz (76 Einw.) das siebentgrößte Dorf des Kreises Namslau.

Schwirz war ein Straßendorf. Erinnert man sich an den herrlichen Blick, den man vom Kirchturm der altlutherischen Pfarrkirche genoss, und erinnert man sich an die Fotos, die 1931 von dort aus „geschossen“ worden waren, so fiel sofort das langgezogene von West nach Ost ausgerichtete Straßendorf auf, das in unserer Zeit vom ersten Haus Franz Windlocha im Westen bis zum letzten Haus des Baumeisters Hirsch im Osten insgesamt 1900 Meter lang war. Nur in der Mitte des Dorfes verlor sich ein bisschen das Straßendorfgefüge dadurch, dass auf einer kurzen Strecke, parallel zur Dorfstraße, die alte Puskengasse verlief. Man könnte sich vorstellen, dass gerade dort, als im 13. Jahrhundert überwiegend Franken, Thüringer und Schwaben unsere Heimat besiedelten, eine kleine slawische Niederlassung war, die später in der Mehrheit der deutschen Siedler unterging. Lässt man die geschichtliche Fantasie noch weiter schweifen, so kann man sich vorstellen, wie die erste Besiedlung in dieser damals überwiegenden Waldgegend vonstatten ging. Vereinfacht muss man sich das Siedlungswerk so vorstellen, dass zunächst einmal eine Schneise in die Wildnis geschlagen wurde, die spätere Dorfstraße, und dass dann auf beiden Seiten den einzelnen Familien Hofland von bestimmter Breite zugewiesen wurde, das sie sich freilich zunächst einmal durch Rodung schaffen mussten. So entstand der Typ des ostdeutschen Straßendorfes, das in der Regel nur eine einzige Straße hat und im Gegensatz zum unregelmä-

gen Haufendorf ihrer alten Heimat ganz planmäßig angelegt wurde. Die ungeheuren körperlichen Strapazen, die zur Neusiedlung Voraussetzung waren, haben sich in einem Spruch der Siedlergeneration niedergeschlagen: „Der erste war am Verderben, dem zweiten langte es, um nicht mehr zu sterben, der dritte, der Enkel erst, erntete das Brot.“ Oder anders ausgedrückt: „Dem ersten den Tod, dem zweiten die Not, dem dritten erst Brot.“

Bei meinen vielen Besuchen in der Heimat nach der Wende konnte ich feststellen, dass Schwirz beim Einmarsch der sowjetischen Truppen am 20. Januar 1945 und später erheblich zerstört worden ist, ja man kann wohl sagen, da ich ja auch alle anderen Dörfer des südlichen Kreisgebietes gesehen habe, dass es das am schwersten mitgenommene Dorf des Südkreises ist. Nach meinen Zählungen sind neben Ställen und Scheunen 43 Wohnhäuser der Zerstörungswut zum Opfer gefallen, denn man weiß ja, dass kriegerische Auseinandersetzungen und Widerstände nicht stattgefunden haben. Die Hauptgründe scheinen darin zu liegen, dass das Dorf Schwirz in seiner Gesamtlängsausdehnung von Ost nach West in die Vormarschstraße der Sowjets in Richtung Brieg einbezogen war. In den Nachbardörfern war das nicht der Fall. Gülchen, Dammer und Sterzendorf wurden von der Vormarschstraße nur am Rande berührt und in Steinersdorf lag das Straßendorf quer zur Vormarschstraße. Es gibt aber auch Erzählungen aus dieser Zeit, die wie folgt beschrieben werden: In den letzten Kriegsmonaten, als die Schanzer des Unternehmens Barthold in den Dörfern untergebracht waren, sind auch viele Parteileute und politische Leiter in Uniform in Schwirz tätig gewesen. Sie stammten meist aus der Gegend von Bunzlau. Beim Heranrücken der sowjetischen Truppen sind sie natürlich nicht in brauner Uniform auf die überstürzte Flucht gegangen. Die zurückgelassenen Uniformen sollen von Fremdarbeitern sichtbar

gemacht worden sein, sodass schon beim ersten Einmarsch eine erhebliche Zahl von Häusern Opfer der Flammen wurden. Interessant ist, dass von den vier Eingangsstraßen, die Schwirz besitzt, jeweils die ersten Häuser beim ersten Einmarsch abgebrannt worden sind. So das Hirschhaus, das auf der nördlichen Seite der Landstraße liegt, die von Dammer kommt, sowie die Häuser Zipka und Przybilla, die auf der Südseite derselben Strasse gebaut worden waren. An der Eingangsstraße von Westen, also von Gülchen her, wurde das erste Haus Windlocha auf der Nordseite der Straße, sowie das erste Haus Kulosa auf der Südseite der gleichen Straße abgebrannt. Von Städtel her, an der Reichsstraße 118, brannte das erst im Jahre 1938 neu erbaute Anwesen des August Biallas völlig aus. Auf der anderen Seite wurde die erst am 1. Dezember 1939 eingeweihte Molkerei vernichtet. Nur das erste Haus des Siedlers Heinrich Bulk, gelegen an der Reichsstraße, die von Eckersdorf kommt, blieb unversehrt. Man weiß ja, dass aus strategischen Gründen und zur Übermittlung von Nachrichten an die nachfolgenden Truppen, solche Häuserbrände bei den Sowjets üblich waren.

Folgende Häuser brannten beim Einmarsch sowjetischer Truppen im Januar 1945 nieder:

An der Dorfstraße im Osten von Hirsch bis zur Kreuzung, einschließlich der Salzgasse, die Häuser von: Johannes Hirsch, Johann Biallas, Gustav Sroka, Josef Krowiorsch, Josef Wawrok, die sogenannte Kaserne, ein ehemaliges Landarbeiterwohnhaus des Gutes.

An der Reichsstraße 118 die Häuser von: Wilhelm Türpitz, Franz Heik, Johann Sowa, Franz Felke, Robert Pietrus, August Biallas, die Molkerei mit dazugehörigem Wohnhaus.

An der Dorfstraße von der Kreuzung bis zum Ende des Dor-

fes in Richtung Gülchen, einschließlich der Pfarrgasse:
das Gendarmeriehaus, Johannes Zimm, Fritz Thomas, Viktor Menzel, Anna Galla, das Feuerwehrgerätehaus, in Schwirz „Spritzenhaus“ genannt, Karl Frauenholz, die kath. Schule, das Geschäft Oskar Kalinke, die Gastwirtschaft Paul Pospiech, das Friseurhaus August Marcinek, die Gastwirtschaft Frost, das Auszugshaus des Franz Kopka mit dem Kolonialwarengeschäft, Anna Swiers, Traugott Kulosa, Franz Windlocka, das Strohhaus Trzewik (Hapetsch genannt), Wilhelm Poguntke, Erich Hulitschke, Franz Bank, Wilhelm Sperlich, die ev. Schule, Maria Leib, Konrad Lempart, Paul Jany, Viktoria Gawlitta, Robert Schemmel (ehemals Schön), Rudolf Dimke, Fritz Pospiech, Friedrich Harmssen, Friedrich Busse.

Als ich 1973, noch in kommunistischer Zeit, zum ersten Mal nach dem Krieg meinen Heimatort wiedersah, besuchte ich auch unsere alte Nachbarin Agnes Marcinek. Sie stammte aus dem Ort Falkowitz, schon Oberschlesien. Heute lebt sie im Altenheim des Klosters Trebnitz, in dem auch ihre Tochter Natalie als Nonne im Krankenhaus tätig ist. Sie erzählte mir damals, dass die Bevölkerung von Schwirz vor dem Kriege nur in die Stadt Namslau musste, wenn sie Behördengänge zu erledigen hatte. Ansonsten gab es in Schwirz alles zu kaufen und auch die ärztliche Versorgung war für damalige Verhältnisse durchaus zufriedenstellend. Deshalb einige erinnernde Aufzählungen über Institutionen, Kaufhäuser, Geschäfte und sonstige Handwerker, die es in Schwirz bis 1945 gab. Es waren vorhanden:

Zwei Kirchen, eine altlutherische Pfarrei, eine evangelische Schule, eine katholische Schule, eine Gendarmeriestation mit einer Zelle, die im Spritzenhaus eingebaut war, ein praktischer Arzt, ein Zahnarzt, ein Sägewerk mit Baugeschäft, eine Genos-

senschaftsmolkerei, zwei Tankstellen, zwei Gasthäuser, zwei Fleischereien, zwei Bäckereien, vier Kolonialwarengeschäfte, zwei Tischlereien, zwei Sattler- und Polstereigeschäfte, eine Schmiede mit Hufbeschlag, eine Schlosserei mit Fahrrad- und Motorradverkauf und vorhandener Taxe, drei Schuhmachereien, eine Klempnerei mit Dachdeckergeschäft, eine Stellmacherei, eine Schneiderei, ein Elektriker und ein Friseurgeschäft mit damals schon sehr modern eingerichtetem Laden.

Spaziergang durch Schwirz und seine Umgebung, Kriegsereignisse in der Zeit des 2. Weltkriegs

Nun, liebe Landsleute, wollen wir einen Spaziergang durch unsere Schwirzer Gemarkung und unser liebes Heimatdorf machen, auf alte interessante Daten hinweisen, Begebenheiten aus unserem Dorf und unserer schönen Jugendzeit erzählen und zu guter Letzt aber auch auf heutige Verhältnisse hinweisen und auf Änderungen, die sich in 55 Jahren nach der Vertreibung zwangsläufig ergeben haben.

Beginnt man am „Dammerschen Wald“ im Osten des Dorfes, so fällt dem geschichtsbewussten Schwirzer ein, dass hier an der Grenze zu der Gemarkung Dammer im Jahre 1921 die Grenze des Abstimmungsgebietes verlief. Der Versailler Vertrag sah eine Abstimmung der Oberschlesischen Kreise und der Bevölkerung des Ostteils des Kreises Namslau vor, „ob sie mit Polen oder Deutschland vereinigt zu werden wünschte.“ Mit gewissem Stolz sollte man das Ergebnis vom 20. März 1921 unserer Nachbargemeinde Dammer in Erinnerung rufen. Von 1328 Stimmberechtigten gaben 1295 ihre Stimme für Deutschland und nur 20 für Polen. Unser Heimatort Schwirz, sowie auch Städtel, gehörten nicht zum Abstimmungsgebiet und trotzdem blieb unsere Bevölkerung nicht verschont. Es gab viele verwandtschaftliche Beziehungen ins Oberschlesische hinein und Carlsruhe war auch damals schon für die Schwirzer ein interessantes Einkaufstädtchen. Auf der Stoberbrücke aber, zwischen Städtel und Krogullno, war an der rechten Straßenseite ein Wachhäuschen errichtet worden, das mit Angehörigen der französischen Besatzungstruppen (Interalliierte Kommission aus Franzosen, Engländern, Italienern) besetzt war. Auch an der Stoberbrücke zwischen den Ei-

senbahnstationen Dammer und Carlsruhe, bei der Försterei Ulrikenhof, war so ein Wachhäuschen installiert worden. Zum Überschreiten dieser Grenze brauchte man einen extra dafür hergestellten Pass. Ich bin noch heute im Besitz eines solchen Dokumentes meines Vaters, das er benötigte, wenn er von seinem damaligen Aufenthaltsort bei Breslau seine Eltern in Oppeln besuchen wollte. Interessant sind die vielen Stempel und Eintragungen in französischer Sprache, die dieses Dokument „zieren“.

Geht man zu Fuß die Straße vom Dammerschen Wald in Richtung Schwirz, so erinnert man sich daran, dass alle unsere Straßen, außer der Reichsstraße 118, so auch diese, in unserer Jugendzeit einen so genannten Sommerweg hatten. Damals fuhr man noch mit Pferden über Land und im Winter oft mit dem Pferdeschlitten. Wenn ein richtiger schlesischer heißer Sommer, wochenlang ohne Regen, das Land überzog und man dann einem auf dem staubigen Sommerweg entgegenkommenden Pferdefuhrwerk begegnete, so konnte man vor lauter Staubwolken kaum atmen und die Sicht war minutenlang versperrt. Der Verkehr auf dieser Straße war überwiegend landwirtschaftlich geprägt. Ende Juli und Anfang August zogen Pferde die vollbeladenen Erntewagen in die Scheunen ins Dorf. Im Herbst waren es die Kartoffelwagen, deren Inhalt in den Kubsen am Haus im meist großen Hof eingewintert wurden und in manchem Jahr fuhren bis in den Dezember hinein Zuckerrübenwagen vom Dominium Lippe auf dieser Straße in Richtung Bahnhof Dammer zur Verladung der Ernte. Denken wir in diesem Zusammenhang daran, dass „Franz Carl Achard“ im Jahre 1802 die erste Rübenzuckerfabrik Deutschlands im schlesischen Cunern gegründet hat. Cunern, später Kunern, liegt zwischen Wohlau und Winzig, nordwestlich von Breslau.

Im Süden dieser Straße war der Schwirzer Bauernwald. Als ich 1995 diesen Wald durchstriefte und mir die waldbaulichen Veränderungen der letzten fünfzig Jahre betrachtete, stieß ich auf alte längst verwachsene massive Erdbewegungen. Das weckte natürlich mein Interesse. Ich stellte bald fest, dass es sich um alte deutsche Panzergräben handelt, die dort 1944 vom „Unternehmen Barthold“ - der Stab lag damals im Schloss in Dammer - errichtet worden waren. Ich konnte feststellen, dass die Gesamtlänge dort insgesamt 925 laufende Meter beträgt. Der Graben beginnt nördlich des Bauernwaldes, dort wo das Feld des Johannes Biallas - heute Leonhard Biallas - beginnt, zieht sich in südöstlicher Richtung durch den Wald, überquert den Feldweg der vom Judenfriedhof zum Dammerschen Wald führt, setzt sich fort durch das damalige Sandgebiet, in dem im Dritten Reich die Sonnenwendfeiern abgehalten wurden und endet am Waldrand, an dem man dann plötzlich das alte vertraute Backsteingebäude des Bahnhofes in Dammer vor Augen hat. Die gesamte Fläche des Grabens ist heute natürlich mit Kiefern und Birken bewachsen, die Natur hat sich alles zurückgeholt. Wildwechsel durchziehen in erheblichem Maße den Graben. Ob denn die Polenkinder, die heute dort Schlitten fahren, wie wir damals, wohl wissen, was es mit diesem Graben auf sich hat und ob ihnen jemand mal erzählt hat, was sich hier vor einem halben Jahrhundert abgespielt hat? Interessant ist noch, dass diese Polenkinder am gleichen Ort in diesem Wald ihren Winterfreuden nachgehen, wie wir damals in der deutschen Zeit. Nur rodeln sie auf andere Art den Berg hinunter. In Ermangelung eines Rodelschlittens stopfen sie Plastdüngersäcke mit Stroh aus und erreichen auf diese merkwürdige Art auch ihr Ziel.

Im Bauernwald konnte ich bald noch andere Veränderungen feststellen, die mir bisher unbekannt waren. In der westlichsten

Spitze dieses Bauernwaldes sind in den letzten Kriegsmonaten militärische Anlagen entstanden, die sicherlich zur Verstärkung der geplanten, aber Gott sei Dank nicht mehr durchgeführten Verteidigung beitragen sollten. Es handelt sich um drei 2,50 m tief in die Erde eingelassene Räume, die, 3,50 m lang und 2,50 m breit, mit Betonwänden versehen sind. Bei zwei weiteren dieser Räume ist man zur Fertigstellung ebenfalls nicht mehr gekommen, man war wohl nicht mehr in der Lage, diese mit Betonabdeckungen zu versehen. Alle fünf dieser Einrichtungen haben aber die Eigenschaft, dass sie so angelegt sind, dass man von dort aus sowohl die Straße Dammer-Schwirz als auch die alte Reichstraße Schwirz-Städtel einsehen und wohl auch, wie geplant, beschießen konnte. Noch ein zweites Überbleibsel aus dem letzten Krieg entdeckte ich nördlich von Brandingen, dort wo heute ein Pole eine Gärtnerei eingerichtet hat. Es handelt sich um die Reste eines Panzergrabens, etwa 250 bis 300 m lang. Das Grundwasser steht dort sehr hoch an, sodass der Graben immer mit Wasser gefüllt ist. Birken, Erlen, Weiden und Kiefern bestocken heute das Gelände.

Manch Schwirzer Bürger wird sich früher und auch heute noch Gedanken gemacht haben, was die Ortsbezeichnung „Schwirz“ eigentlich bedeutet und wie der Name entstanden ist. Dazu kann man wörtlich im Heimatkalender für die Grenzkreise Namslau, Groß-Wartenberg und Oels für das Jahr 1929 lesen: „Schwirz: Swierczow, 1359. Swirczhow ist von demselben Stamm abzuleiten wie Swiercziniec, Kreis Pleß, das seit 1891 Tannendorf heißt. Damit ist der Name als Dorf der Tannen erklärt.“ Ich weiß von meinem Vater, dass in den Jahren 1936/37, als man in Teilen Schlesiens slawisch klingende Ortsnamen zu ändern beabsichtigte, auch in Schwirz von den entsprechenden Gremien die Namen Fichtendorf und Tannendorf im Gespräch waren. Da

aber unsere heimatlichen boden- und klimatischen Verhältnisse keinesfalls für optimales Wachstum von Fichten und Tannen geeignet sind - besonders die Tanne braucht hohe Luftfeuchtigkeit - ließ man es damals bei unserem lieben Namen Schwirz bewenden. Natürlich besteht die Vermutung, dass man in den vergangenen Jahrhunderten vielleicht die Kiefer fälschlicherweise als Tanne bezeichnet hat. Derartigen falschen Benamungen kann man hier im Hessischen auch öfters begegnen.

Erreicht man das Dorf von Osten her, so klingt einem heute noch das Rattern und Zischen des Sägewerkgatters in den Ohren. Dort herrschte immer rege Betriebsamkeit und viele Schwirzer haben dort Arbeit und Brot gefunden. Der Transport des Langholzes aus dem Wald fand natürlich ausschließlich mit Pferdefuhrwerken statt und man war recht bescheiden, denn man konnte selten mehr als drei bis acht Festmeter aufladen, im Gegensatz zu den heutigen riesigen Holztransportern, die je nach dem, auch über 50 Festmeter transportieren können. Das Sägewerk wurde in den Jahren 1921 - 1922 vom Bauern Josef Gritz aus Schwirz auf eigenem Grund und Boden errichtet. Josef Gritz gehörte auch ein landwirtschaftliches Anwesen im Dorf, das er später an Josef Slabik veräußerte. Letzterer blieb auf seinem Hof bis zu seinem Tode am 8. April 1994. Er liegt auf dem Hügelfriedhof in Schwirz begraben. Das Sägewerk ging im Jahre 1924 an den Maurermeister Johann Hirsch über, der es dann in den späten dreißiger Jahren an den Zimmermeister Ernst Mansik aus Schwirz verkaufte. Heute ist von dem Sägewerk nichts mehr zu sehen. An seiner Stelle war in kommunistischer Zeit eine landwirtschaftliche Maschinen-Traktoren-Station entstanden. Heute sieht alles verwahrlost aus. Östlich des Sägewerkes hat man übrigens Bohrungen nach Grundwasser vorgenommen, ist reichlich fündig geworden und seit Mitte der neunziger Jahre bezieht die

heutige Schwirzer Bevölkerung ihr Wasser aus diesem Bereich. Auch Dammer wird von dieser Station aus mit Wasser versorgt. Vor dem Dorf, von Dammer herkommend, sind rechts und links der Straße wahllos je ein Haus in die Landschaft gesetzt worden, anscheinend, so sieht es aus, ohne jegliche Bauplanung.

Erreichte man die ersten Häuser des Dorfes und beruhigte sich der häufig so starke Wind, der in seiner besonderen Eigenart, vor allem, wenn er aus der Steppe des Ostens kam, nur in unserer Heimat so charakteristisch blies, so begrüßte uns auf der rechten Seite auf dem Anwesen, das auch dem Bauerngutsbesitzer Bernhard Kroworsch gehörte, ein einige Meter hohes Holzkreuz mit Korpus, das immer mit Blumen geschmückt war. Oft habe ich als Kind gesehen, wie fromme Bauern dort ihren Hut oder ihre Mütze lüfteten, und auch wir Kinder haben damals gelernt, dass man im Vorbeigehen das Kreuzzeichen zu machen habe. Dieses Kreuz steht heute nicht mehr.

Marschierte man weiter an den etwa 1934/35 von den Familien Zipka und Przybilla gebauten Häusern vorbei, so stieß man sowohl auf der nördlichen, als auch auf der südlichen Straßenseite auf zwei noch mit Stroh gedeckte Häuser. Ab dem Jahre 1930, soweit geht mein Erinnerungsvermögen zurück, standen in Schwirz noch siebzehn Strohhäuser bzw. Scheunen. Im Dorf sprach man etwas abwertend von „Strohbuden“. Das war keinesfalls gerechtfertigt, denn fast alle diese Häuser habe ich als Kind betreten, und ich fand sie immer gemütlich und sie strahlten eine gewisse Wärme aus. Die Fenster waren relativ klein und das Strohdach war soweit heruntergezogen, dass große Leute beim Eintreten sich bücken mussten. Die Innenwände und meist auch die Fußböden hatten einen Lehmewurf. Der Bau stand in der Regel auf Holzschwellen und im Innern waren Holzbalken-

decken eingezogen. Zum Abdichten der Außenwände wurden natürliche Materialien, vor allem Moos, verwendet. Da Holz ein schlechter Wärmeleiter ist, waren diese Häuser eben warm. Trzewik Gerhard aus der Salzgasse, der heute in Cottbus wohnt, erzählte mir, dass sein Elternhaus, ein Strohhaus, im Jahre 1932 abgerissen wurde und durch ein neues Stein- und Ziegelhaus ersetzt worden war. Ein paar Jahre später pflegte Mutter Trzewik dann öfters zu sagen: „Früher hatten wir ein strohgedecktes Haus und eine warme Stube, heute haben wir ein neues Massivhaus, aber eine kalte Stube.“

Das eingangs des Dorfes südlich der Straße stehende Strohhaus gehörte damals der Landwirtin Marie Kloppik. An dieses Haus erinnert heute nichts mehr, nur die schöne Linde, die am Hofrand stand, steht heute noch wie eh und je, hat natürlich an Umfang erheblich zugenommen. In der Salzgasse gab es 1930 noch drei Strohhäuser. Das eben erwähnte Haus von Trzewik, das vom Landwirt Martin Misterek, der dieses etwa Mitte der dreißiger Jahre abriß und durch ein Massivhaus ersetzte und das Strohhaus von Josef Wawrok. Letzteres ist erst beim Einmarsch der Russen ein Opfer der Flammen geworden. In der Mitte des Dorfes gab es gegenüber der katholischen Schule noch die strohgedeckte Scheune des Paul Jany. Sie ist auch beim Einmarsch der Russen abgebrannt. Südwestlich der Schule, nicht weit vom Sportplatz entfernt, stand die strohgedeckte Scheune des Bauerngutsbesitzers Josef Marcinek. Hier herrschte ein etwas anderer Baustil vor. Der Unterbau bestand aus waagerechten, verzapften Holzbalken. Da Marcineks unsere Nachbarn waren, konnte ich auch immer beobachten, wenn am Strohdach Ausbesserungen vorgenommen wurden. Schwache, undichte Stellen wurden mit am Ende verknoteten Strohwischen ausgebessert. Diese Scheune war immer ein begehrter Platz der Weiß-

störche, wenn im April die Kämpfe um den Hagemannschen Horst stattfanden. Aber brüten wollten sie hier nie, obwohl Josef Marcinek in den dreißiger Jahren mit einer alten Holzegge auf dem Dachfirst eine Nestunterlage hergestellt hatte. Auch bei Richard Stinal, sein Hof lag zwischen den Brüdern Josef Marcinek und dem Friseur August Marcinek, war noch ein Teil des Gebäudes mit Stroh gedeckt. Der westliche Teil, das Wohnhaus, war schon ein Massivgebäude, während der östliche Teil, die Scheune, noch mit Stroh gedeckt war. Hier konnte ich, eigentlich zum ersten und letzten Male in meinem Leben, dem Dreschen des Getreides mit Dreschflegeln zuschauen. Es war in den Jahren kurz nach der Machtübernahme. Imposant für mich als Kind das gleichmäßige Taktschlagen der drei beteiligten Personen. Auch das Wohnhaus des Kleinlandwirtes Richard Klose unterhalb des Kriegerdenkmals war noch ein altes Strohhaus. Wer von uns hatte diesen Richard Klose, wenn er am Zaun seines Hofes stand und das Dorfgeschehen kritisch betrachtete, jemals ohne seine gebogene Tabakpfeife gesehen? Gegenüber dem Gasthaus Frost und neben der lutherischen Kirche war das Bauerngut des Bernhard Schubert, früher Slabik. Herr Schubert stammte aus Schumm - später hieß es Forstheim/Kreis Oppeln - und war lange Jahre, bis zum Einmarsch der Russen, der Gemeinderechner des Dorfes. Ich kann mich noch gut entsinnen, als zu Beginn der dreißiger Jahre auf diesem Hofgrundstück noch zwei mit Stroh gedeckte Gebäude standen. Die alte Scheune habe ich bereits erwähnt. Aber es stand auch noch ein altes Auszugshaus, in dem in dieser Zeit die Familie des Straßenwärters Robert Pietrus wohnte. Vor Beginn des Abrisses, etwa im Jahre 1934, zog die Familie Pietrus dann in das Auszugshaus der Bauerngutsbesitzerin Viktoria Gawlitta, gleich neben der Schmiede. Später bauten sie sich ein eigenes Haus direkt auf dem alten Straßengrundstück der alten Reichsstraße 118 nach Städtel zu, nachdem die

Begradigung der kurvenreichen Strecke nach Städtel etwa 1935/36 erfolgt war.

An den Bauernhof Schubert habe ich angenehme Erinnerungen, vielleicht deshalb, weil meine Mutter Eier und frische Butter, Buttermilch, Sirup und andere Dinge, die ein Bauernhof so produzierte, von dort bezog. Auch die weihnachtliche Gans kam von dort. Frau Schubert war eine kinderliebe Frau, sodass für mich dort immer etwas abfiel. Nur einmal gab es zu Hause eine kritische Situation, deren Ursache eben dieser Bauernhof war. An einem Sonntagnachmittag, es mag im Jahre 1935 gewesen sein, spielten wir, wie so oft, Ritter und Räuber. Als Räuber, die sich ja zu verstecken hatten, teilte man mich achtjährigen den erheblich älteren Mitspielern Hans Schubert und Anton Maczy zu. Tatsächlich kamen wir auf die Idee, uns im Schweinetransportkasten zu verstecken, konnten aber infolge der Halbdunkelheit des Schuppens nicht sehen, dass sich ein vorher mit diesem Kasten transportiertes Borstenvieh in diesem erheblich erleichtert hatte. Beim nachfolgenden sonntäglichen Kaffeetrinken - meine Mutter sprach immer von Vespere, eine Bezeichnung aus der Breslauer Gegend - kam dann der große Knall, als Vater feststellte, dass es ja hier wie im Schweinestall räche. Die Untersuchung der Schuhe förderte dann alles zu Tage usw. usw.. Der gute Schubert Hans hatte den Krieg gut überstanden, aber eine schwere Krankheit raffte ihn dahin. Ihn deckt schon lange der grüne Rasen.

In der alten Puskengasse gab es auch noch zwei strohgedeckte Häuser, nämlich das Haus vom Landwirt Franz Bank und das des Erich Hulitschke. Er war Nachbar der Fleischerei Kunert. Auch der Nachbar auf der anderen Seite der Fleischerei Kunert an der Dorfstraße, nämlich Czekalla Paul, lebte noch in einem

strohgedeckten Haus. Er war bekannt wegen seiner vielen Tauben, die die Hofgebäude immer bevölkerten.

Geht man im Dorf weiter westwärts und kommt an die Stelle, an der die Pflasterstraße eine leichte Linkskurve macht und in deutscher Zeit mit Hilfe des Blaubasalts mit der Jahreszahl 1933 und einem Hakenkreuz versehen war, stand links das Strohhaus der Witwe Anna Swiers und rechts das Strohhaus der Familie Trzewik, Hapetsch genannt. Im ersten bin ich auch ab und zu gewesen, denn Frau Swiers hatte im Wirtschaftsgebäude der Schule den Heuboden zur Unterbringung von Heu und Stroh gemietet. Auf dem Grundstück Swiers stand, bis zur Flucht noch völlig intakt, der einzige in Schwirz noch vorhandene Ziehbrunnen. Schon als Kind hat mich diese Anlage stark fasziniert. Schaute man in den tiefen Brunnen hinein, kam auf dem Wasserspiegel die eigene verzerrte Fratze zutage, dass man es mit der Angst bekam. Auch bei starkem Frost frohr dieser Brunnen nie ein. Die senkrechte Begrenzung bestand aus gesammelten Findlingssteinen, die es in unserer Gemarkung, aus der letzten Eiszeit stammend, ja gab. Einen sehr traurigen Tag für dieses Haus und überhaupt für alle Schwirzer Bewohner werde ich zeitlebens nicht vergessen. Die Tochter des Hauses, Hilde Swiers starb, ich glaube sie war 13 Jahre alt, etwa im Jahres 1936/37 an Tuberkulose, die man damals allgemein als Schwindsucht bezeichnete. Es war eine sehr traurige aber große Beerdigung. Der weiße Sarg mit den sterblichen Überresten wurde von sechs Trägern getragen und war eingerahmt von grünen Girlanden, die von ihren Schulkameradinnen in weißen Kleidern gehalten wurden. Diese Krankheit war in unserer Zeit noch ziemlich verbreitet, die Kenntnisse über Antibiotika und Schutzimpfungen waren eben noch nicht so ausgeprägt wie heute. Von dem alten Swiers-Strohhaus ist heute absolut nichts mehr zu sehen. Die Erde scheint al-

les verschluckt zu haben.

Das Trzewik-Haus auf der anderen Straßenseite war wohl die älteste Strohbude in Schwirz. Der alte Trzewik war viele Jahre Gemeindediener im Ort und erfüllte seine Aufgaben, trotz schwerer Verwundung aus dem ersten Weltkrieg, recht ordentlich. Sein Sohn Gerhard aber, geistig leicht behindert, war ein Schwirzer Original, das leider viel Negativschlagzeilen machte. Einmal erschien er bei meiner Mutter und wollte für 40 Pfennige eine Handvoll Kienholz zum Feueranmachen verkaufen und einmal kam er am 6. Dezember, anfangs der dreißiger Jahre zu uns als Nikolaus, „Botus“ wie man bei uns sagte, und anstatt etwas zu bringen, wollte er etwas haben. Er war immer mit dem Fahrrad unterwegs und fuhr einen erheblichen Zahn. Aber alle werden sich erinnern, wie komisch er immer auf dem Fahrrad saß, tatsächlich „wie der Affe auf dem Schleifstein“. Zu guter Letzt sei noch auf das letzte Schwirzer Strohhaus verwiesen. Es war das von Frank Wallek ausgangs des Dorfes in Richtung Gülchen auf der rechten Seite. Von dem Trzewik-Strohhaus ist heute absolut nichts mehr zu sehen, während die Grundmauern des Wallek-Strohhauses heute noch zu sehen sind, ja, man kann sogar noch erkennen, dass es einmal ein Strohhaus war.

Nun aber wieder zu unserem alten Ausgangspunkt zurück. Wir sind jetzt nicht mehr weit von der Kreuzung - in Schwirz sagte man auch „Ecke“ dazu - entfernt. Das Haus des Sattlermeisters Gustav Sroka war ein Doppelhaus und ein früheres Gutsgebäude. Er hatte es von der Ansiedlungsbank Berlin, die die Güter der Herrschaft Carlsruhe O/S, nämlich Schwirz, Städtel und Hönigern in einer Gesamtgröße von 1184,82 ha zum Zwecke der Aufsiedlung erworben hatte, gekauft. Neben seinem Beruf handelte er noch mit Pferden und hielt zur Zucht auch die Ziegenböcke. Das war auch der Grund, weshalb manchmal bis auf

die Straße, je nach Witterung, ein penetranter Geruch zu spüren war. Eines habe ich aber in meinem Leben nie wieder gesehen. Herr Sroka hatte die Ziegenböcke, wie Pferde, zum Ziehen eines kleineren Wagens abgerichtet. Als Sattler konnte er die Geschirre selbst herstellen. Es war schon ein imponantes Bild, wenn er, gar nicht so leichtgewichtig, auf dem Wagen Sitzend, von Ziegenböcken gezogen durch das Dorf zum Futterholen fuhr. Die andere Seite dieses Doppelhauses hatte der Stellmacher Krowiorsch erworben.

Auf der Südseite der Straße, viel tiefer gelegen, war der kleine Dorfteich, der „Doe“ (polnisch: Dolina - Niederung) genannt wurde. Er war nicht besonders groß, aber der Teich selbst und das umliegende Brachgelände waren geeignet, um vielen Gänsen und Enten dort ein gutes Auskommen zu sichern. In heißen Sommern fuhren die Fuhrwerke durch diesen Teich, um das Eindörren der Holzteile zu verhindern. Auch in den heißesten Sommern trocknete er nicht aus. Im Winter war es der Tummelplatz der jüngeren Kinder. Vom Stellmacher Krowiorsch aus konnte man ab der Straße auf einem leicht abfallenden Gelände gut bis auf den Teich rodeln. Ab 1935 aber, als genau auf dieser Rodelbahn eine Scheune gebaut wurde, waren diese Freuden vorbei. Alles verlagerte sich von nun an auf die Teichfläche und Schlittschuhlaufen war angesagt. Mit dem schlammigen Winterteich habe ich natürlich auch meine unangenehmen Erfahrungen gemacht, als ich kurz vor Weihnachten bei starker Kälte einbrach und völlig verschlammt und halb erfroren die Heimstätte erreichte, natürlich nicht zur Freude meiner Mutter. Es war wohl im Jahre 1934. Noch eine Geschichte gibt es von diesem Dorfteich zu erzählen, sie steht im Zusammenhang mit der Sudetenkrise 1938. Das deutschsprachige Sudetengebiet, das ja 1918 dem tschechoslowakischen Vielvölkerstaat einverleibt worden war,

wurde auf Beschluss der „Münchner Konferenz“ im Herbst 1938 dem Großdeutschen Reich angegliedert. Der Einmarsch in diese sudetendeutschen Gebiete begann am 1. Oktober 1938. Auch unser Dorf war davon berührt, denn ein Aufmarschgebiet vollzog sich auf der alten Reichsstraße 118 in südöstlicher Richtung über Namslau, Oppeln, Cosel, Ratibor zum Hultschiner Ländchen. Wenn auch die damaligen Truppenbewegungen an die des August 1939 keinesfalls heranreichten, war doch eine große Schar der jungen Leute an der „Ecke“ anzutreffen, die die durchfahrenden deutschen Einheiten sehen und auch grüßen wollten. Herrschte eine Flaute, so vertrieb man sich die Langeweile mit mehr oder weniger Unsinnigkeiten, wie es die Jugend so auf aller Welt macht. So geschah es, dass man sich einen Bäckerlehrling der Bäckerei Dimke, er hieß wohl Berthold Richter, packte und mit viel Hallo langsam in Richtung Doe drängte, bis man schließlich so weit war, ihn mit dem Wasser der Doe zu taufen und ihn letztendlich ganz hineinschmiss. Von dieser Zeit an gab es in Schwirz einen „Noe auf der Doe“. Viele waren damals dabei, die lustig und freudig alles mitmachten, aber schon wenige Jahre später für „Führer, Volk und Vaterland“, so hieß das damals, gefallen waren. Ich denke dabei an Paul Felke, der in ukrainischer Erde bei Charkow ruht oder auch an Josef Papra, der am 4. September 1942 in der Kesselschlacht Brjansk-Wjasma sein Leben ließ. Sein Grab liegt an der Bahnstrecke Lubzow-Wjasma. Die Angehörigen besitzen ein Foto dieser letzten Ruhestätte. Nach seinem Soldatentod wurde ihm noch das Eiserne Kreuz II. Klasse und das Infanteriesturmabzeichen verliehen.

Die heutige Doe ist mit der aus unserer deutschen Zeit nicht mehr zu vergleichen. Die Trümmer der abgebrannten Kaserne mitsamt seinen Schuppen hat man anscheinend einfach in Richtung des Teiches geschoben, sodass die Ufer viel steiler sind als

wir es noch in Erinnerung haben. Die Doe hat an Größe verloren. Auf der Fläche nördlich davon stehen heute vereinzelt Bäume und haben natürlich schon ein erhebliches Alter erreicht.

Schräg oberhalb der Doe stand fast direkt an der Straße nach Dammer zu die so genannte Kaserne, ein langes Gebäude, das zur Zeit des Gutes der Unterbringung der Gutsarbeiter diente. Der merkwürdige Begriff „Kaserne“ war keine Erfindung der Schwirzer. Auch in anderen Gegenden Schlesiens nannte man die Gutsarbeiterhäuser so. So gab es z. B. im westlich von Schwirz gelegenen, schon zum Kreis Brieg gehörenden ersten Dorf Mangschütz ein Gutsarbeiterhaus, das „Schnitterkaserne“ genannt wurde, weil man die Wanderarbeiter, die jährlich auf den Gütern in der Ernte arbeiteten, „Schnitter“ nannte. Diese Wanderarbeiter kamen zum großen Teil aus Polen, vor 1918 überwiegend aus Kongresspolen, nach 1918 aus den ehemaligen preußisch polnischen Gebieten. Erst als kurz nach 1900 die Entlastungsstrecke Breslau-Karlsmarkt-Oppeln mit Bahnstation Mangschütz gebaut wurde, begannen sich die Beziehungen der Schwirzer zu Mangschütz zu intensivieren. Denn nunmehr konnte man in das große Breslau auf direktem Wege kommen und brauchte nicht mehr in Namslau umzusteigen. Bis 1945 waren es schon nicht wenige, die täglich oder wöchentlich nach Breslau zu ihrer Arbeitsstelle fuhren. Auch zur Apotheke nach Mangschütz hatten es die Schwirzer bei einer Entfernung von neun Kilometern am nächsten. Dr. med. Espeut aus Mangschütz war bei einigen Schwirzern ein beliebter Hausarzt und manche Bauern fuhren ihr Getreide zum Mahlen in die Mangschützer Mühle. Obwohl Brieg 24 Kilometer von Schwirz entfernt war, fuhren Schwirzer, wenn sie etwas besonderes kaufen wollten, mit dem Fahrrad nach Brieg. Sie hätten es ja leichter haben können und mit der Eisenbahn über Namslau nach Brieg fahren kön-

nen, wenn der Verkehrsausschuss des Reichstages in Berlin, der am 6. März 1928 zu dem Ergebnis gekommen war, dass der Bau der Eisenbahnlinie Brieg-Namslau-Gr. Wartenberg-Neumittelwalde in Angriff genommen werden sollte, dies auch durchgesetzt hätte. Dazu kam es aber nicht wegen der hohen Kosten für neue Brücken über das Überschwemmungsgebiet der Oder nördlich von Brieg.

Es war bekannt, dass für die Brieger alles was östlich des großen Rogelwitzer Forstes war, „im Pulschen“ lag. Der polnische Begriff „Preseka“ (auf deutsch = Verhau), das riesige Waldgebiet, das in slawischer Zeit beim Vorstoß der deutschen Siedler im 12. bis 14. Jahrhundert das polnische Land vom deutschen absperrte, hatte sich also gedanklich bis in unsere Zeit erhalten, wenn auch das Wort Preseka kein Begriff mehr wahr. Mangschütz war ein evangelisches Kirchdorf, die Bevölkerung war aber gemischt und bis 1914 wurden dort noch polnische Gottesdienste abgehalten. 1902 wurde die neue evangelische Kirche gebaut, und da Kaiserin Augusta aus ihrer Schatulle dazu einen Zuschuss von tausend Talern zahlte, schrieb sie auch ihren neugotischen Stil vor. Davon profitierten auch die Schwirzer Bürger, denn wenn abends im Westen die Sonne unterging und der sehr hohe spitze Turm mit dem rötlichen Abendlicht spielte, war es ein imponantes Bild, besonders wenn man es in der Nähe des Schwirzer Friedhofs betrachtete. Den sehr hohen, schönen, spitzen Turm gibt es heute nicht mehr. Man hat der Kirche einen niedrigen, hässlichen Turm verpasst, baustilistisch nicht akzeptabel. Eine Anekdote aus der Mangschützer Kirche sollte nicht in Vergessenheit geraten. Von 1916 bis 1945 hatte der evangelische Pfarrer Pompetzki die Pfarrstelle inne. Das Verhältnis zwischen Pfarrer und Herrschaft des Gutes war nie ganz ungetrübt. So hatte er in den Revolutionstagen des November 1918 in einem Gottesdienst die

Gemeinde singen lassen: „Dies ist der Tag den Gott gemacht“ und „Nun freu' sich alle Christenheit“. Zu guter Letzt soll noch auf den in Schwirz so bekannten Namen Lotz aus Mangschütz hingewiesen werden. Er war der Fotograf für das ganze Dorf, erledigte alles per Fahrrad und fehlte auf keiner Hochzeit und sonstigen größeren Familienfesten. Seine Fotos zeichnete er mit „Atelier Lotz, Mangschütz Kreis Brieg“.

Nun aber wieder zurück zur Schwirzer Kaserne. Der langgestreckte Bau hatte vier Eingänge. Im westlichen Teil wohnte die Familie Paul Stanchly mit den zwei Söhnen Paul und Alfred. Alfred war ein guter und verträglicher Kumpel, spielte gut Fußball, aber leider erreichte ihn das Kriegsschicksal sehr früh. 1925 geboren, wurde er im Jahre 1943 zur Waffen-SS nach Dresden eingezogen und wurde dort schon nach kurzer Zeit Opfer eines Schießunfalles bei einem Manöver. Seine Leiche wurde überführt und liegt auf dem Schwirzer Friedhof begraben. Eine am offenen Grab angetretene Ehrenformation seiner Kameraden der Waffen-SS verabschiedete sich mit einem letzten Ehrensalue. Ich selbst, damals 16 Jahre alt, nahm an dieser traurigen Beisetzung teil. Und wie das Schicksal manchmal so spielt. Im Sommer 1951, als ich während meiner Ausbildungsphase in Korbach im Waldecker Land war, stand ich eines Tages mitten in der Stadt am „Kreisel“, als ich gegenüber einen Mann stehen sah, der dem Vater von Alfred, also Paul Stanchly, ausgesprochen ähnlich sah. Tatsächlich war er es, und ich habe die Familie später öfters besucht. Sohn Paul lebte schwer verwundet dort bei seinen Eltern, starb auch sehr früh und fand in Korbach seine letzte Ruhestätte.

In der Kaserne wohnten noch die Familien Papra, Stanchly Josef, David und die Palluch Marie. Olga Vogt und die alte Frau

Dombrowsky hatten ihre Bleibe im Ostteil des Hauses. Erstere trug jahrelang die Tageszeitung „Breslauer Neueste Nachrichten“ aus. Später machte das Hildegard Felke und als Fahrschüler brachte ich ihr das Zeitungspaket vom Bahnhof Dammer mit, und ich konnte damit mein geringes Taschengeld leicht aufbessern. Die Zeitung kam nicht per Post. Sie wurde mit der Bahn befördert und ein Angestellter des Zeitungsverlages fuhr täglich die Zeitungspakete mit der Bahn aus von Breslau bis Namslau, von dort nach Oppeln und wieder über Mangschütz nach Breslau zurück.

Gegenüber der Kaserne war der Bauernhof Czekalla. Im August 1911 ereignete sich dort folgende traurige Geschichte: Es war an einem Samstagnachmittag des Trockenjahres 1911, als Vater Jakob mit seinem sechszehnjährigen Sohn Thomas in Richtung Brandingen, heute Przygorzele, fuhren, um noch Grünfutter zu holen. Sohn Thomas sollte mit den Pferden und einem eisernen Zweischarpflug noch etwas schälen, als plötzlich ein Gewitter aufzog und ein Blitzschlag beide Pferde und Sohn Thomas tödlich traf. Vater Jakob, der in unmittelbarer Nähe Futterklee harkte, musste das alles mit ansehen. Der damalige Schwirzer Bürgermeister Franz Slabik erledigte dann die Bergung des Toten. Thomas Czekalla fand auf dem Schwirzer Hügelfriedhof seine letzte Ruhestätte.

Auf der Kreuzung fanden im Dritten Reich relativ häufig polizeiliche Kontrollen statt. Es waren in der Regel immer die gleichen Gendarmen, nämlich Wachtmeister Juppe aus Eckersdorf, sein Kollege aus Dammer, ein kleiner zierlicher Mann und der Wachtmeister aus Schwirz, bis Anfang der dreißiger Jahre Wachtmeister Bendix, später Wachtmeister Klose. Mit ihren Tschakos, eine Kopfbedeckung der damaligen Polizei, die die

heutige Jugend gar nicht mehr kennt, sahen sie recht respektvoll aus. Sie kontrollierten nicht nur die Ordnungsmäßigkeit der landwirtschaftlichen Fahrzeuge der Bauern, sondern hielten auch alle Motorräder und die wenigen Autos an, die damals die Straßen befuhren, und sogar die Fahrradfahrer wurden alle registriert und die Fahrradrahmennummern kontrolliert und in eine Liste eingetragen. Wachtmeister Bendix, der später nach Noldau ging, hatte zwei Töchter, die brünette Ruth und die blonde Trautel. Ruth starb 1945 21-jährig in Namslau nach der Kapitulation und unter polnischer Besatzung nach einer eitrigen Angina infolge mangelnder ärztlicher Versorgung.

Das ursprüngliche alte Gendarmenhaus, das mit einer auffallend schwach rosaroten Farbe gestrichen war, stand recht unglücklich scharf am Rande der Kreuzungsstraße und nahm den Verkehrsteilnehmern die Übersicht. Trotz des damaligen geringen Verkehrs entschloss man sich, dieses Haus abzureißen. Das neue Haus wurde 1935/36 auf dem gegenüberliegenden Grundstück des Bauern Johannes Biallas errichtet. Interessant ist, dass dieses alte Gendarmenhaus noch bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg „Zollhaus“ genannt wurde. Wie alte Leute erzählten, mussten tatsächlich auswärtige Fuhrwerke, die in das Dorf hinein wollten, Zoll bezahlen. Mir ist das allerdings sehr unwahrscheinlich, denn Schwirz ist ja nie ein direktes Grenzdorf gewesen und die Tatsache, dass es drei Kilometer von der Grenze Ober- zu Niederschlesien entfernt war, kann man sicherlich damit nicht in Zusammenhang bringen. Wahrscheinlich wird es so gewesen sein, dass auswärtige Kaufleute, die ihre Waren in Schwirz feilbieten und verkaufen wollten, ein Standgeld entrichten mussten, wie es ja auch heute noch, z.B. bei Weihnachtsmärkten, gehandhabt wird. Es ist wahrscheinlich, dass es in Schwirz in den vergangenen Jahrhunderten einen Markt gege-

ben hat, der vielleicht auf dem alten Dorfanger vor der Gastwirtschaft Frost stattgefunden haben könnte. Es ist daher möglich, dass ein Examinator (Pflastergeld-Erheber) dort seines Amtes waltete derart, dass er die einfahrenden Geschäftsleute abkassierte.

Später wurde dieses alte Haus mit „Kreishaus“ bezeichnet. Zu dieser Stelle gehörte auch ein großer Garten, der ringsum von einer undurchdringlichen Weißdornhecke umgeben war. Diese wurde schon in deutscher Zeit restlos beseitigt und Schwirz verlor dadurch eine wirklich schöne, grüne, ökologische Insel.

Nördlich neben dem Grundstück des alten Kreishauses war ein überdachter Schuppen, der der Straßenverkehrsbehörde in Namslau gehörte. In diesem waren drei oder vier alte hölzerne Schneepflüge untergebracht, die aber nur bis etwa 1934 benutzt wurden. 1935 kam ein neumoderner Schneepflug dazu, der ab dieser Zeit Verwendung fand. Für uns Kinder war das schon eine kleine Sensation und die jugendliche Fachsimpelei über Vor- und Nachteile nahm kein Ende. In den strengen Wintern der Vorkriegszeit kam dieser Pflug viel zum Einsatz, und wenn der Wind so richtig wehte und den Schnee vor sich hertrieb, kam es öfters vor, dass Schwirz eingeschlossen war. Der neue Eisenpflug wurde von acht Pferden gezogen, sechs Pferde waren vor dem Pflug und zwei Pferde dahinter eingespannt. Chef der Unternehmung war immer der Straßenwärter Robert Pietrus. Zuerst musste immer die Reichsstraße 118 in Richtung Namslau freigemacht werden. Manchmal blieb der Pflug in den Schneemassen auch stecken und die Schwirzer Bauern, die sich für diese Fahrten mit ihren Pferden zur Verfügung gestellt hatten, erreichten bis zum Abend ihre Wohnstätten nicht. Es war wohl im Jahre 1938, als nach Schwirz, infolge der Schneeverwehungen, kein Fahrzeug

mehr hineinkam. Die Bevölkerung wurde damals zum Schneeschippen aufgerufen und am Abend war die Verbindung zur Außenwelt wieder hergestellt.

Auf der „Ecke“ war auch die Tankstelle des Bauern Erich Misterek, für damalige Verhältnisse eine recht pompöse Angelegenheit, verfügte sie doch über eine weitausladende Bedachung, sodass sich diese Örtlichkeit auch hervorragend für die sonntäglichen Treffs der Dorfjugend bei schlechterem Wetter eignete. Außer Mischung gab es dort die zwei Benzinsorten „Esso“ und „Standard“.

Zwischen der „Ecke“ und dem Dorf Städtel war die alte Reichsstraße 118 sehr kurvenreich und gefährlich. Die 1,3 km lange Strecke wurde von vier rechtwinkligen Kurven beherrscht. So entschloss man sich, es war wohl 1934, diese Gefahrenquellen zu beseitigen. Die alte Strecke bis zu dem Einzelhaus des August Biallas wurde restlos abgebaut und ein neues, fast gerades Straßenstück, dessen Grund und Boden ursprünglich dem Bauern Bernhard Kroworsch gehörte, entstand. Leider mussten natürlich auch die vielen schönen Spitzahornbäume, die die Straße begrenzen, abgeholzt werden. Auch die alte Telefonleitung, die entlang der Straße verlief, wurde beseitigt. Als Kinder legten wir die Ohren gerne an diese hölzernen Telefonmasten, besonders wenn vom Herbst bis zum Frühjahr die scharfen Ostwinde bliesen. Man konnte da ein vielstimmiges „Konzert“ vernehmen, auffällig allerdings, dass jeder Masten anders „brummt“. Nach Fertigstellung des Straßenstückes mit schöner, glatter Teerdecke war ein neues Spiel für die männliche Schuljugend geboren, nämlich das Kreiseln. Erstaunlich bis zu welcher Fertigkeit wir es damals gebracht haben. Man konnte mitunter 15 Minuten lang hintereinander kreiseln, bis das nächste Auto

eine Unterbrechung forderte. An diesem neuen Straßenstück wurde ab 1937 die neue Genossenschaftsmolkerei gebaut, auch hier gehörte das Grundstück vorher dem Bauern Bernhard Kroworsch. Letzterer wurde auch der erste Genossenschaftsvorsitzende. Beim Einmarsch der Russen 1945 brannten dieser Molke-reibetrieb und das Wohnhaus nieder. Der erste und letzte Molke-reiverwalter war übrigens Herr Helmut Licht.

Geht man heute von der Kreuzung aus nach Norden in Richtung Namslau, so fällt einem auf dem Grundstück des Franz Felke eine Veränderung auf. Das Wohnhaus steht nicht mehr, aber im Vorgarten, direkt an der Straße, haben die Polen ein mittelhohes Kreuz errichtet, geschmückt mit flatternden bunten Bändern, wie es die Polen nach ihren Bräuchen eben machen, aber für uns doch ungewohnt. Zu Beginn der Salzgasse im Osten steht das Haus des Schuhmachers Josef Morzinek. Er war unser Familienschuster. Das Haus ist unbeschädigt geblieben. Gern denke ich an die Kinderzeit zurück, wenn ich stolz auf dem Schusterschemmel in der Werkstatt sitzen durfte und manchmal auch die Genehmigung bekam, mit Schusterhammer und Holz-nägeln herumzuklopfen. Aufgefallen ist mir immer der große Berg von alten „Gurken“ (so nannten wir übrigens alte Schuhe), die noch repariert werden sollten. Es war halt damals keine Zeit des übertriebenen Wohlstandes. Auf den Gedanken, sich Ringe durch Nase, Ohren und Augenbrauen zu ziehen, ist damals in der 48-Stundenwoche noch niemand gekommen.

Der Name Salzgasse erinnert an die Zeit im fünfzehnten Jahrhundert, als die Schwirzer Ritter Wische und Hans der Tzomber im Streit mit der Stadt Namslau lagen. Die Ritter hielten einen eigenen Salzmarkt ab, was nicht zulässig war, denn in Schlesien galt damals die so genannte Weichbildverfassung. 1503

kam es dann noch zu einem Bierkrieg zwischen dem Herrn von Kottolynsky aus Schwirz und der Stadt, der zu einem Vergleich führte, sodass in Schwirz weiter Bier gebraut werden durfte. Näheres kam man in Nr. 161 des Namslauer Heimatrufs nachlesen. In der Salzgasse war in früheren Zeiten für die Bevölkerung eine Wasserentnahmestelle eingerichtet worden in Form eines Ziehbrunnens. Wie lange dieser Brunnen noch existiert hat, ist nicht bekannt. In unserer Zeit, zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg, hatte jeder Hof und jedes Haus schon seinen eigenen Brunnen. Das Wasser wurde mit einer Hebelpumpe ans Tageslicht gefördert. Bei uns in Schwirz sagte man aber nicht Pumpe sondern „Plumpe“ und auf der Spitze dieser Plumpe war meistens ein Blechtippel angebracht, damit sich jeder Durstige des guten Gänseweins bedienen konnte.

Dort wo die Salzgasse auf die Reichsstraße mündet, war der Hof Josef Sowa. Das Wohnhaus war zeitgleich mit der katholischen Kirche 1924 gebaut worden. Ich kann mich an meine Kinderzeit zu Anfang der dreißiger Jahre noch gut erinnern, als in diesem Haus der Fahrradhändler Neumann sein Geschäft betrieb. Später hatte der Schuhmacher Kollenda Franz dort sein Domizil. Der Hauseigentümer Josef Sowa hatte in Schwirz den Beinamen „Landrat“, fürwahr eine positive Bezeichnung. Herr Sowa war lange Jahre der Verwahrer der Monstranz für die Gottesdienste und man sah ihn jeden Sonntag, schon recht früh, mit seinem Koffer zur Kirche gehen.

Zum Thema „Katholische Kirche“ sind noch einige Anmerkungen nachzutragen. Vom bischöflichen Ordinariat Görlitz erfuhr ich, dass aus dem Realhandbuch des Bistums Breslau von 1929 hervorgeht, dass Schwirz als selbständige Kapellengemeinde innerhalb der Pfarrei Bankwitz, Kreis Namslau, am 2. Mai

1925 errichtet wurde. Die Kirche des Ortes ist dem Hl. Herzen Jesu gewidmet und wurde 1923 bis 1924 erbaut. Soweit das Ordinariat. Verantwortlich für den Neubau war der Maurermeister Johann Bank, zum Kirchenvorstand gehörten Anton Biallas und Stanislaus Wallek. Die kleine Glocke war ein Bronzeguss, war 0,60 m hoch und hatte einen Durchmesser von 0,61 m. Sie war von der Firma Johannes Georg Krieger 1784 in Breslau gegossen worden. Die 1942 abgebaute große Glocke war ebenfalls ein Bronzeguss und war von der Firma Geittner und Söhne 1926 in Breslau erstellt worden. Das Schicksal dieser Glocke, die uns mit ihrem heimatlichen Klang zum Gottesdienst rief, die sich den Menschen aus freudigem, aber auch oft aus traurigem Anlass offenbarte, ist mir nie gleichgültig gewesen. Deshalb habe ich lange nachgeforscht und bin letztendlich auch fündig geworden. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg gab mir Auskunft. In den Unterlagen des Deutschen Glockenarchivs ist die Schwirzer Glocke nicht archiviert und zwar deshalb nicht, weil diese als A-Glocke eingestuft worden war. Unter A-Glocken verstand man Glocken, die erst nach 1880 gegossen worden waren. Deshalb gelangte sie nicht auf einen der Glockenfriedhöfe, wo sie hätte dokumentiert (beschrieben und fotografiert) werden können. Sie wurde nach ihrer Abnahme sofort in die Zinnwerke nach Wilhelmsburg bei Hamburg zum Einschmelzen gebracht. Die Kennziffer unserer Glocke lautet 9/9/21 A. Aus der Liste der Kreishandwerkerschaft Namslau kann ferner entnommen werden, dass die Glocke 750 kg wog.

Wer ehrlich ist wird zugeben, dass es mit der Kriminalität und dem Diebstahl im Dritten Reich nicht weit her war. Rigorose Strafen hielten davon ab. Doch einmal, es war wohl 1936 im Sommer, ereignete sich Folgendes: Nach dem Hochamt fehlte plötzlich ein Herrenfahrrad eines Kirchenbesuchers. Trotz allen

Bemühens war es nicht aufzufinden. Der Wachtmeister Klose wurde eingeschaltet. Erst einen Tag später klärte sich die Sache auf. Das Ehepaar Paul Jany, Hofbesitzer gegenüber der Kath. Schule, war kinderlos. Deshalb war diesem Hof von amtswegen immer ein männlicher elternloser Jugendlicher aus einem Waisenhaus bei Breslau zur Hilfe in der Landwirtschaft zugeteilt worden. Er wohnte dort und wurde auch beköstigt. Mein Vater musste immer die Vormundschaft über diese Jugendlichen übernehmen, und ich weiß, dass mancher Ärger damit verbunden war. Diesem Jugendlichen, ich habe ihn als Nachbarkind gut gekannt, aber seinen Namen vergessen, fiel es plötzlich ein, sich seiner Aufgabe bei Bauer Jany zu entledigen und in die weite Welt zu fahren. Vielleicht hat ihm auch das Essen bei Jany nicht so gut geschmeckt. Jedenfalls wurde er auf dem Sankt Annaberg, dem heiligen Berg der Oberschlesier, von der Polizei festgenommen und wieder nach Schwirz gebracht. Man muß bedenken, dass der Annaberg 88 km von Schwirz entfernt ist. Bei der Schwirzer katholischen Bevölkerung war es alter Brauch, zum Annaberg zu pilgern, war diese Wallfahrtsstätte doch eine der ältesten in Deutschland. Ob unser Ausreißer dort auch das alte Wallfahrtslied: „Sankt Anna, voll der Gnade, du Bild der Heiligkeit ...“ oder auch „Dornvoll schwer ist unsre Reise und der Weg zur Heimat weit ...“ gesungen hat? Kommt uns Heimatvertriebenen heute dies letzte Lied nicht vor wie ein Stich in unser Herz, wenn wir an unser Schicksal denken?

Die Lehmgrube an der Reichsstraße 118 war der erste Berührungspunkt, wenn man von Eckersdorf her Schwirz erreichte. Sie war der Ort der großen Freiheit für alle Schulkinder von den Kleinen angefangen bis zu den vierzehnjährigen und sogar darüber hinaus. Für alle Jahreszeiten bot sich ein reges Betätigungsfeld. Wir brauchten keine Kinderspielplätze, die mit tau-

senden Mark der Steuerzahler finanziert werden müssen, wie das heute üblich ist und anscheinend gar nicht anders geht. Wir konnten mit der Natur noch etwas anfangen und vernünftig damit umgehen, wenn auch in diesem Punkt der jugendliche Leichtsinn - ich gebe es zu - manchmal über die Stränge schlug. Feld und Wald der Gemarkung, der Bauernwald, der Dammer-sche Wald, der Schwirzer Wald, die Gorken, der Friedhofshügel, das Stobergebiet, die Böhlitzer und die Altmühlteiche, das waren unsere Kinderspielplätze.

Im Winter glich die Rodelbahn der Lehmgrube an manchen günstigen Tagen einem Ameisenhaufen. Durch den Eiskeller, ein altes Ziegelgebäude, das sicherlich schon aus dem 18. Jahrhundert stammte und durch den gewölbten Keller, der in die Erde eingelassen und an das Gebäude angebaut war, bekam die Rodelbahn ein zweistöckiges Gepräge, ja man konnte nicht geradeaus das Bergel hinunterrodeln, sondern musste mit eingeübtem Geschick stets eine „gefährliche Kurve“ hinter sich bringen. Bei den strengen Wintern, wie wir sie in den dreißiger Jahren hatten, wurde durch Gießen mit Wasser, das bei Bulk geholt wurde, eine regelrechte Eisbahn geschaffen, sodass man auch mit Schlittschuhen diesen Berg bewältigen konnte. Der Auslauf endete dann immer auf dem zugefrorenen Teich. Interessant welche Typen von Schlitten da manchmal zu sehen waren. Alte eiserne gab es genauso wie schwere breitkufige, die vom örtlichen Stellmacher hergestellt waren und auch zum Transport von Getreidesäcken in die Mühle benutzt wurden. Hohe Geschwindigkeit erreichte man, wenn man mit Holzschuhen den Berg hinunterkaschelte. Das Tragen von Holzschuhen und Holzpantoffeln war damals noch sehr verbreitet. Das zweiflügelige Tor des Eiskellers war übrigens immer mit einem breiten Eisenband und einem riesigen Schloss versperrt. Erst in den letzten Kriegsjahren

stand eines Tages das Tor offen, sodass wir auch im Innersten alles betrachten konnten. Betrat man den Keller, so wurde man von einer kalten Eiswolke empfangen. Es führten viele breite Stufen in die Tiefe hinab. Dieser Keller diente in den früheren Zeiten dem Gute zur Aufbewahrung des Eises, das man aus dem Lehmgrubenteich gewann. Später wurden in diesem Keller auch Kartoffeln gelagert. In früheren Zeiten war dieser Eiskeller, wie wir von alten Schwirzern wissen, ein Eldorado für Fledermäuse. In unserer Zeit aber stand dieser Keller immer leer. In einem Kriegsjahr, es war wohl 1940, baute Fleischermeister Pohl Eis aus diesem Teich für die Kühlung seiner Produkte ab. Uns Kindern gefiel das natürlich nicht, aber es war wohl wichtiger, und wir verstanden es letztendlich auch. Am östlichen Rand der Lehmgrube wurde immer noch Lehm abgebaut, viele sagten, es sei Lette, eine tonhaltige bröcklige Bodenart. In diesen Löchern bildeten sich im Winter gefährliche Eisstellen. Es war mitunter höckriges, ungepflegtes, ungehobeltes Eis. Wir nannten es Biegeeis und es gehörte schon Mut dazu, über diese Fläche zu laufen.

Auf der Lehmgrube gab es im Winter manchmal eine willkommene Abwechslung, nämlich dann, wenn in herrlicher Winterlandschaft Glockengeläute eines Schlittens zu verzeichnen war. Die Straßen wurden ja noch nicht mit Streusalz behandelt. Öfters kamen Bauern mit ihren Pferdeschlitten vorbei, eingehüllt in dicke, lange Pelze und die Füße staken in geflochtenen Strohschuhen, waren deshalb sehr unbeweglich und merkten nicht, wenn man sich hinten auf die Kufen stellte oder gar den eigenen kleinen Schlitten festbinden konnte, um sich ein Stückchen mitziehen zu lassen. Die meisten ließen es sowieso gewähren, aber manchmal gab es auch mit der Peitsche um die Ohren.

In strenger Winterszeit kamen Rebhühner und Fasanen im-

mer bis zur Lehmgrube, um Schutz zu suchen und um etwas Fressbares zu finden. Es gab dort viele Weißdornsträucher und die roten Beeren, die auch von uns als so genannte Mehlbeeren gekaut wurden, waren eine willkommene Nahrung für diese Vögel. Einmal konnte ich beobachten, wie ältere böse Buben ein Rebhuhn fingen und auch nach Hause trugen und einmal war auch ein Fasan, anscheinend verwundet und geschwächt von der letzten Jagd, ein Opfer dieser Buben geworden.

Im Hochsommer trocknete der Lehmgrubenteich ein, im Herbst aber, wenn die Regenzeit begann, füllte er sich und im März bei der Schneeschmelze erreichte er die höchsten Dimensionen. Der starke Zufluss im Osten der Grube resultierte aus der umfangreichen Drainage der Feldgemarkung „Djow“. Oft habe ich als Kind meine Hände in den eiskalten Zufluss des Schmelzwassers gehalten. Einmal wollten wir Kinder eine möglichst große Teichfläche erreichen und verringerten den Abfluss an der Straße durch Einbau von Steinen und Erde. Prompt wurden wir vom Herrn Frauenholz, dem Bürgermeister, dabei erwischt und mussten den alten Zustand wieder herstellen. Der Wasserspiegel war nämlich schon soweit angestiegen, dass die zu Anfang des Dritten Reiches in der Lehmgrube gepflanzten Maulbeersträucher schon im Wasser standen. Auch am Sportplatz waren damals diese Sträucher gepflanzt worden. Das Ziel war, durch die Seidenraupenzucht, die der alte Schmiedemeister Schön übernommen hatte, Material für die Herstellung von Fallschirmen zu gewinnen. Das überzählige Wasser des Teiches durchfloss teilweise das östliche Dorf, wurde beim Siedler Schulte unter der Straße hindurch nach Süden geleitet, erreichte über die Fröschegräben das Kreuzburger Wasser (die Baache genannt), floss bei Böhlitz in den Stober, um später über die Oder die Ostsee zu erreichen. Es gab Jahre, da sammelten sich Frösche und Kröten in

erheblicher Zahl in diesem Teich, um in der Paarungszeit zu laichen. Wenn die ersten Sonnenstrahlen intensiver wurden, der Boden sich erwärmte und die Natur langsam aus ihrem Winterschlaf wach wurde, erschienen sie. Leider war diese Tatsache auch Ursache für manche Ungezogenheiten durch uns an unschuldigen Lebewesen.

Im Sommer, wenn der Teich ausgetrocknet war, trieben viele Leute ihre Gänse mit ihren Gösseln zum Hüten in die Lehmgrube. Die vielseitigen Pflanzenarten gaben Nahrung für viele. Wenn es aber Abend wurde, wollten die Tiere nach Hause, und wenn es ihnen nicht schnell genug ging, zeigten sie ihre Künste, indem sie sich erhoben und wie ihre wilden Vorfahren in Flugformation, mitten über die Dorfstraße, dem heimatlichen Stall zustrebten. Vor der Lehmgrube, direkt an der Seite der Reichstraße, standen in unserer Zeit viele Spitzahorne. Im Frühjahr tummelten sich in ihren Blätterkronen tausende Insekten, vor allem Bienen. Von diesen Bäumen steht heute kein einziger mehr. Nur die drei Eichen, nördlich des Eiskellers, stehen wie eh und je. Ich habe sie gemessen. Sie haben heute Brusthöhendurchmesser von 75 und 100 cm und sind sicherlich weit mehr als hundert Jahre alt. Dort ist heute eine Bushaltestelle eingerichtet worden, denn zwischen Oppeln und Namslau besteht heute eine Busverbindung, nachdem der Verkehr unserer lieben alten Eisenbahn über Dammer eingestellt worden war.

Die gesamte Lehmgrube war 235 m lang und 70 m breit, also etwa 1,6 ha groß. Geht man davon aus, dass im Schnitt etwa der Lehm bis drei Meter Tiefe abgebaut worden war, so hätte diese Lehmgrube rund 50 Tausend Kubikmeter Material geliefert. Betrachtet man dazu die geschichtlichen Abläufe, so kann man getrost annehmen, dass unsere germanischen Vorfahren, die

Vandalen, hier schon ihren Lehm vor der Völkerwanderung für ihre Hütten holten, später die Slawen und dann wieder, etwa 800 Jahre, die Deutschen bis zu unserer Vertreibung.

Heute, man sollte es kaum glauben, steht dort, wo immer die Teichfläche war, das polnische Pfarrgebäude mit einem Jugendheim. Man hatte vorher den Eiskeller und das gesamte Bergel einfach in die Vertiefung hineingeschoben. Der Bau war sicherlich nur deshalb möglich, weil die Drainage der Felder am Djow bei der Anlage der Panzergräben durch das Unternehmen Barthold 1944/45 restlos zerstört worden war. Das Wasser hatte sich einen anderen Weg gesucht. Dem Vernehmen nach soll aber schon Wasser im Pfarrhauskeller gestanden haben.

Verlässt man die Lehmgrube und betritt wieder die alte Reichsstraße, so kommt zwangsweise wieder die Erinnerung an den „ewigen Kampf“ mit dem Pächter der Äpfelallee an der Straße nach Eckersdorf. Die Verwaltung der Reichsstraße hatte in guten Obstjahren diese Allee zur Nutzung der Apfelernte verpachtet. Am Ortsschild, unweit zur Einfahrt zur Lehmgrube, hatte der Pächter, von uns „Äppelpächter“ genannt, immer eine Bretterbude errichtet. Natürlich wussten wir, welche Bäume die guten „Zuckeräppel“ trugen und natürlich beobachteten wir auch den Pächter, wenn er seine Allee mit seinem Lieferauto verließ. Das war der Moment aktiv zu werden. Dazu nur eine Geschichte. Nachdem die Luft rein geworden war, saßen wir, zusammen fünf Lergen, auf einem der begehrten Bäume, um uns satt zu essen und auch die Taschen voll zu stopfen. Vom Friedhof her tauchte ein Fahrzeug auf, aber die Mehrheit entschied, dass es der Äppelpächter ja gar nicht sein könne. Plötzlich ein lautes Quietschen und vor uns stand das Auto des Pächters. Natürlich hatten wir den Baum längst verlassen und mit affenartiger Geschwin-

digkeit nahmen wir Reißaus. Vier bogen nach links ab in die Lehmgrube hinein, nur ich nahm einen anderen Fluchtweg, nämlich über den Berg der Rodelbahn, überkletterte den Kirchengzaun und, wie eine Hilfe von oben, stand die Kirchenpforte auf, durch die ich mich in Sicherheit begeben konnte. Frau Martha Biallas, die seit Jahren für die Reinigung der Kirche verantwortlich war, hatte die Kirchentür geöffnet, denn es war an einem Sonnabend und Reinigungstag. Von dort aus konnte ich nun beobachten, wie der Äppelpächter alle vier schnappte und dann kam die große Enttäuschung. Ich hörte, wie meine Kollegen, nach Drohungen des Pächters, mich verrieten und der Geschädigte wollte noch heute dem Lehrer Meldung machen. Das bedeutete immer äußerste Gefahr, denn ein Lehrer war damals noch eine Respektperson, Turnschuhlehrer gab es noch nicht und der Rohrstock in der Schule war in unserer Zeit noch nicht verboten. Bei dieser Aktion war auch Fredel Marcinek, der älteste Sohn des Friseurs August Marcinek, dabei. Er war ein guter Kerl, immer zu Streichen aufgelegt, und als Nachbarkinder waren wir zusammen groß geworden. Ich hatte das große Glück, zum Weihnachtsfest 1944 einige Tage Urlaub zu bekommen, verabschiedete mich von Fredel am 27. Dezember 1944 für immer, wie sich leider herausstellen sollte. Er wurde - geboren am 21. September 1928 - wenig später eingezogen und musste sich beim Regiment der „Hoch- und Deutschmeister“ in Wien-Strebendorf stellen. Als Panzergrenadier und letztes Aufgebot in einem sinnlos gewordenen Kampf um die Zistersdorfer Ölquellen nordöstlich von Wien, ist er Ende April 1945, während der Rückzugskämpfe, als vermisst gemeldet worden. Sein Grab liegt vermutlich in fremder Erde im Marchfeld. Sein letzter Brief an seine Angehörigen, die mittlerweile nach der Flucht schon in Potsdam-Babelsberg waren, stammte vom 27. April 1945, seine Erkennungsmarke wurde nie gefunden. Auch das Rote Kreuz und zu-

ständige Sachstellen konnten bis heute nichts aufklären. Ein schweres Schicksal und für uns, die wir durchgekommen sind, eine überaus harte Lehre aus der Geschichte unserer Zeit. Für mich ist das alles besonders nachdenkenswert, denn auch ich war 1945 im gleichen Raum an der March eingesetzt und wurde am 14. April beim Dorf Blumenthal verwundet.

Nun wieder zurück zum Dorfspaziergang. Wendet man sich nun nach Westen und biegt in die lange Dorfstraße ein, so kommt man zunächst am Anwesen des Johannes Zimm vorbei. Er war ein Bruder des Lehrers Hermann Zimm und hatte sich in den Jahren 1930 bis 1935 ein recht ansehnliches Anwesen geschaffen. Seine Haupterwerbsquelle war der Verkauf und die Reparatur von Fahrrädern, aber man konnte auch Kleinmotorräder dort erwerben. Der langjährige Geselle in der Werkstatt hieß Winter. Auch ich hatte von dort mit zehn Jahren mein erstes Fahrrad bekommen und zwar ein blaues Dürrkop-Rad, aber ein bereits gebrauchtes, das ein Fleischergeselle von Kunert gekauft hatte und nicht bezahlen konnte. Welcher Russe mag wohl später damit gefahren sein? Johannes Zimm unterhielt auch einen Taxi-Betrieb, für damalige Zeit doch sehr fortschrittlich. Herr Zimm hatte dieses Baugrundstück vom Nachbarn Tischlermeister Thomas gekauft. Letzterer erwarb es in den ersten Jahren nach dem ersten Weltkrieg vom Bauern Josef Krowiorsch, um dort ein Sägewerk zu errichten. Dieser Plan ist aber später nicht verwirklicht worden. Neben der Tischlerei Thomas gab es noch die Tischlerei Oder in der Reichsstraße. Beide hatten immer viel zu tun und unterhielten je ein recht umfangreiches Sarglager. Bei beiden konnte man zu Beerdigungen auch einen Leichenwagen, der von Pferden gezogen wurde, in Anspruch nehmen. Während der Wagen der Firma Oder mit einem Dach ausgestattet war, war der von Thomas ohne Dach, aber seitlich mit je einem verzierten

schwarzen Holzkreuz versehen. Trotzdem wurden doch die Verstorbenen überwiegend vom Trauerhaus aus bis zum weit außerhalb des Dorfes gelegenen Friedhof durch sechs Träger getragen. Das Geld war damals eben nicht so flüssig wie heute. Eine Kuriosität der Tischlerei Thomas werde ich nicht vergessen. In der Zeit, als ich noch nicht zur Schule ging, gehörte zur Tischlerei auch ein Pferd, ein Fuchs, wie man bestimmte Pferde nach Farbe und Fell bei uns bezeichnete. Bretter aus dem Sägewerk und die fertiggestellten Produkte wurden mit Pferd und Wagen transportiert. Dieser Fuchs war ein fleißiges Pferd, aber auch mit einer erbärmlichen Eigenschaft ausgestattet. Wenn er nicht wollte, ging er keinen Schritt mehr. So war ich als Kind Zeuge, als er beim Eiskeller, just an dem Punkt, wo es bergauf ging und es einer bestimmten Anstrengung bedurfte, verrückt spielte. Die Arbeit musste abgebrochen werden, das Pferd wurde nach Hause geführt, und da ging er plötzlich wieder. Der letzte Tischlermeister Thomas, nämlich Helmut Thomas, ein Sohn von Fritz Thomas, verstarb am 6. Januar 1999 neunzigjährig in Berlin. Er wurde auf dem kath. Friedhof St. Michael in Berlin-Tempelhof, Gottlieb-Dunke-Straße, beigesetzt.

Zwei Häuser weiter, ebenfalls auf der südlichen Seite der Straße, war bis zuletzt das Kolonialwarengeschäft Galla. Vorher zu Beginn des Dritten Reiches betrieb dort ein Pächter, Herr Kuchenbäcker, das Geschäft. Er war aber nur wenige Jahre in Schwirz. Kuchenbäcker hatte mehrere Kinder, die mit uns zusammen in die Volksschule gingen. Vor diesem war Herr Lischka der Inhaber, der später in dem alten Gutsgebäude in der Guts-gasse wohnte, wo auch die Familien Stellmach Adam und Hoba Paul wohnten. Herr Lischka war nebenberuflich bis 1923 Gemeinbeschreiber. Ab diesem Zeitpunkt übernahm mein Vater nebenberuflich diese Aufgabe.

An die Schäfergasse habe ich, trotz der schweren Kriegszeit, auch erfreuliche Erinnerungen. In den letzten Jahren des Krieges waren nach dem Untergang der sechsten Armee in Stalingrad im Januar 1943 alle öffentlichen Tanzveranstaltungen, in unserer Heimat „Vergnügen“ genannt, verboten worden. Aber Jugend sucht immer das Miteinander und so entwickelte sich allmählich die Küche des Siedlers Reinhold Witkowski zum Jugendtreff. Natürlich bin ich mir heute im Klaren, dass nur eine außerordentliche Großzügigkeit der Eltern es ermöglichte. Das kam wohl daher, dass auch Herbert Witkowski und seine Schwester Hilde Interesse daran hatten. Hans Purmann, musikalisch sehr begabt, zog die Rietsche, richtig Ziehharmonika genannt, und so konnten wir, zum Tanzen unbegabte Jungens, dort unsere ersten Schritte auf dem Parkett erlernen. Außer den Schwirzer Jugendlichen kamen dann später die Ausgebombten aus Köln dazu. Es war immer eine fröhliche Runde, bis sich dann allmählich alles auflöste, denn einer nach dem anderen wurde zu den Fahnen gerufen und musste seine Heimat Schwirz verlassen.

Aus der Schäfergasse fällt mir noch eine für Konrad Stellmach unangenehme Begebenheit ein. Herr Friedrich Harmssen, Bauer und Siedler aus dem Niedersächsischen, hatte auf dem Feld neben der Schäfergasse fast jährlich einen Strohschober errichtet. Es war im Jahre 1933. Konrad hatte mit Streichhölzern gespielt und bald stand der Schober in lodernden Flammen. Die Feuerwehr rückte an, ich meine sogar auch die aus Städtel, aber zu retten gab es nichts mehr. Ich sehe noch heute den Wachtmeister Bendix, wie er den heulenden Konrad „verhörte“. Großer Schaden war nicht eingetreten und Gebäude waren nicht in Gefahr geraten.

Gegenüber der Einmündung der Schäfergasse in die Dorfstraße, genau dort, wo die schöne Pflasterstraße begann, stand das Feuerwehrgerätehaus, ein kleines Gebäude, in das noch eine Zelle für Landstreicher und sonstige Verdächtige eingebaut war. Im Volksmund nannte man es Spritzenhaus. Damaliger Brandmeister war der Schmiedemeister Karl Schön, der auch die Oberaufsicht über die Löschfahrzeuge und Löscheräte hatte. Vor 1933, als es in Deutschland etwa 6,01 Millionen Arbeitslose gab, kamen viele Bettler, Landstreicher und sonstiges fahrende Volk auch durch Schwirz. Ich erinnere mich sehr gut, wie Wachtmeister Bendix öfters am Spritzenhaus zu sehen war und vermeintlich zweifelhafte Elemente dort vorübergehend festsetzte. Wir, damals fünf bis sechs Jahre alt, machten einen großen Bogen um dieses Haus, hatte Mutter uns doch oft erzählt, dass alle, die dort hinein mussten, nur Wasser und trockenes Brot zum Essen bekämen.

Gegenüber dem Spritzenhaus stand das größte, zweistöckige Gebäude von Schwirz, das früher „das Kräuterhaus“ genannt wurde. Zu meinen Lebzeiten war diese Bezeichnung nicht mehr gebräuchlich. Es gehörte bis etwa Mitte der zwanziger Jahre dem Juden Heimann Schiftan, der es dann an die Ansiedlungsbank Berlin verkaufte. Wenig später erwarb der Klempner- und Dachdeckermeister Fritz Pospiech, ein Bruder des Gastwirts Paul Pospiech, dieses Haus. Soweit ich mich zurückerinnern kann, war im zweiten Stock immer eine Arztpraxis eingerichtet. Bis etwa 1930 praktizierte dort Dr. med. Bötke, später dann Frau Dr. med. Haveland. Dr. med. Bötke war der erste praktische Arzt in Schwirz. Vor seiner Zeit, wenn die damals üblichen Hausmittel und die eigene häusliche Pflege nicht mehr ausreichten, suchte man einen Arzt in Karlsruhe O/S auf. Noch bis in unsere Zeit kam Dr. med. Kluger aus Karlsruhe zu Hausbesuchen nach

Schwirz. An Frau Dr. Haveland kann ich mich noch gut erinnern, hatte sie mich doch 1935 verarztet, als ich sowohl den rechten als auch den linken Arm gebrochen hatte, sie beide Arme ohne Röntgenaufnahme wieder einrenkte und eingipste, mit späterem höchstens mittelmäßigem Erfolg. Ihre Schwester war die Tante Elly. Nie war sie ohne ihren braunen Boxer zu sehen. Als Dr. Haveland die Praxis aufgab, kam dann Dr. med. Schöppler, der bis in die ersten Kriegsjahre hier blieb, bis er dann eingezogen wurde. Im Parterre auf der linken Seite hatte sich bis etwa zum Jahre 1937 ein Schneidermeister, dessen Name ich aber vergessen habe, niedergelassen. Dieser Beruf wurde damals noch viel beansprucht, alte Kleidungsstücke wurden geändert oder neue daraus gemacht. Von der Wegwerfgesellschaft war man noch weit entfernt. Wenn ich heute nach der Wende an diesem Haus vorbeikomme, dann bin ich traurig, wenn ich sehe, was von einstiger Schönheit übrig geblieben ist. Es steht nur noch das Kellergeschoss und die einst schöne gebogene, beiderseitige Eingangstreppe mit dem gemauerten Podest, auf dem wir Jugendlichen in den Kriegsjahren so oft gegessen haben. Als nämlich im Sommer 1943 total Ausgebombte aus Köln im Kreise Namslau und so auch in Schwirz untergebracht werden mussten, wehte in jugendlichen Kreisen ein frischer Wind, denn es waren auch einige recht ansprechende Mädchen dabei. Es waren rheinische Frohnaturen, seit Generationen geprägt von der abwechslungsreichen, plätschernden, fröhlichen Landschaft des Rheingebietes, vielleicht auch vermischt mit etwas leichterem romanischen Blut aus der Römerzeit, die alles nicht so schwer nahmen wie wir, die wir seit einigen hundert Jahren von leichter Melancholie geprägt waren und sind, durch unsere weiten Ebenen der rechten Oderseite, des Neiderlandes, das sich ja von Grünberg im Westen bis in unseren Kreis Namslau im Osten hinzieht, wo man beim Wandern in weiter Ferne einen Kirchturm erblickt, aber erst nach

Stunden dieses Ziel erreicht. Diese Mädchen sangen gerne frohe Lieder, von der „krummen Lanke“ und „in Köln am Rhein bin ich geboren“. Wir, nun gemischte Jugendliche, unternahmen Spaziergänge meist auf der Straße nach Eckersdorf zu und ein Tag in der Abenddämmerung ist mir besonders in Erinnerung geblieben, es war Allerheiligen 1943, ein gespenstiges aber schönes Bild, als der Schwirzer Friedhofshügel mit zahlreichen rötlichen Grabkerzen leuchtete. Waren wir damals nicht froh, dass wir durch Fügung vor diesem Schicksal der Westdeutschen bewahrt worden waren, und waren wir nicht dankbar, dass wir im schlesischen Luftschuttkeller Deutschlands leben konnten, freilich nicht ahnend, dass wir nur fünfzehn Monate später ein Schicksal erleiden sollten, das das schwerste ist, was man je einem Volke aufbürden kann, der Verlust der angestammten Heimat.

Steht man vor dem Kräuterhaus, so befindet man sich etwa in der Mitte des früheren großen Gutes. Ab 1925 erwarb die Deutsche Ansiedlungsbank in Berlin dieses Gut zum Zwecke der Ansiedlung, die unter Aufsicht des Kulturamtes Oels durchgeführt wurde. Zwölf Neusiedler kamen aus Niedersachsen, Westfalen und anderen Teilen Deutschlands. Es waren auch Siedler darunter, die vorher schon im Posener Gebiet gesiedelt hatten und nunmehr, nach dem verlorenen ersten Weltkrieg, erneut wandern mussten. Hier die Namen der Neusiedler: Ludwig Hagemann, Wilhelm Hagemann, Ferdinand Nolte, Heinrich Röpke, Ferdinand Schulte, Friedrich Harmssen, Friedrich Busse, Wilhelm Türpitz, Heinrich Bulk, Reinhold Witkowski, August Derenthal und Johannes Falke. Als dreizehnter und letzter Neusiedler kam Karl Frauenholz im Jahre 1928 aus der Gegend von Ratibor und übernahm das Restgut. Wollte man den alten Gutsbezirk betreten, so musste man durch ein relativ großes Tor, das aus zwei seitlich begrenzenden, gemauerten nach oben spitz ver-

laufenen und geputzten Pfeilern bestand, die immer weiß getüncht wurden. Leider sind diese Pfeiler, die diesem Gutsteil immer noch ein reiches, feudales Gepräge verliehen, 1992 restlos abgerissen worden. Mitten im Hof des Restgutes war ein Teich, den wir Jugendlichen, wenn die Lehmgrube mal ausgetrocknet war, im Winter für unsere Winterfreuden nutzen durften. Kurz vor dem Krieg wurde dieser Teich gründlich in Ordnung gebracht und entschlammt. Das Material wurde mitten in die Viehkoppel neben dem Sportplatz verfrachtet, und es entstand dort ein regelrechter „Feldherrnhügel“, der auch heute noch, aber stark reduziert, zu sehen ist. Die Attraktion des Jahres war im Herbst, wenn tagelang mit einer Dampfmaschine die Getreideerde gedroschen wurde. Maschinist war der alte Stellmacher Krowiorsch. Zwischen den Scheunen von Wilhelm und Ludwig Hagemann und dem Gutshof von Frauenholz standen in deutscher Zeit eine Anzahl schöner alter Linden. Leider sind diese restlos abgeholzt worden. Nur noch eine einzige Kastanie versucht heute dort die alte Pracht zu vertreten.

Weil Herr Frauenholz seit 1933 Bürgermeister von Schwirz war, stand rechts von dem Eingangstor zum Gut das mit den preußischen Farben schwarz-weiß schräg angestrichene Wachhäuschen. Es war für Fremde ein Hinweis, dass hier der Bürgermeister des Ortes wohnte. Natürlich benutzte auch der Nachtwächter diesen Ort zum Ausruhen des Nachts, wenn er seine Runden durch das schlafende Dorf gedreht hatte. Bis zum Jahre 1933 stand dieses Wachhäuschen neben der Einfahrt zum Bauernhof des Polotzek Josef, der damals Bürgermeister war. Sein Vorgänger wiederum war der Landwirt Anton Biallas gegenüber dem Gasthaus Pospiech. Nie wieder habe ich bei meinen Reisen in Deutschland jemals für diesen Zweck wieder ein solches Wachhäuschen gesehen und auch in unserer Heimat Schlesien war es

keinesfalls überall üblich. Ich habe deshalb versucht zu ergründen, wie es zu diesem Brauchtum in unserer Heimat gekommen war. Leider bin ich nicht fündig geworden. Selbst die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne konnte mir keine Auskunft geben.

Am Platz dieses Wachhäuschens hatten wir zu Beginn des Krieges für damalige Zeit ein besonderes Erlebnis. Der Kriegsbeginn am 1. September 1939 (seit 4.45 Uhr wird zurückgeschossen) fiel auf einen Freitag. Obwohl Schwirz im südlichen Zipfel des Kreises liegt, waren wir tatsächlich nur 18 km Luftlinie von der polnischen Grenze entfernt. Das kann man nachprüfen, wenn man auf der Karte ein Lineal von Schwirz aus über Steinersdorf und Strehlitz zur Grenze zwischen Lorzendorf und Hennersdorf legt. Am Sonntag, dem 10. September 1939, es herrschte herrliches schlesisches Septemberwetter, erschien plötzlich nach dem Hochamt von Kreuzburg her ein alter deutscher Militärbus mit frisch verwundeten polnischen Kriegsgefangenen. Der Bus hielt, um den Gefangenen eine kurze Rast zu gönnen. Die ersten polnischen Kriegsgefangenen nach dem nur wenige Tage alten Krieg, war für die Bevölkerung schon eine Sensation. Die Gefangenen stiegen aus, kauerten sich an den Zaun des Gutes und man sah ihnen an, dass ihnen ihre Verwundungen Schmerzen bereiteten. Der alte Schmiedemeister Karl Schön holte spontan eine große Kanne frischen Wassers und gab ihnen zu trinken. Ein erstes Nachdenken nach der Euphorie des beginnenden Krieges setzte sogar bei uns Jugendlichen ein.

Das alte Gutshaus mit seinem Steildach und dem nach Süden angeschlossenen Wintergarten wurde noch bis in die Zeit des beginnenden Dritten Reiches von älteren Leuten als „Schloss“ bezeichnet. Die um das Haus angelegten garten- und parkähnlichen Anlagen, alles ringsum von einer Hecke eingezäunt, gaben

der gesamten Anlage ein herrschaftliches Gepräge, wenn auch Vergleiche mit feudalen Schlossanlagen, wie z.B. dem Rokokoschloss in Seydlitzruh, früher Minkowsky, nordwestlich hinter dem Charlottenauer Forst gelegen, nicht zu ziehen waren. Letztere wurde vom friderizianischen Reitergeneral Friedrich Wilhelm von Seydlitz nach dem Muster von Sanssouci errichtet, nachdem er vom König Friedrich dem Großen 1765 zwanzigtausend Taler für seine Leistungen im siebenjährigen Krieg (1756-1763) erhalten hatte. Erwähnenswert ist, dass er genau in der Fluchtlinie der Saaltür einen Durchblick durch den Park zur 23 km entfernten Garnisonstadt Ohlau, die Stadt seiner Rochowkürassiere, schlagen ließ. Nach seinem Tode wurde er im Park beigesetzt.

Es ist immer wieder festzustellen, wie durch Mund zu Mund Propaganda alte Begebenheiten, die mitunter Generationen oder Jahrhunderte zurückliegen, sich bis in unsere Tage erhalten haben. So wussten alte Schwirzer zu berichten, dass die Ehefrau eines früheren Schwirzer Gutsdirektors eine Russin war, dass Königin Juliane der Niederlande einmal (wann?) im Schwirzer Gut weilte und dass 1914, in der Nähe der Gruft, ein Flugzeug gelandet war oder landen musste. Da die letzte niederländische Königin von 1948 bis 1980 regiert hat, müsste es sich um einen Vorfahr gehandelt haben. Diese Informationen stammen von Frau Kuhn, geborene Wilczek, Jahrgang 1913, die bis 1925 in Schwirz wohnte.

In der Gutsgasse im alten Wohnhaus des Siedlers Heinrich Röpke war auch die Schwirzer NSV-Station (national sozialistische Volkswohlfahrt) untergebracht. Chefin war die Schwester Erna. Sie war eine resolute Person und versorgte die Schwirzer Bedürftigen recht gut. Ich selbst habe fast zwei Jahre lang mit

ihr Bekanntschaft gemacht, denn sie war auch Masseuse und musste meine Arme bearbeiten, die ich in zwei Jahren viermal gebrochen hatte. Überlegt man, wenn man heute nach über fünfzig Jahren irgendwo auf dem Lande lebt, wie weit man mitunter zu einem Masseur fahren muss, so kann man über die damaligen Einrichtungen nur staunen. Kostenanalysen aufzustellen allerdings erübrigen sich in allen Diktaturen.

Auf der nördlichen Seite der Gutseinfahrt war die Schwirzer Schmiede, die dem Karl Schön gehörte, später residierte dort Robert Schemmel, der aus Eckersdorf stammte. Der Sohn des alten Schmiedemeisters Karl Schön, er hieß ebenfalls Karl, der die Schmiede übernehmen sollte, verunglückte zu Anfang der dreißiger Jahre tödlich mit seinem Motorrad zwischen Schwirz und Brieg. Ein wesentliches Arbeitsvolumen dieser Schmiede nahm der Hufbeschlag ein, denn Schwirz war ein Bauerndorf und hatte viele Pferde. Für Kinder gab es dort immer etwas Interessantes zu sehen. „Kriminell“ wurde es, wenn der Braune von Busse, eigentlich das schönste Pferd im Dorf, beschlagen werden musste. Mehrere Personen waren dazu erforderlich. Ohne eine Bremse in den Nüstern, fest angedreht, war gar nichts zu machen. Aber das genügte noch nicht. Am Schweif wurde noch ein Eisenring angebracht, durch diesen ein Strick gezogen und durch eine Befestigung an der Decke wurde durch mehrere Helfer das Bein des Pferdes gewaltsam beruhigt. Merkwürdig, dass alle Kinder so gern die Hornwolke des einbrennenden heißen Hufeisens rochen. Sehenswert waren auch die Arbeiten, wenn auf die vom Stellmacher Krowiorsch hergestellten Holzwagenräder fast glühendheiße Eisenreifen gezogen wurden und beim Abschrecken in einem mit Wasser gefüllten Bottich ein lautes Zischen zu vernehmen war. Die Schmiedeleute begannen sehr früh mit ihrer Arbeit und das Pingpong auf dem Amboss war mitunter schon um sechs Uhr

zu hören. Dieses Geräusch klingt mir noch heute unverwechselbar in den Ohren. Zur Schmiede gehörte übrigens auch eine Shell-Tankstelle. Die Arbeit dort und die Bedienung der Kundschaft wurde noch bis ins hohe Alter vom alten Schön vorgenommen. Er war überhaupt eine beachtenswerte Person in Schwirz. War doch der alte Schmiedemeister der einzige ältere Bürger im Dorf, der noch die Radfahraufsteigetechnik des 19. Jahrhunderts bis in unsere Zeit der dreißiger Jahre perfekt beherrschte. An der Nabe des Hinterrades war an die Schraube ein verlängertes etwa 10 cm langes Aufsteigeisen angeschweißt. Das Aufsteigen ging so vor sich, dass man mit dem rechten Fuß von hinten auf dieses Aufsteigeisen trat, mit dem linken Bein sich hüpfenderweise Anfangsgeschwindigkeit holte und mit einem leichten Schwung mit dem Allerwertesten den Sattel erreichte und so, schon bei leichtem Rollen, die Fahrt beginnen konnte.

Es gab in Schwirz in den vierziger Jahren noch ein erwähnenswertes Fahrradereignis. Als in der Kriegszeit Schläuche und Fahrradmäntel kaum oder gar nicht mehr zu beschaffen waren, fuhr der alte Zipkaopa einfach auf den blanken Felgen auf der Straße durch das Dorf. Dieses einmalige, merkwürdig anzusehende Schauspiel werde ich nie vergessen.

Zwischen der Schmiede und dem Klempner Pospiech-Haus standen neben dem Bürgersteig immer zwei Reklameschilder. Auf dem ersteren stand: „Brot- und Feinbäckerei Rudolf Dimke“, auf dem zweiten: „Sattler und Tapezierer Otto Knuhr“. Die Familie Knuhr wohnte im ersten Stock der Bäckerei Dimke. Zum Eintritt in die Volksschule 1933 hatte mir der Sattler Knuhr eine schöne handgefertigte Schultasche hergestellt, natürlich aus altem Ledermaterial von ausrangierten Stühlen. So sparsam war man eben damals. Sohn Günter war beim Landratsamt in Nams-

lau beschäftigt, sodass er täglich mit uns Fahrschülern den Zug benutzte. Da wurde natürlich auch viel Blödsinn getrieben, aber Skatspielen haben wir in dieser Zeit auch gelernt. Hätten wir uns lieber mit Englisch beschäftigt und endlich einmal Fräulein Matzel in der Schule eine Freude gemacht, aber weit gefehlt.

Ein Ereignis aus der Fahrschulzeit ist mir fest in Erinnerung geblieben. Es war an einem sehr heißen Sommertag des Jahres 1937, als unser Bummelzug zwischen Namslau und Simmelwitz, mitten in dem kleinen Nadelwäldchen, plötzlich mit kräftigem Gekreische hielt. Ein Mann hatte sich vor den Zug geworfen und seinem Leben ein Ende gesetzt.

Eine heutige erhebliche Änderung des damaligen Blickfeldes vom Zuge aus konnte ich in Dammer zwischen dem Anwesen Witossek und den Bahnschienen feststellen. Der gesamte wirklich nicht kleine Sandhügel, der in deutscher Zeit mit Kiefern bestockt war, ist heute gänzlich verschwunden. Soviel Sand kann ja in Dammer gar nicht verbraucht worden sein. Wie zu erfahren war, wurde dieser mit Güterwagen nach Breslau transportiert zum Wiederaufbau der im Krieg zur Festung erklärten fast völlig zerstörten Stadt.

Günter Knuhr war uns jüngeren ein guter Kamerad, war er doch unser Leiter im Jungvolk. Er war bestrebt, uns viel von der engeren Heimat zu zeigen. So unternahm er unter anderem mit uns eine Tagesradtour, die uns über Karlsruhe, Poppelau, Altköln, Stoberau, Groß Kauern, Tarnowitz, Mangschütz und wieder zurück in unser Heimatdorf führte. Eine Mehrtagesfahrt, die höhere Anstrengungen abverlangte, führte uns bis ins Katzengebirge bei Trebnitz. Wir fuhren über Namslau, Oels, Dammer/Kreis Oels, Juliusburg und übernachteten in einem

Dorf in der Nähe von Trebnitz bei Verwandten von Günter. Der Rückweg führte uns in und durch das große Breslau und über Marktstädt, Rogelwitz und Mangschütz wieder zurück nach Schwirz.

Alle drei Männer der Familie Knuhr hat der Krieg ausgelöscht. Sohn Günter - er diente in einer Nachrichteneinheit - ist im Herbst 1943 in der vierten Schlacht um Charkow gefallen. Sohn Engelbert ist seit 11. Mai 1944 vermisst. Er ist auf einem Minensuchboot im Schwarzen Meer bei Sewastopol untergegangen. Vater Otto Knuhr wird seit Herbst 1944 vermisst, er war zuletzt im Raume Posen eingesetzt.

Die Bäckerei Dimke, vormals Heinzelmann, war eigentlich weit bekannt, denn bei jedem Kirchweihfest in Schwirz stand er mit seiner Bude und bot seine Waren feil. Auch auf den Festen, die auf dem Sportplatz abgehalten wurden, fehlte er nicht. Er war bekannt für seine guten Prasselkuchen, die runden Streuselkuchen und die Mohnkuchen. Ein Stück Kuchen kostete in unserer Jugendzeit fünf Pfennige. Eine besondere Eigenart war in dieser Bäckerei üblich; jedes Brot wurde vor der Aushändigung an den Kunden mit einem Handbesen abgefegt. Ich habe das nie wieder gesehen. Herr Dimke war ein Spezialist im Eis herstellen und im Sommer, nur an Sonntagen, hing dann manchmal die Reklamefahne „Eis“ am Zaun an der Dorfstraße. Schnell sammelte sich ein Teil der Jugend dort, in erster Linie die, die damals Geld hatten, um sich an diesem guten Eis zu laben. Manchmal kamen auch Eisverkäufer aus Namslau bis nach Schwirz, eine recht mühselige Angelegenheit, denn der Eiswagen musste mit dem Fahrrad gezogen werden. Besondere Regsamkeit herrschte in und um die Bäckerei Dimke in der Adventszeit vor Weihnachten. Die riesigen Bleche Pfefferkuchen, die in den Häusern fertig

gemacht wurden, brachte man zum Backen in die Bäckerei. So nutzte in dieser geheimnis- und erwartungsvollen Jahreszeit, in der die Sonne so früh untergeht, die Jugend sehr häufig den Bereich der Bäckerei Dimke zu einem Stelldichein, sicherlich nicht nur zu Nutz und Frommen; es wurde auch viel Blödsinn dabei gemacht. Herr Rudolf Dimke stammte aus Wismar in Mecklenburg. Nach dem großen Flüchtlingsstrom 1945 hat die Familie Dimke dort wieder eine zweite Heimat gefunden.

Begibt man sich nun weiter nach Westen und verlässt den alten Gutsbezirk, so kommt man nördlich der Dorfstraße an den ersten Hof der Bauerngutsbesitzerin Viktoria Gawlitta. Interessant ist, dass die Reihenfolge dieser Bauernhäuser ins Dorf hinein identisch ist mit der Reihenfolge der Feldgrundstücke, beginnend an der Dammerschen Grenze im Feldbereich Djow. Zu den Bauernhäusern Gawlitta, Jany Paul, Lempart Konrad, Biallas Johann usw. sind in gleicher Reihenfolge auch die Feldgrundstücke zugeordnet. Im Lauf der Generationen hat es nur wenige Änderungen der Liegenschaften gegeben, so z.B. nach dem ersten Weltkrieg, als der Bauer Josef Gritz seinen Hof mit dem Ackerland an Josef Slabik verkaufte. Diese Bauernhäuser wurden alle mit dem Giebel zur Straße gebaut, haben alle die gleichen Abstände von der Straße und sind auch in der Wohn- und Stalleinteilung alle gleichmäßig errichtet. Diese Bauweise hat sicherlich etwas mit der damaligen Steuergesetzgebung zu tun. Mit der Längsseite parallel zur Dorfstraße erstellte Häuser sind alle jüngeren Datums. Wie sah nun die Einteilung und die Wohnkultur dieser alten Bauernhäuser aus? Die überwiegende Mehrzahl hatte ihren Eingang auf der Ostseite, nur vier gab es, die ihre Hauseingänge auf der Westseite hatten, nämlich die von Misterek Erich, Kopka Franz, Pollozek Karl und Maczy Johann. Die Hauseingänge waren in der Regel mit einer Doppeltür verse-

hen, mit einer, die die ganze Eingangsfläche erfasste und nach innen aufging und einer zweiten halbhohen Tür, die nur nach außen zu öffnen war. Letztere hatte den Zweck, das Geflügel, das den Hof bevölkerte, vom Betreten des Hausflures fernzuhalten, aber gleichzeitig genügend frische Luft in den Wohnbereich zu lassen. Betrat man den Flur, so roch es nach frischem Heu und die Katzen, die unten an ihren Milchtellern saßen, flitzten die Treppe nach oben, denn dort war ihr Bereich, der Heuboden. Links ging es in die „gute Stube“, die nicht etwa, wie heute, täglich benutzt wurde, sondern lediglich am Weihnachtsfest und an besonderen außergewöhnlichen Familienfesten hielt sich die Familie dort auf. Im Flurbereich links war auch der Backofen fest gemauert. In vielen Bauernhäusern wurde das Brot noch selbst gebacken und am Ende der Backarbeiten wurden in herbstlicher Jahreszeit die großen Bleche mit den roh nicht essbaren wilden Birnen hineingeschoben, die gebacken aber sehr köstlich schmeckten. Zu einigen Bauernhäusern gehörte auch ein separates Backhaus, das außerhalb des Wohnhauses errichtet war, so z.B. bei Schubert neben der Lutherischen Kirche und bei Slabik Josef. Rechts neben dem Backofen innerhalb des Hauses war die Tür zur Küche. Letztere war der Hauptaufenthaltort in unserer Zeit, sowohl im Sommer als auch im Winter. In diesen Küchen war es sehr gemütlich, denn in ihr stand ein gemauerter Kachelofen, der so groß war, dass man in der Mitte ein etwa 50 x 40 cm großen Hohlraum belassen konnte, der im Winter für die Lagerung von Holz gedacht war, im Frühjahr aber, ob der Wärme, als Platz für die Gänsemutter zum Ausbrüten ihres Nachwuchses. In katholischen Bauernhäusern hingen in der Regel einige Heiligenbilder, die man von Wallfahrten mitgebracht hatte. Ich habe viele Male im Winterhalbjahr den Sonntagnachmittag in der Küche im Bauernhaus Gawlitta verbracht. Die Stunden dort gehören mit zu den schönsten meiner Jugendzeit. Die jungen

Leute saßen um den großen Küchentisch, spielten Skat oder Würfelspiele, Mühle oder Dame. In der Mitte der Stube, um den Kachelofen herum, saßen die älteren Herrschaften, oft waren auch die Nachbarn dabei und erzählten sich das neueste Dorfgeschehen, sprachen von der Landwirtschaft und auch über das heraufziehende Ungewitter in den dreißiger Jahren.

Wer zwei Sprachen beherrscht, hat gegenüber den anderen immer Vorteile. So war es auch bei unseren Leuten im Dorf, wenn sie das Wasserpolsche beherrschten. Ich kann mich gut erinnern, dass die Älteren manchmal vom Deutschen ins Wasserpolsche wechselten und auch umgekehrt. Heikle politische Themen der damaligen Zeit besprach man lieber, ohne dass die Jugendlichen es verstanden - die konnten nämlich kein Wasserpolsch mehr - es hätte ja brenzlig werden können, wenn die Gespräche ins Dorf getragen würden. In Bezug auf das Wasserpolsche fällt mir eine lustige Geschichte aus dem Jahre 1937 ein. An jedem Sonnabend fuhren mit dem Frühzug nicht wenige oberschlesische ältere Frauen aus der Carlsruher Gegend nach Namslau, um ihre Waren dort auf dem Markt feilzubieten. Sie waren beladen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie z.B. Käse, Eier und Butter. Letztere war häufig zum Frischhalten in große Rhabarberblätter eingepackt. Manchmal führten sie auch lebende Gänse mit, die in den Körben saßen, deren lange Hälse und Köpfe aber durch ein Loch eines Abdecktuches guckten. Im Juni führten sie Körbe voller Blaubeeren mit und im Herbst Berge von Reiserbesen, deshalb fuhren sie auch immer im Wagen für „Reisende mit Traglasten“. Eines Sonnabends stiegen im Bahnhof Dammer auch zwei Herren in Zivil in diesen Traglastenwagen ein. Die Marktfrauen, immer in lange schwarze Röcke gekleidet und immer mit schwarzem Kopftuch versehen, quatschten in wasserpolsch was das Zeug hielt. Das war den

zwei Herren zu viel. Sie forderten die Frauen auf, deutsch zu sprechen, da wir uns ja schließlich in Deutschland befänden. Darauf antwortete die ältere fast zahnlöse Oma: „Immer wie die Zunge klimpert, mein Herr, einmal rechtsrum, einmal linksrum.“

Das Wasserpolnische ist eine mit deutschen Wörtern durchsetzte polnische Mundart, die wie folgt entstanden ist: Beim Zug der deutschen Siedler nach Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen im 12. und 13. Jahrhundert waren diese natürlich bestrebt, wenn irgendmöglich, auf besonders guten und fruchtbaren Landstrichen zu siedeln. Die Mund- zu Mund-Propaganda auf den Siedlerstraßen tat auch das Ihrige dazu, die Richtung der Neusiedlerströme zu beeinflussen. Daraus erklärt sich, dass die leichten Sand- und Heideböden, die eben den deutschen Bauern des Mittelalters nicht sonderlich attraktiv erschienen, in geringerem Umfang oder erst später besiedelt wurden. So ist z.B. die Tucheler Heide in Westpreußen, die kein besonders reizvolles Siedlungsgebiet darstellte, ein gutes Beispiel für die damals entstandenen Siedlungslücken. Um das Jahr 1350 bricht die Siedlungstätigkeit in Schlesien, ja im ganzen Osten, plötzlich ab und wird vorübergehend sogar rückläufig. Einer der Gründe war der „Schwarze Tod“, eine verheerende Pestepidemie, die damals fast ganz Europa erfasst hatte. Da nunmehr siedlungswilligen Familien auch im Westen genügend Land zur Verfügung stand, blieb der Siedlerstrom aus. Die Folge war, dass sich in den gemischtsprachigen oder schwach mit Deutschen durchsetzten Gebieten allmählich die slawische Bevölkerung durchsetzte - einer der Gründe für den merkwürdigen Verlauf der deutschen Sprachgrenze im Osten. Die breite Waldzone, die Oberschlesien und auch unsere Heimat jahrhundertlang von Polen trennte, verhinderte die Weiterentwicklung des mittelalterlichen slawischen Dialekts. So blieb in diesen Zonen die Sprache auf alter-

tümlicher Form stehen, die sich in vielem vom Hochpolnischen grundsätzlich unterscheidet. Dem Westen zugewandt, nahm dieser slawische Dialekt nicht nur zahlreiche deutsche Wörter auf, sondern die deutsche Sprache beeinflusste auch weitgehend die Neubildung von Wörtern, die Aussprache und Betonung. 1945 wurden weit über die Hälfte aller Wörter des Wasserpolnischen im Hochpolnischen überhaupt nicht verstanden.

Vor 1945 war der Mittel- und Westdeutsche immer stutzig geworden, wenn er neben dem wasserpolnischen Dialekt noch die vielen slawisch klingenden Orts- und Familiennamen hörte. Dabei weiß man, dass die fremdklingenden Familiennamen zum Teil deutschen Ursprungs sind, nur mehr oder weniger slawisch zurechtgemacht. So entstand z.B. der Name „Kramarczyk“ aus dem deutschen Namen Krämer, „Schlossarek“ aus Schlosser, „Harenek“ aus Hering, „Strocholka“ aus Strohalm, „Zemanek“ aus Seemann usw. Viele deutsche Namen wurden im Laufe der Generationen in diesen besagten Zonen auch einfach übersetzt. So wurde aus dem deutschen Namen Hahn einfach „Kokott“, oder aus Krebs „Rakowski“. Ein ähnliches Schicksal erlebten auch zahlreiche Ortsnamen. Aus Hartwigsdorf wurde z.B. mit der Zeit „Jastrzygowitz“, aus Knauersdorf „Knurow“ usw.

Nach dieser Sprachabweichung aber wieder zurück zu unserem Schwirzer Bauernhaus. In dieser gemütlichen Küche wurden auch viele Geschichten, natürlich besonders Spukgeschichten, erzählt. Den Hund mit den rot leuchtenden Augen, der nachts zwischen Städtel und der Stoberbrücke sein Unwesen treiben sollte, kannte man, aber es wurde immer wieder durchgekaut. Gleich hinter Städtel, westlich der Reichsstraße, war ein kleiner schilfbewachsener Tümpel. Diesem sollte dieses Gespenst entsteigen. Als ich während eines Heimaturlaubs im November

1997 einmal nachts mit meinem Auto von Oppeln nach Schwirz fuhr, wurde mir klar, dass nur dort und wirklich nur dort, diese Spukgeschichte entstanden sein konnte. Als ich nämlich die Stoberbrücke überquert hatte und Frantzenhof zur Rechten hinter mir gelassen hatte, kam ich, obwohl es an diesem Abend fast nebelfrei war, kurz vor Städtel in eine totale Nebelwand, eine Wand, die es in gebirgigen Gegenden gar nicht gibt. Der Nebel hatte sich aus diesem ehemaligen Sumpfboden nur flach von der Wiese abgehoben, dann zu einer totalen Dichte formiert und ab etwa zwei Meter Höhe wieder total aufgelöst. Solche Bilder beflügeln die Fantasie der Menschen. Den kleinen Teich gibt es heute nicht mehr, er ist zugeschüttet. Damit wird auch unseren Hund mit den roten Augen das Zeitliche gesegnet haben.

Ein beliebtes Thema und allzeit gegenwärtig war die „Mora“, die nachts vielen Menschen die Luft abdrückte und sogar in der Lage war, nachts einen Raum zu betreten, auch wenn man vorher alle Schlüssellocher mit Papier verstopft hatte. Es war ein Gespenst, vor dem sich die Kinder ängstigten und die Erwachsenen sich heimlich bekreuzigten. Die Gespenstergeschichten der „Mora“ waren wohl aus dem Oberschlesischen zu uns gewandert, denn dort im Odergebiet nannte man die Überschwemmung selbst, die alle paar Jahrzehnte das Odergebiet schrecklich heimsuchte, die „Graue Mora“. War das Wasser wieder verebbt, dank der Fürbitten vor Kerzenlicht und Heiligenbildern, sagte man, die „Graue Mora“ habe sich zu ihrem Wassermann „Utoplec“ hinter den verschlammten Weidegebüsch ins Flussbett der Oder wieder zurückgezogen.

Nun aber endlich wieder zurück zu unserem Bauernhaus. Von der Küche aus führte in einer Ecke eine Treppe in den Keller hinab, der durch eine Falltüre mit Ring verschlossen war. Der

Kellerraum war nicht sehr groß bemessen. Das Ausschachten war mit den damaligen Arbeitsmethoden doch recht mühsam und in alten Sumpfigenden hatten die Häuser mitunter gar keinen Keller wegen des mitunter hoch anstehenden Grundwassers. Deshalb ging man beim Ausschachten nicht so tief in die Erde hinein. Die Folge davon war, dass die darüberliegende Kammer immer höher lag, als die übrigen Räume des Wohnhauses. Die Fenster waren, trotz der mitunter kalten schlesischen Winter, keine Doppelfenster. Deshalb froren sie bei Frost zu einer Eisscheibe, die dann in der Mittagszeit auftaute. Um das Wasser abzufangen, war unter dem hölzernen Fensterbrett eine Hohle eingerichtet, die mit einem Auffanggefäß bestückt war, in dem das Tauwasser der Scheiben aufgefangen wurde. Neben der Küche in Richtung Stall war immer die Futterküche. Hinter den Wohnräumen kam als erster Stallraum immer der Pferdestall, dann der Kuhstall und zuletzt der Schweinestall.

Beim Hof Gawlitta beginnt schon das Mitteldorf. Wenn ich bei meinen Heimatbesuchen diese Bereiche betrete, bin ich immer sehr traurig, ist es doch dieser Dorfteil, in dem ich meine ersten Schritte wagte, die ersten Kindererkundigungen einzog und die ersten Freundschaften schloss. Die Höfe Gawlitta, Jany und Lempart, die Kath. Schule, das Kaufhaus Kalinke und das Gasthaus Pospiech sind beim Einmarsch der Russen restlos abgebrannt. Nur die dicke Linde vor dem ehemaligen Haus Jany und die zwei Linden vor dem Hof Gawlitta erinnern noch an alte heimatliche Pracht. Heute steht dort die polnische Mittelpunktschule. Hinter den Scheunen wurden Sportanlagen für die Schüler errichtet. Auf dem alten Schulgrundstück und dem Kneipengrundstück stehen heute zwei neue Wohnhäuser und im ehemaligen Garten von Konrad Lempart wurde eine Sparkasse gebaut. Dort erinnert heute nichts, aber auch gar nichts mehr an

die alte deutsche Zeit, lediglich das Stallgebäude der Schule blieb stehen und wird heute noch genutzt.

Bei den katholischen Familien von Schwirz fand jährlich der „Kolendengang“ statt. Er begann nach dem Neujahrsfest und leitete hinüber zum Heiligen Dreikönigstage am 6. Januar. Der zweite Tag des Kolendenganges begann immer an der Kath. Schule, wie auch vorher von der Kanzel verkündet worden war. Der ganze Vorgang spielte sich wie folgt ab: Meine Mutter hatte die Stube fein vorgerichtet. Der Tisch war mit einer weißen Decke feierlich bekleidet. Zwischen den kerzenbesteckten Leuchtern ragte das Stehkreuz. Unsere alte Ritsche war mit einem Teppichläufer bedeckt worden, damit Hochwürden auch weich knien konnte, wenn er um den Segen betete. Mit einigem Herzklopfen sahen wir Kinder dem hohen Besuch entgegen. Immer wieder wurde auf der Straße Ausschau gehalten, bis dann endlich der Ruf ertönte: „Jetzt kommen sie!“

Ein Kind geborn zu Bethlehem, alle-, alleluja,
des freuet sich Jerusalem, alle-, alleluja!

sangen die zwei Ministranten, die als Vorhut die Stube betraten. Einer trug das Weihrauchfass, der andere das zum Besprengen mit Weihwasser notwendige Aspergill. Nach dem Pfarrer betrat der Küster als letzter die Stube und schrieb mit Kreide an die Tür: C + M + B und die Jahreszahl (Christus Mansionem Benedicat = Christus segne die Wohnung; oft als Caspar, Melchior und Balthasar gedeutet). Der Pfarrer, das Birett auf dem Haupte, sagte, wenn er das Zimmer betrat: „Der Friede sei mit diesem Haus und allen, die darin wohnen!“ Er kniete auf der Ritsche und betete lateinisch. Und dann wurden wir und die ganze Stube mit Weihwasser gesegnet. Dann reichte er uns ein Kreuz, das er mitgebracht hatte, zum Küssen und wischte es nach jedem Kuss mit einem weißen Tuch ab. Nach der Unterhaltung verließen alle

mit „Grüß Gott!“ das Haus, nachdem die Ministranten und der Küster einen Obolus erhalten hatten.

Der letzte Pfarrer vor der Vertreibung war Pfarrer Rudolf Meisel. Er war am 9. Oktober 1909 geboren und stammte aus Oepeln. 1935 wurde er durch Erzbischof Kardinal Bertram zum Priester geweiht. Nachdem er 1940 neun Monate in Gestapohaft verbringen musste, weil er sich für polnische Menschen eingesetzt hatte, übertrug man ihm 1942 die Pfarrei in Bankwitz. Nach der Vertreibung versah er seinen letzten Dienst für die Kirche als residierender Pfarradministrator in Welzow, das liegt zwischen Senftenberg und Spremberg. Am 29. Dezember 1967 starb er an einer unheilbaren Krankheit und wurde am 4. Januar 1968 auf dem Friedhof Alt-Welzow beigesetzt.

Ein weiterer altschlesischer Brauch, in unserem Heimatdorf doch stark ausgeübt, war das Sommersingen am dritten Sonntag Lätare vor Ostern, auch Sommersonntag genannt. In der Breslauer Gegend sprach man von „Schmackostern“ (geschmückter Osterbaum). Wir Kinder zogen schon in aller Frühe singend von Haus zu Haus, trugen eine mit buntem Papier und bunten Bändern geschmückte Weidenrute und waren bewaffnet mit einem Leinenbeutel, in dem die guten Sachen, die man geschenkt bekam, verstaut wurden. In den verschiedenen schlesischen Gegenden waren auch verschiedene Gesangverse üblich. In Schwirz aber sang man folgende Strophe:

„Rot Gewand, rot Gewand,
schöne grüne Linden,
suchen wir, suchen wir,
wo wir etwas finden.
Gehn wir in den grünen Wald,
da singen die Vöglein jung und alt;

sie sing'n mit ihren Stimmen,
Frau Wirtin sind Sie drinnen?
Sind Sie drin, so komm'n Sie raus
und bring'n Sie uns die Gaben raus -
Wir nehmen, was wir kriegen
und sind damit zufrieden.“

Als kleine Geschenke gab es Süßigkeiten, Kuchen, Apfelsinen, manchmal auch ein Ei und selten mal fünf Pfennige. Am meisten vertreten waren aber die gebackenen Kringel, die in dieser Zeit sowohl die Bäckerei Dimke, als auch die Bäckerei Viehweger herstellten. Es sind alte Symbole des Sonnenrades. Hatte man die Kleinigkeiten in Empfang genommen, so sang man wieder:

“Wir danken schön, wir danken schön,
wir müssen ein Häusel weiter geh'n.“

Wenn die Kirchenglocke 12 Uhr schlug, war das Sommersingen beendet und wir strebten nach Hause.

Es hat Zeiten gegeben, da versuchte man diesen alten schlesischen Brauch den Polen zuzuschreiben, er sei von Polen gekommen, sagte man. Der erste polnische König hätte am Sonntag Lätare die heidnischen Götzen hinaustragen lassen weit vor die Stadt in den Sumpf. Das sei seine Bekehrung zu Christus gewesen. Dlugosz, von dem diese Geschichte stammt, nennt auch den König Miesko I., den großen Eroberer und Gründer von Polen, der sich 966 taufen ließ.

Sie haben es eben nicht richtig gewusst und erforscht, wie man im Buch „Schlesien“ von Will-Erich Peuckert nachlesen kann. Diese Sitte gehört den Deutschen. Die Franken haben sie damals nach Schlesien getragen, quer durch Deutschland, vom rheinischen Franken aus über Hessen nach Thüringen und Sachsen in das schlesische Böhmen, ja, bis ins Deutsch-polnische

hinein. Die Straße vom Reich her und dann die „Hohe Straße“ trugen sie in unsere Heimat herein.

Wir kommen nun auf den Platz des Dorfes, der sicherlich am meisten begangen wurde, standen doch dort die Schule, das größte Kaufhaus und das Gasthaus Pospiech. Das große Haus beherbergte nicht nur das Kolonialwarengeschäft - man sagte damals auch Gemischtwarenladen - sondern auch das Gasthaus. Der Laden war so ein richtiger Krämerladen, in dem man fast alles kaufen konnte. Bevor man das Haus betrat, musste man durch eine Laube, die auch Sitzgelegenheit bot. Diese Laube wurde später in den Kriegsjahren ein Treffpunkt Jugendlicher und auch der Soldaten, die vom Sommer 1940 bis zum Frühjahr 1941 in Schwirz einquartiert waren. Das Klingeln der kleinen Glocke, wenn man die Ladentür öffnete, habe ich heute noch in den Ohren. Der lange Laden, der die ganze Hausbreite einnahm, war voll gestopft mit Waren aller Art. Beim Eingang hingen die Peitschen, manchmal sogar eine Bogenpeitsche für Kutschwagen bestimmt, diverse Kuhketten, Kälberstricke, Bürsten und Striegel zum Pferdeputzen. Porzellanwaren, Teller, Tassen und Tippel, Kochtöpfe und sonstiges Geschirr konnte man dort kaufen. Am Ladentisch standen ein großes Fass Sauerkraut, ein Gurkenfass, ein Heringsfass und ein Holzfass mit Sirup. Die Nahrungsmittel Zucker, Salz, Gries, Reis usw. kaufte man bereits in Tüten abgepackt. An einem Pfeiler hingen Holzpantoffeln aller Größen und Ringe von Kautabak, Presufka genannt, die so schön nach Backpflaumen rochen. Kautabak war eben billiger als Zigaretten, wenn auch der Sutter manchmal bis in den Bart lief. Tabakpfeifen aller Art und Größen konnte man erwerben, sie waren meist auf Karton aufgereiht, wie auch die Taschenmesser. Für uns Kinder waren natürlich die großen Gläser mit den bunten, harten Bonbons am wichtigsten. Sie wurden mit einem kleinen

Schippchen in die Tüte befördert. Für fünf Pfennige bekam man in dieser Zeit schon eine ganze Menge. Wichtig war aufzupassen, wenn so ein großes Bonbonglas fast leer wurde. Den zusammengeklebten Rest kaufte man dann verbilligt. Butter, Margarine und Schmalz bekam man noch nicht in kleinen Mengen industriell verpackt wie heute, sondern die gewünschte Menge wurde von einem großen Margarine- oder Schmalzklotz abgetrennt und gesondert gewogen und verpackt. In diesem Laden herrschte immer ein angenehmer Mischgeruch aus vielen Esswaren und sonstigen Delikatessen. Man konnte dort auch Textilien, insbesondere für Kinder, kaufen, Mützen und Schals - in Schwirz sagte man „Schaul“ - ja sogar Schuhe bekam man dort. Die Kunden kamen nicht nur aus Schwirz, auch aus Dachsberg, Lippe, Gülchen und Städtel kam man hier einkaufen. Prominente Kunden kamen aus Bankwitz. Die Gutsfamilie Doms kam öfters mit feudaler Kutsche vorgefahren. Vor dem Hauseingang links war ein großes Schaufenster. In diesem konnte man eine Attrappe, die ein altes Männchen darstellen sollte, das immer mit den Augen rollte und mit seinem überlangen Zeigefinger fortlaufend an die Schaufensterscheibe klopfte, bewundern. Im Frühjahr standen manchmal gefüllte Säcke mit Rübensamen und Körbe mit Johannisbrot draußen vor dem Ladeneingang, um den Umsatz zu steigern. Eigentümer dieses Hauses war das jüdische Ehepaar Schiftan Adolf und seine Ehefrau Sara. Zwei Söhne Ismar und Kurt halfen im Geschäft und eine Verwandte „Hulda“ war immer im Laden zu finden. 1934 wurde das Haus an den jüdischen Bürger Walter Cohn verpachtet. Die Schiftans zogen nach Oppeln, der alte Vater Heiman Schiftan nach Breslau. Noch rechtzeitig sollen sie später nach Schanghai in China ausgewandert sein. Die Cohns hatten zwei Söhne, nämlich Hans und Ernst. Sie gingen beide in die Schwirzer katholische Volksschule. Noch vor der Kristallnacht zogen sie weg. Sie sollen nach Amerika ausgewan-

dert sein.

Eine Begebenheit ist mir immer in Erinnerung geblieben. Es war am Kirchweihfest im Sommer 1937 oder 1938 in Schwirz. Bei uns sagte man, wie im Oberschlesischen, „Ablass“. Die Geschäfte der Cohns gingen in dieser Zeit sicherlich schon schlecht, denn die Kunden blieben aus. Frau Cohn baute an diesem Ablass-Sonntag in der Laube vor dem Laden Schokoladen und sonstige an diesem Tag begehrte Sachen auf, um den Kirchgängern nach dem Gottesdienst einiges zu verkaufen und etwas zu verdienen. Viel wird sie damals nicht verkauft haben, wie ich beobachten konnte, denn auf der Ecke standen an diesem Ablass immer die Bude von Urbik aus Städtel und Bäckermeister Dimke war dort auch immer Anbieter seiner guten Waren. Mit dem Abgang von Cohns war die jüdische Geschichte in Schwirz beendet. Das Haus kaufte, es muss 1937/38 gewesen sein, Oskar Kalinke, ein außerordentlich tüchtiger Kaufmann, der aus der Gegend von Breslau kam. Er besaß damals schon einen Dreirad-Lieferwagen und hat das Geschäft wieder merklich voran gebracht. Er brachte sogar eine gelernte Verkäuferin mit, die aus Pitschen stammte. Da Pitschen, wie wir schon gehört haben, in der Geschichte zusammen mit Namslau und Schwirz genannt worden ist und weil sie auch die erste schlesische Stadt war, die sowjetische Truppen im Januar 1945 besetzten, möchte ich die berühmte Geschichte vom Pitschener Heukrieg verkürzt erzählen, damit sie nicht in Vergessenheit gerät.

Seit undenklichen Zeiten stand die Stadt Pitschen ganz für sich allein auf Kriegsfuß mit Polen. Es geht zurück bis zur polnischen Königswahl 1588 - Polen hatte damals ein Wahlkönigtum - bei welcher der Erzherzog Maximilian kandidierte. Dies löste einen Krieg aus, der aber bald endete, aber die kleinen Kriege der Stadt gingen weiter bis etwa in die 1835er Jahre des neunzehn-

ten Jahrhunderts. Zur Zeit der Heuernte grub man die Waffen aus. Jenseits von Pitschen und hinter dem Walde, am Grenzbach Prosna, den die älteren Leute dort Briesnitz nannten, lagen die Wiesen, die sehr ertragreich waren. Das wusste man aber auch jenseits der Grenze und Jahr für Jahr in den Zeiten der Mahd erhoben die Nachbarn Ansprüche auf sie. Als Preußen 1806 Südpreußen verlor, da hieben die Polen die Grenzpfähle um und setzten sie ein Stück weiter herüber; es kam soweit, dass die Einwohner von Pitschen die Hilfe der französischen Besatzung anriefen. Trotzdem ging der Heukrieg weiter von Jahr zu Jahr. Die Pitschener mähten und wendeten das Heu, zum Einfahren aber erschienen die Polen. Man suchte einander zuvorkommen, die Pitschener fuhren schon frühmorgens ins Heu und Bürgerschützen besetzten die Grenze, dann lud man rasch auf und jagte nach Hause. Nahten die Polen, so kam es zum Raufen, man feuerte, bis eine Partei wich. Waren aber die Polen noch früher zur Stelle, dann wurden die Wächter der Pitschener verprügelt, man nahm sie gefangen und schleppte sie fort, zerstörte auch die Brücke nach Pitschen und fuhr das Heu gefangen nach Polen. Im Jahre 1822 war es ganz schlimm. Es war die Zeit des Bundes zwischen Preußen und Russland und deshalb kam von Berlin die Entscheidung, dass man in Pitschen den Nachbarn alljährlich den halben Wert einer Mahd auszahlen solle. Aber auch das half nichts, so entschlossen sich die preußische und die russische Regierung, den Grenzstreit durch eine Kommission beizulegen. Erst danach flaute der Pitschener Heukrieg allmählich ab.

Wir kommen nun zum Schwirzer Gasthaus Paul Pospiech, eine Kneipe, die meiner Ansicht nach aus meiner heutigen Sicht durchaus lebensfähig war. Wenn man sich an Gasthäuser der damaligen Zeit in der Heimat erinnert, muss man sich zunächst die Ausführungen des Herrn Albrecht Haselbach im Buch

„Meine Heimat Schlesien“ von Herbert Hupka zu Gemüte führen, in denen nämlich berichtet wird, dass Namslau den höchsten Pro-Kopf-Bierverbrauch der ganzen Welt hatte. Zweifel meinerseits sind dazu nicht angebracht. Wer wie ich, schon vom Kleinkindesalter an, von unserem Küchenfenster aus auf diesen Kneipenvorplatz schauen konnte, könnte allein darüber ein Buch schreiben. Das würde zu weit führen. Deshalb nur einige Vorkommnisse. Ich sah, wie sich an einem Sonntagmorgen ein Städtler Mann des Mittelalters im Sonntagsanzug stertzenvoll im Schlammgraben gegenüber dem Gasthaus herumwälzte, wie ein Wildschwein in der Suhle. Ich höre heute noch meine Mutter sagen: „Die arme Frau wird sich freuen, wenn der nach Hause kommt.“ Ich konnte beobachten, wie eine Ehefrau ihren Ehemann mit der Rabter (eine besondere Schubkarre) aus der Kneipe holte und, nachdem er zunächst mittels eines Holzpantoffels eine ordentliche Abreibung erhalten hatte, die er wohl gar nicht mehr verspürte, ihn in seligem Schlaf in Richtung nach Hause transportierte. Nach jeder Musterung, die immer in Namslau stattfand, ging es in die Kneipe. So konnte ich beobachten, wie vier total besoffene Soldatenanwärter von einem älteren, noch einigermaßen denkfähigem Kameraden aus Städtel, zunächst jeder unter der Plumpe des benachbarten Bauern Josef Marcinek mit kaltem Wasser abgeschreckt und dann zur Ausnüchterung wie die Heringe in den Rasen am Schulgarten hinter die Scheune gelegt wurden. Das soll genug sein. Ansonsten ging es anständig zu im Gasthaus. Im Parterre war eine Gaststube und daneben ein Billardzimmer, in dem immer die Jugendlichen zu finden waren. Wenn ich am Sonntagnachmittag für meinen Vater sechs Salem- oder Casino-Zigaretten holen musste, war in der Regel kein Platz mehr frei und die Luft, ob des vielen Rauchens, hätte man schneiden können. Ventilatoren waren damals noch nicht üblich. Der Saal, in dem vor dem Kriege öfters Vergnügen statt-

fanden, war im ersten Stockwerk. Ich erinnere mich daran, dass mein Vater am nächsten Tag dann den langen Holzzaun kontrollierte, denn häufig fehlten Zaunlatten, die man zum Schnicken benötigte, besonders wenn die Oberschlesier aus Krogullno, Dammratsch und anderen Orten eingetroffen waren. Eine üble und ernsthafte Geschichte ist einmal passiert, als man Josef Piontek, der völlig unbeteiligt und gar nicht auf dem Fest war, im Vorbeigehen eine schwere Verletzung am Kopf beibrachte, an der er lange laborierte. Der Saal wurde auch manchmal für Vorstellungen von Schaustellern benutzt, die mit ihren Pferdewagen durch die Lande zogen. Dressierte Pferde wurden tatsächlich - es ist wahr - für ihre Kunststücke die Treppe hinaufgeführt und sie konnten das perfekt. Das Gasthaus hatte auch zwei Fremdenzimmer, die im ersten Stock neben dem Saal lagen. Es kam öfters mal vor, dass Gäste dort übernachteten, zumal Frau Pospiech als gute Köchin bekannt war. Es waren meist Vertreter, die über Land fuhren. Zu Beginn der dreißiger Jahre konnte man manchmal interessante Autos bewundern. Fahrzeuge, die noch das Steuer rechts hatten, Reifen mit Draht- und manchmal Holzfelgen und öfters waren sie mit einer Hupe ausgerüstet, die eine Ballonhupe war und außerhalb des Fensters, außen auf der Fahrerseite, angebracht war. Das Haselbach-Bierauto war öfters vor dem Gasthaus zu sehen. Die zwei Fahrer mit den langen Lederhosen und ihren Haselbach-Mützen könnte ich heute noch malen. Vorn waren die Bierfässer aller Größen, natürlich nur aus Holz gefertigt, geladen. Im Anhänger, der noch vollgummibereift war, wurde das Eis für die Kühlung des Bieres transportiert. Ein willkommener Augenblick für die Schulkinder, die im meist heißen schlesischen Sommer kostenlos zum Eisleckern kamen. Das Gasthaus hatte auch eine Ausspannung, im Stall konnte man mindestens fünf Pferde unterbringen. Vor dem Stall standen zwei Futterkrippen zum Füttern und Tränken der Pferde. Die

Holzfuhrleute machten dort öfters Rast.

Anfang der dreißiger Jahre wurde dieser Platz, einschließlich des Stalles, aber am meisten von Zigeunern genutzt, wahrscheinlich deshalb, weil in unmittelbarer Nähe eine Plumpe stand und Wasser immer zur Verfügung war. Sie lagerten öfters vorübergehend in Schwirz. Ich spreche bewusst von Zigeunern, ein Begriff, wie er in unserer Jugendzeit eben üblich war. Wenn ich diese Bezeichnung verwende und nicht Sinti und Roma sage, so können Sie versichert sein, dass ich trotzdem nicht ausländerfeindlich bin. Während der Zeit des Aufenthalts besuchten die Zigeunerkinder auch die örtliche Schule. Die gesetzlichen Bestimmungen waren in der Weimarer Zeit wohl so. Im Klassenraum wurden sie immer in die erste Bank gesetzt. Aber ehrlich gesagt, in diesen Unterrichtsstunden war es schwer, sich zu konzentrieren, sie ließen durch ihr Verhalten keine Aufmerksamkeit aufkommen. Wenn die Zigeuner in ihren bunten Wagen, die in der Regel von kleinen Pferden gezogen wurden, ins Dorf einfuhren, konnten sie der Aufmerksamkeit der Bevölkerung sicher sein. Am Ende des Wagens hingen immer mehrere Eimer für die schnelle Tränkung der Pferde, wenn man an einem Bach vorbeikam. Unter dem Wagen war meistens der Hund angebunden, der mit erstaunlicher Sicherheit mit der Geschwindigkeit des Wagens Schritt hielt. Hinter dem vordersten Fenster saß kutschierend der Herr des Wagens, auf dem Kopf immer einen breiten Hut, den wir „Kaffeebrenner“ nannten. Zuerst bettelten sie immer Heu für ihre Pferde, bei uns sagte man „fechten“ dazu. Die Zigeuner selbst sagten anstatt „Heu“ immer „Hai“. Die Zigeunerkinder waren sehr abgehärtet. Ich konnte einmal beobachten, wie ein Junge im Dezember bei Reif den Weg vom Wagen zum Laden bei Schiftans barfuß zurücklegte. Wenn der Aufenthalt zu lange dauerte, erschien der Gendarm Bendix, und es gab meistens ein großes Palaver. Nach 1933 ließ die Lagerung der Zigeuner in

Schwirz rapide nach.

In der Puskengasse stand ein altes kleines Schlachthaus, in welchem der Gastwirt Pospiech von Zeit zu Zeit Schweine für seinen Betrieb schlachten ließ. Der Hausschlachter war Hannes Czekalla aus der Puskengasse. Für uns Kinder war das eine interessante Abwechslung, aber häufig wurden wir auch fortgejagt, wir sollten nicht sehen, wenn das Borstenvieh damals noch mit der Axt betäubt wurde und dabei manchmal fürchterlich schrie. Häufig gab es dann wintertags großes Eisbeinessen. Das Gasthaus war auch das Vereinslokal für den Sportverein und die Feuerwehr. Am Sonntagnachmittag war öfters mal ein Exerzieren am Feuerlöschwagen angesetzt, das immer auf dem Sportplatz stattfand. Auch hier schauten wir Kinder gerne zu. Kommandierender Brandmeister war damals der letzte Schwirzer Bürgermeister Karl Purmann. Im Sommer 1933 fand das Stiftungsfest der Schwirzer Feuerwehr statt. Von diesem existiert noch ein Foto mit vierundzwanzig Schwirzer Mitgliedern.

Als die internationale Lage und vor allem die Spannungen zwischen Deutschland und Polen im August 1939 den Höhepunkt erreichten (Geheimabkommen am 23. August 1939 über die Zerschlagung Polens zwischen Hitler und Stalin), erlebte das langgestreckte Dorf Schwirz einen Truppenaufmarsch ungeheuren Ausmaßes. So etwas hatten die Menschen hier noch nicht erlebt. Von der Autobahn Berlin-Breslau-Brieg über Leubus, Mangschütz, Schwirz in Richtung Kreuzburg O/S wälzten sich Truppenverbände, einem Lindwurm gleich, zur deutsch-polnischen Grenze. Es begann damit, dass in den ersten Augusttagen plötzlich eine motorisierte Einheit der Wehrmacht im Schwirzer Wald in Zelten Quartier bezog. Sie blieben etwa fünf Tage dort und verschwanden dann in Richtung Osten. Von diesem Zeitpunkt an durchfuhren die Verbände Tag und Nacht das Dorf mit

zeitlich nur wenigen Unterbrechungen. Es waren nicht nur motorisierte Abteilungen, sondern auch Verbände der bespannten Artillerie und sogar Kavallerie. Bestaunt wurden die Panzerabteilungen, die das Dorf durchfuhren. Aufsehen erregten einige tschechische Panzer, die nach der Besetzung der „Rest-Tschechei“ am 15. März 1939 in das deutsche Waffenarsenal integriert worden waren. Ein tschechischer Panzer hatte sich für mehr als fünf Jahrzehnte im Dorf verewigt, als er nämlich vor der katholischen Schule einen Bordstein des Bürgersteiges rammte und eindrückte. Die Erinnerung an diese Zeit war noch bis zum Jahre 1996 offensichtlich, bis durch die Verlegung der Wasserleitung in den Bürgersteig dieses Zeichen für immer verschwand. Ob die Polen wohl gewusst haben, welche Ursache dieser Schaden gehabt hat? Ich jedenfalls bin immer wieder an diesen Ort gegangen, wenn ich nach der Wende in Schwirz war, und es kamen mir Erinnerungen an diese Zeit, die heute immer noch für mich mit vielen Fragezeichen versehen sind.

Im August 1939, es war wieder an einem Sonntag, erlebten wir, als wir aus der Kirche kamen, erneut eine große Überraschung. Im Dorf, vom Kriegerdenkmal angefangen bis fast ans Ende des Dorfes in Richtung Gülchen, standen eine riesige Zahl von Pferdefuhrwerken, deren Kutscher gerade eine Rast eingelegt hatten, um die Pferde zu füttern und zu versorgen. Natürlich nahmen wir diese Kolonne interessiert in Augenschein und erfuhren dabei und sahen es auch an den mitgeführten Wagentafeln, dass es sich um Bauernwagen aus der Brieger Gegend handelte. Die Pferde waren eingespannt worden und mussten zu einem Sammelplatz irgendwo in den Kreis Kreuzburg gebracht werden. Bei der Besichtigung dieser Kolonne entdeckte ich auch Pferde und den Wagen meines Onkels aus Konradswaldau Kreis Brieg, der auch zwei seiner Pferde hatte abgeben müssen. Erst

später kam es mir so richtig zum Bewusstsein, wie schwer es doch sein muss, seine treuen Helfer und Arbeitsgefährten so Hals über Kopf verabschieden zu müssen und in ein Schicksal zu geben, das damals in seinem schrecklichen Ausmaß noch nicht absehbar war.

Nach dem Polenfeldzug erschienen eines Tages Handwerker vor dem Gasthaus Pospiech, die den Auftrag hatten, die Fenster des Saales mit Stacheldraht zu verrammeln. Es sickerte bald durch, dass in diesem Saal polnische Kriegsgefangene untergebracht werden sollten, die zur Arbeit in der Landwirtschaft vorgesehen waren. Bald war es dann soweit. Es war wohl Ende Oktober 1939, als die Gefangenen mit zwei Landesschützen in Schwirz eintrafen. Viele Neugierige begleiteten sie bis in den Saal, versuchten auch mit ihrem Wasserpolnisch Gespräche zu führen, was mehr oder weniger gut oder schlecht gelang. Mir jedenfalls fielen damals die Viereckmützen auf und die braunen Stiefel, die alle polnischen Gefangenen trugen.

Etwa 1942 zog die Gastwirtsfamilie Paul Pospiech von Schwirz weg. Sie übernahm eine Gaststätte in Brockau bei Breslau. Sohn Werner - Jahrgang 1926 - diente in der Hitlerjugenddivision und wurde nach der Invasion am 6. Juni 1944 in der Normandie schwer verwundet, an deren Folgen er später verstarb. Für mich war das damals ein schwerer Schlag, hatte ich doch einen guten Jugendfreund verloren, denn wir waren unmittelbare Nachbarn und gingen zusammen in die Schule. Als neue Pächterin der Gaststätte erschien die Familie Globisch aus Karlsruhe O/S, die bis zum bitteren Ende in Schwirz blieb.

Ganz in der Nähe der Gastwirtschaft, nämlich bei der Plumpe im Hof des Nachbarn Josef Marcinek, erlebte ich Ostern 1940

eine besondere, bisher unbekannte, außergewöhnliche Art alten Brauchtums. In unserer Gegend war es üblich, am zweiten Ostertag Mädchen mit Osterwasser zu besprengen. Nach altem Brauch sollte dieses Wasser in aller Frühe vom Dorfbach geholt werden. Es sollte Mädchen in die Lage versetzen, leichter einen geeigneten Mann zu finden. Das ging in der Regel ganz manierlich zu, wenn die Menge des belebenden Osterwassers manchmal auch sehr reichlich bemessen war. In Namslau, in bestimmten Geschäften, konnte man vor dem Krieg diese kleinen Ballonspritzen erwerben. 1940 aber war alles anders. In der Zwischenzeit nämlich waren auch in Schwirz schon polnische Landarbeiter und polnische Mädchen, die im Haushalt und in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, eingetroffen und auf die einzelnen Bauerngüter verteilt worden. Diese jungen Polinnen und Polen hatten sich an diesem Ostertag in diesem Hof versammelt, auch einige polnische Kriegsgefangene waren dabei. Sie kannten auch diesen Brauch des Wasserspritzens, aber es artete, trotz fröhlicher Stimmung, so aus, dass am Ende die Mädchen von oben bis unten total nass waren. Ganze Eimer voll kalten Wassers ergossen sich auf diese bemitleidenswerten Geschöpfe. Sie nahmen alles gelassen und lachend hin. So kann eben ein Brauch, der sicherlich aus gemeinsamen Quellen stammt, im Laufe von Generationen in verschiedenen Landstrichen zu völlig anderem Handeln führen.

Eine paukenschlagähnliche Veränderung für unser friedliches Dorf trat im Sommer 1940 ein. Der Frankreichfeldzug, der am 10. Mai 1940 begonnen hatte, wurde durch den am 22. Juni 1940 abgeschlossenen Waffenstillstand beendet. Das Getreide stand noch auf den Halmen, als eines Tages eine Quartiermachervorausabteilung einer bespannten 10,5 cm Artilleriebatterie in Schwirz eintraf. Chef dieser Abteilung war Leutnant Feind,

der später bei Frauenholz sein Quartier hatte. Für uns Jugendliche war das damals hochinteressant, sodass wir sehr neugierige Begleiter dieser Quartiermacher waren. Sie gingen von Haus zu Haus und versuchten ihre Pferde unterzubringen - mindestens zwei Pferde mussten in einem Stall untergestellt werden - Platz für die Geschütze und sonstigen Fahrzeuge zu erlangen und Quartiere für die Soldaten zu bekommen. Wie ich mich erinnern kann, gab es keine Schwierigkeiten, die Arbeit war schnell abgeschlossen. An einem wettermäßig schönen, warmen Sonntag-nachmittag im Hochsommer erschien dann diese Batterie aus der Richtung Kreuzburg kommend, wurde von den Verantwortlichen und dem BDM (Bund Deutscher Mädel) herzlich empfangen und bezog Quartier. Unser Dorf war über Nacht eine „Garnisonstadt“ geworden. Von morgens früh bis abends spät herrschte Emsigkeit, Soldaten und militärische Fahrzeuge waren immer auf den Straßen zu sehen. Der Platz vor der Gastwirtschaft Pospiech war besonders belebt, denn hier fanden die Appelle statt, Appelle für Soldaten, wobei Sauberkeit, Kleidung usw. überprüft wurden und Pferdeappelle, die hochinteressant waren. Der Spieß, Hauptwachtmeister Gniechwitz, der zunächst sein Quartier in der Fleischerei Kunert, später im Kaufhaus Kalinke hatte, verfügte über ein außerordentlich lautes Organ. Er brüllte wie ein Löwe. Sein x-mal gesprochener Brüllsatz lautete: „Das stinkt zum Himmel und zurück!“ Die Pferdeappelle zeichneten sich durch besonders genaue Kontrollen aus. Sowohl der Spieß als auch der Leutnant Köppel waren mit einem kleinen, bleistiftgroßen hellen Hölzchen ausgerüstet und strichen damit gegen den Haarstrich der Pferde. Wer jemals im Leben Pferde geputzt hat weiß, dass man auch nach stundenlangem Putzen Staub und Schuppen finden kann. Dazu eine Geschichte aus dieser Zeit. Im Bauernhof Gawlitta waren im Auszugshaus mehrere Soldaten und in der Scheune vier Pferde untergebracht. Mit dem Kanonier Dewath, er stamm-

te aus der Gegend von Bautzen, hatten wir, das heißt mein Freund Hannes und ich, uns angefreundet. Ab und zu halfen wir ihm beim Pferdeputzen. Einmal war Appell angesetzt, deshalb musste alles sehr gründlich gemacht werden. Nach langem Säubern nahm Dewath einen Lappen, pinkelte darauf und begann seine Pferde von vorn bis hinten damit einzureiben. Er machte uns schlau, dass man nie ölhaltige Mittel verwenden darf, denn dann verklebt das Pferdehaar, würde riechen und beim Appell fiel man immer auf. Natürlich waren wir gespannt, wie das beim Appell wohl ausgehen würde. Tatsächlich brachte er seine Pferde durch die Klippe. Jeder Kanonier hatte beim Appell einen Lappen in der Tasche, mit dem man im wahrsten Sinne des Wortes dem Pferd „den Hintern putzte.“ Es ist wirklich wahr und es wurde auch kontrolliert. Die Pferdereitbahn war damals zunächst in der Lehmgrube angelegt worden, später, als sich im Herbst dort Wasser sammelte, wurde sie hinter das Haus von Biallas Johann verlegt, der in einem Zwinger immer mehrere Rehe hielt. Der Exerzierplatz war der Sportplatz und für die Übungen und Ausfahrten der ganzen Batterie stand die weite Gegend um Schwirz zur Verfügung. Am meisten fuhr man damals in den großen Charlottenauer Forst hinein.

Im Auszugshaus des Bauern Johannes Biallas war die Schreibstube der Batterie untergebracht, nachdem die Wohnung des Zahnarztes Paul Kobe wieder frei geworden war und er zurück nach Breslau verzogen war. Deshalb war vor diesem Haus immer reges Leben. Einmal hatte sich im Straßengraben, direkt vor der Schreibstube, ein Pferd der Batterie das Bein gebrochen. Es wurde an Ort und Stelle getötet und von einer Pferdefleischerei abtransportiert. Im zeitigen Frühjahr 1941 wurden Mannschaften und Offiziere dieser Artillerieabteilung ausgetauscht. Der Wechsel stand sicherlich schon in Verbindung mit der Vorbe-

reitung des Unternehmens Barbarossa, das dann am 22. Juni 1941 begann. Die Soldaten marschierten früh um sechs Uhr in Marschformation aus Schwirz auf der Reichsstraße 118 nach Namslau und wurden auf dem Bahnhof in Güterwagen verladen. Pferde und Material sowie einige Führungskräfte blieben, ansonsten kamen neue Mannschaften nach Schwirz. Auch mit den Neuen entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, bis sie dann am Russlandkrieg teilnehmen mussten. Wie viele dieser Soldaten mögen aus diesem Krieg wohl heimgekehrt sein und wie viele mögen ihre letzte Ruhestätte in russischer Erde gefunden haben? Schon zweimal habe ich beim Schlesiertreffen in Nürnberg einen heimgekehrten Soldaten aus dieser Zeit erlebt, der den Tisch „Schwirz“ aufgesucht hatte und sich mit Schwirzern unterhalten wollte und alte Fotos aus unserem Heimatdorf herumreichte. Dabei wurden viele alte Erinnerungen wieder aufgefrischt und besonders gefreut hat es mich, dass er die Gastfreundschaft der Schwirzer Bevölkerung so positiv dargestellt hat. Es war ein aufregendes Erlebnis nach so vielen Jahren.

Das Haus des Friseurs August Marcinek wurde im Jahre 1927 erbaut. August Marcinek war ein überaus fleißiger Mensch, aber immer ein unruhiger Geist. Das kam wohl daher, dass er nicht nur sein Friseurgeschäft betrieb, sondern nebenbei noch Standesbeamter war und auch der zuständige Fleischbeschauer für die Ortschaften Schwirz und Städtel. Vor Sonn- und festlichen Feiertagen brannte im Friseurladen das Licht bis nach Mitternacht. Auf Ladenschlussgesetzte nahm er keine Rücksicht, denn die Bauern wollten vor dem sonntäglichen Kirchgang die mehrere Tage alten Bartstoppeln beseitigt haben. August Marcinek fuhr sicherlich mindestens einmal in der Woche mit dem Fahrrad nach Namslau zum Kreistierarzt Mogwitz. Auch hier war er immer in Eile, deshalb beherrschte er den Sattelsprung

auf das Fahrrad perfekt, das normale Aufsteigen dauerte ihm zu lange, obwohl er damals auch schon auf die Fünfzig ging, denn er war Jahrgang 1896. Zur Erleichterung brachte er später ein kleines rotes Signal an der Laube vor dem Hause an. Stand das Signal auf „Einfahrt“, dann wusste Herr Mogwitz, dass er halten musste, um Post mitzunehmen oder sonstige dringende Sachen zu erledigen hatte. War das Signal waagrecht, konnte er vorbeifahren.

Gegenüber dem Friseurhaus lebten auf einem ehemaligen Bauerngehöft etwa seit 1932 Frau Maria Leib und ihre Schwester Frau Bender. Ursprünglich war dieser Hof in den Händen des Juden Ucko. Seine Tochter Selma hatte die Landwirtschaft übernommen und den Juden Isidor Nebel geheiratet, der nebenbei noch einen Viehhandel betrieb. Es war die vorletzte jüdische Familie in Schwirz. Nach Erzählungen älterer Leute hat es auf diesem Anwesen, es muss vor dem ersten Weltkrieg gewesen sein, ein Großfeuer gegeben. Wohnhaus und Scheune wurden später wieder aufgebaut. 1932 kaufte die Altlutherische Gemeinde das Grundstück mit Gebäuden auf und errichtete im Wohnhaus einen Kaufmannsladen, zu dem später, im Jahre 1940, noch die Poststelle kam. Der erste Briefträger dort war Herr Otto Knuhr, später, bis Kriegsende, erfüllte diesen Posten Herr Ignaz Schwerdner.

Frau Maria Leib - der liebe Gott habe sie selig - war für böse Buben des Typs „Max und Moritz“ wie geschaffen. Man brauchte in den frühen dunklen Herbstabenden nur ein Streichholz zwischen Klingeldruckknopf und das Gehäuse stecken und man konnte sicher sein, dass unmittelbar danach das Hoflicht anging, sich die Haustür öffnete und mit lautem Geschrei die Hausherrin erschien und laut rief: „Wer ist denn da?“ Aus damaliger Per-

spektive war es eine Genugtuung, vom sicheren Versteck aus - wie Max und Moritz beim Schneider Böck - alles zu beobachten und nichts befürchten zu müssen.

Der größte Clou passierte zwischen Weihnachten und Neujahr des ersten Kriegsjahres 1939. Befreit von allen schulischen Zwängen waren wir sehr tatendurstig, und es entwickelte sich etwas, was über das Erlaubte und Anständige weit hinausging. Dieter Zimm, der Sohn des Lehrers und Kantors der lutherischen Kirche, kam mitunter an die Kirchenschlüssel heran. Wir wollten nämlich wieder einmal den Turm bis zum freien Podest besteigen. Der Tag war außerordentlich gut geeignet, denn es hatte weich geschneit, sodass wir vermuteten, dort oben auf Pappschnee zu treffen. So war es dann auch. Oben angekommen, stellten wir Schneebälle her und beförderten diese auf die genau unter uns verlaufene Dorfstraße, besonders natürlich dann, wenn Fußgänger oder Radfahrer zu sehen waren. Schnell bildete sich unten ein Knäuel von Menschen und es wurden immer mehr, als wir auch noch mit Silberknallern, die schon für Sylvester eingekauft waren, zu „schießen“ begannen. Schon tauchte in der Tiefe Frau Leib - Pia genannt - auf, denn sie zählte zu den Privilegierten, die über einen Kirchenschlüssel verfügten und wollte uns dort oben runterholen. Das ging aber nicht, denn wir hatten wohlweislich vorher die Kirchentüren mit dem Riegel von innen verschlossen. Lange Rede, kurzer Sinn, wir verließen fluchtartig den Turm und stiegen auf der Schubertseite durch das Kirchenfenster und suchten das Weite. Warum diese Auswüchse damals nicht an meinen Vater kamen, was unweigerlich Schnicke bedeutet hätte, ist mir heute noch ein Rätsel.

Zu der altlutherischen Kirche sind noch einige Ergänzungen zu machen. Über dem Eingangsportal stand in schwarzen Buch-

staben: „Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken - Psalm 104.“ Die Gründung einer altlutherischen Pfarrei in Schwirz erfolgte als Folge der gewaltsam dem unierten Bekenntnis zugeführten evangelischen Kirche in Hönigern im Jahre 1834. 1874 wurde die Schwirzer Kirche in einfachen neugotischen Formen gebaut. Es war ein Verputzbau. An das rechteckige Schiff war nach Norden eine rechteckige Sakristei und nach Osten eine Vorhalle angebaut. Der Innenraum war mit einer dreiseitigen Holzempore ausgestattet. Die zwei Glocken waren Gussstahlglocken des Bochumer Vereins 1874. Innerhalb des Kirchenraumes hingen zwei Kriegertafeln für die Gefallenen der Kriege 1870/71 und 1914/18. Pastor Richard Kabitz war im Jahre 1927 im Pfarrhaus eingezogen und war aus dem Westerwald gekommen. Er kehrte damit in seine engere Heimat zurück, denn er stammte von einer Mühle in Margsdorf bei Konstanz/OS. Die Kirche wurde im Jahre 1956 abgerissen, nachdem die Polen zunächst beabsichtigt hatten, das Kirchenschiff zu erhalten und für andere Zwecke zu nutzen. Beim Umziehen der Turmkuppel ist diese, was nicht vorgesehen war, auf das Dach des Schiffes gestürzt, sodass man sich entschloss, alles zu beseitigen. Hier stellen sich Parallelen zu Sterzendorf dar. Dort hat man die erst 1927/28 erbaute und mit schönen langen schmalen Rechteckfenstern versehene evangelische Kirche abgerissen und statt dieser eine viel kleinere katholische Kirche auf dem Friedhof neu errichtet. Das verstehe wer will!

An unsere schöne Schwirzer lutherische Kirche erinnert den Heimatkundigen heute nur noch ein einziger alter Zementzaunpfeiler und zwar der letzte an der Westseite zum Hofgrundstück Schubert. Eine wirklich ergreifende traurige Angelegenheit für uns. Und dazu fällt mir nichts anderes ein, als ein Vers aus Ludwig Uhlands „Des Sängers Fluch“:

„Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht;
Auch diese schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Auch zu der Dorfeiche, im Volksmund auch Hitlereiche oder Friedenseiche genannt, die 1933 gepflanzt wurde und über die ich schon früher berichtet habe, ist noch eine Ergänzung vonnöten. Bei der feierlichen Pflanzungszeremonie hatte man die damals zwölfjährige Hildegard Frauenholz auserkoren, einen damals dem Zeitgeist entsprechenden Vers aufzusagen. Er lautete: „Wachse du deutsche Eiche, wachse hinein in ferne Geschlechter, sei Zeuge einer großen Zeit.“ Im Jahre 1969, so bestätigt Hildegard Frauenholz, stand die Eiche noch, sie ist also erst später gefällt worden.

Schräg gegenüber der lutherischen Kirche und neben dem Kriegerdenkmal stand hinter einem großen Vorplatz die Gastwirtschaft des Paul Frost. Zu dieser gehörte für damalige Verhältnisse ein riesiger Saal. Es war sicher der größte im südlichen Teil des Kreises. So kann es nicht verwundern, dass dort in Zeitabständen immer etwas los war. Vor dem Kriege fanden auch dort viele Male „Vergnügen“, also Tanzveranstaltungen, statt. Zum Tanz spielte fast immer die Kapelle Meier aus Mangschütz, meist mit vier bis fünf Musikanten besetzt. Die Teilnehmer an diesen Veranstaltungen brauchten sich damals jedenfalls keine Gedanken um Gehörschädigungen zu machen, wie das ja heute, siehe Disco, üblich ist. Auch bei den Umzügen an Schwirzer Festen verlieh diese Kapelle den Marschierenden die richtige Motivation zum Gleichschritt. Die Gaufilmstelle, die öfters auf die Dörfer kam, führte ihre spannenden Filme immer dort vor. Es gab zwei Vorstellungen, am Nachmittag für die Kinder, abends für die Erwachsenen. Als Eintrittspreis mussten wir zehn Pfenni-

ge zahlen. Auch Theaterabende der Vereine fanden dort ab und zu statt. Die Schulen veranstalteten dort ihre Weihnachtsfeiern und der Saal war dann immer gerammelt voll. Viele Schwirzer, die bei meinem Vater die Schuljahre durchlaufen haben, werden sich erinnern, dass in der Adventszeit das Weihnachtslied „Leise rieselt der Schnee“ immer geübt und dann bei diesen Feiern, zwei- oder mehrstimmig klangvoll und perfekt vorgetragen wurde. Es war das weihnachtliche Lieblingslied meines Vaters. Geheizt wurde damals noch in eisernen Öfen mit Kohle und Holz. An eine sehr heikle Situation kann ich mich noch erinnern, nämlich, als der tolpatschige Nikolaus tatsächlich den kleinen heißen Kanonenofen umwarf.

Interessant waren immer die Zusammenkünfte der lutherischen Gemeinde, zu denen immer ein interessantes Theaterstück aufgeführt wurde. Eine Szene ist in mir bis heute fest haften geblieben. Der Fleischer Dubiel aus Hönigern spielte einen Bauern, der es tatsächlich fertig brachte, wunderschön aussehende stracke Würste herzustellen, die mit Sägemehl, Kartoffelschalen und sonstigen Abfällen gestopft waren. Man kann sich vorstellen, wie es zuging, als diese dann angeschnitten wurden. Uns katholische Kinder ließ man damals immer hinein, ja, wir brauchten gar nichts zu bezahlen.

Besonders frequentiert wurde der Saal dann im Kriegsjahr 1940/41, als Schwirz die monatelange Einquartierung hatte. Soldaten wollen doch immer etwas unternehmen und so fanden häufig Veranstaltungen statt, natürlich mit anschließendem Tanzvergnügen mit Schwirzer Mädchen, zudem die Soldaten selbst, aber auch die Schwirzer Musikanten - Hans Purmann und Hans Funke mit der Rietsche - aufspielten. Im Bauernhof Frost war in dieser Zeit auch die Küche der Batterie stationiert.

Bei Festlichkeiten war der große Vorplatz immer ein richtiger Rummelplatz, denn dort versuchten Karussellbesitzer und Schießbudeninhaber ihren Umsatz zu machen. Die Gastwirtschaft Frost wurde etwa zu Anfang der dreißiger Jahre an eine Familie Preis verpachtet. Diese blieb bis etwa 1936 hier. Nachfolger wurde der Gastwirt Max Reisner, der mit seiner Familie die Gastwirtschaft bis zur Flucht im Januar 1945 betrieb.

Vor dem Kriegerdenkmal, das neben der Gastwirtschaft stand, gab es im Dritten Reich jährlich am Heldengedenktage Aufmärsche. Die politische Leitung, der Kriegerverein, die Feuerwehr, die Hitlerjugend, der BDM, das Jungvolk und die Schulen nahmen daran teil. Es wurden Reden gehalten und der im ersten Weltkrieg für Volk und Vaterland gefallenen und vermissten Schwirzer Soldaten gedacht. Man sang den „guten Kameraden“ und die Nationalhymne. Einmal, gleich nach 1933, wurde von SA-Leuten den ganzen Tag über Wache gestanden, wobei man brennende Fackeln in den Händen hielt. Der Anlass ist mir nicht bekannt, ich war damals noch zu jung, um das zu begreifen.

Neben der Gastwirtschaft Frost in westlicher Richtung war der Hof des Bauerngutsbesitzer Franz Kopka. Aus diesem Haus stammte Marthel Kopka, die fast kein Treffen in Euskirchen oder Nürnberg ausließ. Leider starb sie am 19. November 1999. Wieder wurde eine schlesische Schwirzer Eiche gefällt. Im Garten des Gehöftes an der Straße stand und steht heute noch eine kleine, aus roten Ziegelsteinen gemauerte Herz-Jesu-Kapelle. Sie wurde etwa in den Jahren 1872/73 nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 errichtet. Der Großvater von Martha, Johann Kopka, errichtete diese aus Dankbarkeit für die gesunde Heimkehr aus diesem Feldzug. Im Auszugshaus war, solange ich mich entsinnen kann, immer ein Kolonialwarengeschäft eingerichtet.

Bis in die Anfänge der dreißiger Jahre verwaltete die Familie Hebestreit das Geschäft. Dann kam ein neuer Pächter namens Cibis, der bis Ende 1940 dort den Laden betrieb. Herr Cibis war im Hunderttausendmannheer Kapellmeister gewesen, verzog in die Gegend von Görlitz, um wahrscheinlich dort wieder als Musiker tätig zu sein. Ab dem Jahre 1926 war in diesem Auszugshaus auch die Poststelle untergebracht, die dann - Ende 1940 - in das Gemischtwarengeschäft Leib wechselte.

Westlich von Kopka war das Hofgut Bernhard Kroworsch. Nach Frauenholz und Frost war es der drittgrößte Bauernhof von Schwirz. Es war ein sehr fortschrittlicher Betrieb, denn, soweit ich mich zurückerinnern kann, war dort in der Heuernte das Heugebläse zu hören, eine arbeitserleichternde Einrichtung, die uns Kinder immer wieder zum Zuschauen animierte und die die einzige im Dorf war. Auch das Misten der Ställe ging nicht mehr in alter Weise vor sich. Der Hof besaß eine Schienenanlage mit kleinen Loren, mit denen der Mist, ohne Kraftanstrengung, zum Misthaufen befördert wurde. So konnte es auch nicht ausbleiben, dass in diesem Hof, etwa im Jahr 1939, auch der erste Bulldog Verwendung fand. Es war ein Lanz-Bulldog, aber noch nicht mit Gummirädern versehen, sondern mit schweren Eisenrädern, die mit schräg angebrachten kleinen Eisenplatten lediglich für das Fahren auf dem Ackerfeld geeignet waren. Im Sommer 1936, nach Beendigung der Getreideernte, wurde dieser Hof durch eine Feuersbrunst heimgesucht. Durch einen Kurzschluss brannte die mit Getreidegarben vollgestopfte Scheune bis auf die Grundmauern nieder. Es entstand in kurzer Zeit ein riesiges Flammenmeer und der ganze Scheunenraum war bald einem großen glühenden Feuerball vergleichbar. Außer der Schwirzer Feuerwehr waren auch die aus Dammer und Städtel zur Hilfe geeilt. Das Löschwasser holte man aus dem Gutsteich von Frau-

enholz und legte die Schlauchleitung verkürzend durch das Schulgelände. Wie ein Wink des Himmels zog abends ein Regenguss über das Land, der wesentlich zur Löschung beigetragen hatte. Der nächste Tag brachte einen traurigen Anblick. Die gesamte Getreideernte war vernichtet, der Garten mit seinen Früchten war nur eine zertretene Masse. Ein Jahr später aber zierte eine neue und größere Scheune mit Flachdach wieder den Hof.

Zu guter Letzt sei noch darauf hingewiesen, dass im Wohnhaus dieses Anwesens, das an der Straßenseite über eine schöne dichte, mit wildem Wein bewachsene Laube verfügte, bis zum Jahre 1926 die Poststelle eingerichtet war, ehe diese ins Nachbarhaus Kopka verlegt wurde. Bis zum bitteren Ende 1945 war im Flur links der Postschalter noch zu sehen.

Auf der Nordseite der Straße war der Bauernhof des Josef Sura. Letzterer war im ersten Weltkrieg schwer verwundet worden und krank nach Hause zurückgekehrt, sodass er schwere Arbeiten in der Landwirtschaft nicht mehr verrichten konnte. Er starb schon am 19. März, am Josefstag, 1941. Sein Sohn Hans, ebenfalls Jahrgang 1927 wie ich, musste stellvertretend für seinen Vater schon relativ früh die umfangreichen Arbeiten in der Landwirtschaft übernehmen. Wir waren gute Jugendfreunde, denn wir wohnten im gleichen Straßenabschnitt. So kam es, dass ich in der Ferienzeit, aber auch sonst, viel dem Hans bei seinen Arbeiten geholfen habe. Wir luden zusammen barfuß Mist auf, machten auch viele andere landwirtschaftliche Arbeiten gemeinsam, aber die schönste Beschäftigung war doch das herbstliche Küehüten in der Gemarkung, wenn wir manchmal bei prasselndem Kartoffelfeuer uns mit heißen, manchmal zu schwarz gewordenen, gebratenen Kartoffeln labten, vor uns das Panora-

ma des langgezogenen Heimatdorfes, aus dem die zwei Kirchtürme so auffallend herausragten. Ja, das war Heimat, nur ahnten wir damals noch nicht, was uns noch bevorstand.

Wir waren nicht nur brav, auch viele Streiche haben wir zusammen ausgeheckt. Nur einen will ich erzählen. Es war im Herbst 1940. Die Einquartierung mit ihren Pferden und die militärische Kulisse, die wir täglich vor Augen hatten, hatten uns Jugendlichen den Kopf verdreht. Plötzlich wollten viele zur Kavallerie. So kam es, dass Freund Fredel Marcinek uns eines Tages mitteilte, dass er auf dem Boden seines Onkels Josef Marcinek einen alten Reitsattel gefunden habe. Der sollte natürlich ausprobiert werden, aber wie? Wir schmiedeten einen Plan und beschlossen, dass Hans seinen guten Max zur Verfügung stellen sollte, denn er sei ein frommes Pferd und es könnte mit ihm nicht viel passieren. Das Reiten mit Max sollte am Sonntagnachmittag vonstatten gehen, denn es wäre eine ruhige und ziemlich sichere Zeit. Gesagt, getan, der Sattel wurde vorher von Marcineks heimlich bei Dunkelheit zu Sura geschleppt und am Sonntagnachmittag klappte alles gut, ohne entdeckt zu werden. Auch den Sattel bekamen wir mit Ach und Krach auf den Rücken des Pferdes. Als erster sollte Hans in der Puskengasse auf Max aufsitzen. Das war keine Schwierigkeit. Nur, Max ging, trotz eifriger Bemühens, keinen Schritt von der Stelle. Auch bei mir war es so, ja er begann plötzlich kontinuierlich rückwärts zu gehen. Auch das Sporengeben, ich hatte mal davon gehört, half nichts. Während unserer hoffnungslosen Experimente sahen wir drei lachende Soldaten, die am Ende der Gasse beim Hof Hoba standen und uns durch Handzeichen kund taten, doch mal dorthin zu kommen. Wir folgten gern, unseren Max am Zügel hinterherschleifend. Die Soldaten richteten erstmal den Sattel, zogen dann den Bauchgurt fest an und schon saß einer fest auf. Zum Erstaunen

aller machte Max plötzlich eine ganz andere Figur, ja er zeigte auch vorschriftsmäßig den runden Hals, ging vorwärts, mal rechts oder links, wie es der Reiter eben so wollte und man konnte glauben, er sei gerade erst als ausgedientes Kavalleriepferd entlassen worden. Ja, so ist es im Leben, alles was man tut, muss man mal gelernt haben.

Der gute Hans, er hatte am 13. Dezember Geburtstag, absolvierte im November/Dezember 1944, noch nicht 17 Jahre alt, seine Arbeitsdienstpflicht. Morgens, am 19. Januar 1945, genau an dem Tage, als nachts die große Flucht begann, verließ er Schwirz mit dem Mangschützer Zug in Richtung Breslau, um dem Stellungsbefehl zu folgen, der ihn nach Lauban zu einer Panzerabwehrabteilung führen sollte. Seine letzte Nachricht stammte vom 10. Februar 1945. Niemand weiß genau, wo er eingesetzt wurde, wie, wann und wo er gefallen oder verwundet, später gestorben ist oder gar in Gefangenschaft sein Leben lassen musste. Es ist zu vermuten, dass seine Einheit als letztes Kanonenfutter weiter nördlich über der Oder im Brandenburgischen eingesetzt wurde, um die massiven Angriffe der Sowjets mit Stoßrichtung Berlin zu stoppen. So ist Hans Sura der vierte meiner Jugendfreunde, der, neben Johannes Gawlitta, Werner Pospiech und Alfred Marcinek, den großen Krieg nicht überstanden hat. Nur ich bin von dieser Jugendgruppe aus diesem Schlamassel verwundet, aber lebend, herausgekommen. Vorsehung? Schicksal? Zufall? Glück? Pech? Wer weiß es? Wer kann die Strömungen zwischen Himmel und Erde erahnen?

Die Fleischerei Kunert, am Ausgang der Puskengasse, wird mir zeitlebens in guter Erinnerung bleiben, gab es doch dort die gute Blutwurst, in Schwirz „Schwarze“, auch manchmal „Artillerieschmelze“ genannt, wobei man sich für zehn Pfennige

rundum satt essen konnte. Ein ganzer Ring davon kostete vor dem Krieg 40 Pfennige. Der Laden war recht komfortabel und mit einem großen Schaufenster versehen. Natürlich gab es nicht so viele Wurstsorten wie heute, aber für damalige Verhältnisse war das Angebot doch recht ordentlich. Eine besondere Delikatesse war das Gallert, Sülze würde man hier sagen, eine steife Masse aus eingedickten tierischen Säften und Fleischteilen, die die Schlesier doch so gerne aßen. Vor dem Ladeneingang stand eine Kastanie, die leider abgeholt worden ist. In der obersten Spitze des Giebels kann man in einer Rundung noch Reste deutscher Wörter und Buchstaben entdecken. Leider sind diese nicht mehr im Zusammenhang lesbar. Der Fleischermeister Karl Kunert starb schon zu Anfang der dreißiger Jahre. Als kleiner Steppke habe ich seinen Leichnam bei der Aufbahrung in seinem Hause im Sarg liegen sehen, es machte mir nichts aus. Frau Henriette Kunert stammte aus Mangschütz. Die beiden Söhne Herbert und Fritz sind beide im Krieg geblieben. Herbert, der spätere Fleischermeister und Geschäftsinhaber, ist bei der Tragödie in Stalingrad umgekommen. Fritz verlor sein Leben bei der Erprobung neuer Panzerwaffen in Ostpreußen.

Gegenüber, auf der anderen Seite der Puskengasse, lebte das alte unverheiratete Fräulein Gustel Kellner in einem großen, schönen, feudalen Haus, zu dem ein großer parkähnlicher Garten gehörte, in dem sogar ein kleines künstliches Bergel angelegt war. Sie war die Tochter des ehemals altlutherischen Pastors und war sehr kinderlieb und trotzdem blieb sie von Taten der bösen Buben nicht verschont. Denn vor dem Hauseingang war eine relativ große, verzierte Ziehglocke angebracht, die man manchmal eben auch für ärgerliche Zwecke benutzen konnte. Im Kellnerhaus ist heute, nach unvoreilhaftem Anbau, die Gemeindeverwaltung der heutigen Großgemeinde Schwirz untergebracht.

In der weiteren Puskengasse stößt man, wenn man aufmerksam sucht, noch an drei Stellen auf alte deutsche Zeichen in Form von Buchstaben, Wörtern und Zahlen. Beim Hof Piontek Josef kann man auf der Westseite des Wohngiebels die aus Eisen hergestellten Buchstaben „J“ und „P“ sehen, die zur Halterung der waagerechten Pfettebalken dienen. Am Nachbarhaus Niwa sind im obersten Winkel des Giebels in einer Rundung noch deutlich die Buchstaben „P“ und „N“ und „Erbaut 1922“ zu lesen. An der Scheune des Franz Biallas sind an gleicher Stelle noch das Wort „Gott“ und die Jahreszahl „1897“ zu sehen. Alles andere ist nicht mehr zu entziffern.

Ich habe eine gewisse Achtung vor denjenigen Polen, die nicht gleich alles Deutsche radikal ausgetilgt haben, wie es an vielen Häusern in Schlesien doch teilweise üblich war. Viele Polen sind ja selbst Vertriebene aus den ehemals polnischen Ostgebieten und zeigen heute Verständnis für das Schicksal der deutschen Vertriebenen, das sie ja auch, zwar nicht vergleichbar, aber in ähnlicher Weise erlitten haben.

Im Haus neben dem alten Schlachthaus und gegenüber der evangelischen Schule wohnte die Familie Anton Wallek, die in Schwirz, infolge der Kriegereignisse, die am schwersten betroffene Familie war, denn von den achtköpfigen Mitgliedern wurde die Hälfte ausgelöscht. Von den sechs Kindern - ein Mädchen Helene und fünf Jungens - sind vier Söhne auf dem Felde der Ehre geblieben. Sohn Konrad fiel 1941 an der Ostfront bei Dünaaburg im heutigen Lettland. Sohn Josef fand den Soldatentod 1941 an der Ostfront. Sein Zwillingsbruder Alfons fiel 1942 im Mittelabschnitt in Russland. Sohn Gerhard diente bei der Marine und nach dem Untergang seines Schiffes wurde er 1943 an der

norwegischen Küste bei Kristiansand, nördlich des Skagerrak, tot an Land geschwemmt. Er wurde in Berlin-Weißensee beigesetzt. Auf Grund dieser schwerwiegenden Ereignisse wurde Sohn Franz, der heute in Nürnberg lebt, aus der Front zurückgezogen, vorübergehend in Breslau entlassen, aber schon 1943 wieder eingezogen.

In Schwirz gab es einen alten Brauch, nämlich den des Hochzeitsvaters. Das war ein erfahrener Mann, der bei Hochzeiten als führender Kopf eingesetzt wurde und den reibungslosen Ablauf einer Hochzeit zu regeln und zu organisieren hatte. In den Dörfern längs der oberschlesischen Grenze war dieser Brauch verbreitet, meines Wissens aber im nördlichen und westlichen Bereich des Kreises Namslau nicht so bekannt. Hier wäre noch ein schöner Brauch bei Hochzeiten zu erwähnen. Zu dieser Festlichkeit wurden riesige Mengen Streuselkuchen - der Nationalkuchen der Schlesier - vorher gebacken und im Dorf an Nachbarn, Verwandte, Bekannte und sonstige Persönlichkeiten ausgetragen. Den Posten des Hochzeitsvaters hatte Vater Anton Wallek inne. Nebenbei war er auch noch Mitglied des Vorstandes des Gesangsvereins, den es bis Mitte der dreißiger Jahre gab. Die Mitglieder des Vereins sangen in der Kirche zur Verschönerung des Gottesdienstes und auch bei dörflichen Festlichkeiten in den Sälen der Gasthäuser. Dirigent war der Lehrer Hase. Später dann Herr Hebestreit, der auch gleichzeitig Organist in der katholischen Kirche war. Ab Mitte der dreißiger Jahre trat dieser Verein, mangels eines Dirigenten, dann nicht mehr auf.

Das östliche Nachbarhaus des Anton Wallek, welches Franz Sobania gehörte, brannte zu Anfang der dreißiger Jahre nieder und wurde als unverputzter, verputzter Ziegelbau neu errichtet. Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir Kinder den Ablauf des

Neubaues interessiert verfolgten, denn ein Neubau kam in damaliger Zeit recht selten vor. Die Steine mussten damals alle noch per Hand an Ort und Stelle befördert werden, deshalb hatten die Arbeitenden, um sich die Hände nicht aufzureiben, aus alten Fahrradmänteln „Schutzhandschuhe“ gefertigt, was mir immer besonders auffiel. Das Haus wurde einige Jahre später vom Stellenbesitzer Josef Piontek übernommen.

In der gesamten Puskengasse sind nur drei Häuser dem Einmarsch der Russen zum Opfer gefallen, nämlich die von Hultschke, Bank und Sperlich. Von letzterem ist heute gar nichts mehr zu sehen. Früher, in deutscher Zeit, betrieb Johann Sperlich eine Tischlerei in diesem Haus. Sein Sohn Wilhelm hatte später den Gemeindedienerposten inne und besorgte auch die Aufgaben des Nachtwächters.

In der Puskengasse wohnte auch Anna Czekalla, eine unverheiratete sehr fromme Frau, die in einem kleinen Stübchen im Hause Czekalla ihr Domizil hatte. Wir Kinder versuchten öfters mal in diese Stube zu kommen, denn Anna hatte dort einen recht großen Marienaltar mit allen erforderlichen Utensilien aufgebaut, was uns natürlich sehr interessierte. Anna war im wahren Sinne des Wortes ein barmherziger Samariter, eine freiwillige Krankenpflegerin und war bei einem Todesfall nicht wegzudenken, weil sie alle erforderlichen Arbeiten vor der eigentlichen Beerdigung in christlicher Nächstenliebe erledigte. Nach der Vertreibung wohnte sie in Westberlin, wo sie auch starb und beerdigt wurde.

Die Straße der Puskengasse war weder asphaltiert noch gepflastert, es war ein Weg auf gewachsenem Boden. Deshalb war das Stück zwischen dem lutherischen Pfarrhaus und der Flei-

scherei Kunert immer morastig und pampig, denn bei Regen und Gewittern und bei der Schneeschmelze flossen nicht unerhebliche Wassermengen vom Friedhof und vom Dachsberger Weg her unkontrolliert in diese Puskengasse. In deutscher Zeit war dies für uns Kinder ein herbeigewünschter Zustand, denn nach solchen Regengüssen konnte man im knöcheltiefen Wasser barfuß herumwatschen und sonstigen Blödsinn machen. Da die Polen nun aber das Kellnerhaus zum Gemeindehaus gemacht hatten, musste dieser schlechte Wegezustand einer Lösung zugeführt werden. Man legte Rohre, asphaltierte den Weg und verrohrte auch den Abfluss am Kriegerdenkmal in Richtung Sportplatz. Letzterer war ja der Hauptabfluss des überzähligen Regenwassers in Richtung der weiten Ebene zur Bache und zum Stober. Man hat aber anscheinend die Rechnung ohne den Wirt gemacht, die Wassermengen unterschätzt und den Durchmesser der Abflussrohre zu schwach bemessen, sodass am 17. Februar 1996, nach der Schneeschmelze, die Wassermassen nicht schnell genug abfließen konnten. Es wurde ein Schwirzer Jahrhunderthochwasser daraus, denn bis zum Bauernhof Leonhard Biallas drohten die Keller vollzulaufen. Auch im westlichen Dorfteil war es so, weil der Abfluss nach Süden beim Bauernhof Gustav Krex ebenfalls verstopft war. Die Schwirzer und die Namslauer Feuerwehr wurden in gemeinsamer Anstrengung allmählich Herr der Lage, indem sie die Wassermassen in den Gräben von der Nordseite der Straße auf die Südseite pumpeten.

Wir bewegen uns nun im Geiste auf den westlichen Dorfteil zu, der, von Beginn des Bauernhofes Krex Gustav an bis zum Ende des Dorfes am Schwirzer Wald in Richtung Gülchen, auch in unserer Zeit von alten Leuten manchmal immer noch „Klapatz“ genannt wurde. Die Jugend kannte diesen Begriff kaum noch und von ihr wurde er auch nicht mehr verwandt. In

diesem Zusammenhang sei noch auf einen zweiten Ortsteilbegriff hingewiesen, der ab und zu, ebenfalls von älteren Leuten, noch gebraucht wurde. Den östlichen Dorfteil im Bereich der Salzgasse nannte man „Zolania.“ Es hat etwas mit Salz zu tun und erinnert an die Streitigkeiten über die Abhaltung von Salzmärkten im fünfzehnten Jahrhundert.

Gleich hinter dem Kellnerhaus stand der Hof des Bauerngutsbesitzers Erich Laske. Wer erinnert sich nicht an den Ernst Stanke, der im Auszugshaus wohnte und, wenn es die Wetterverhältnisse zuließen, immer vor dem Haus auf der Bank vor der Bekanntmachungstafel der Gemeinde ausruhte und von dort das Dorfgeschehen beobachtete? Ihn hatte wohl schon in früher Jugend die Kinderlähmung heimgesucht, sodass ihn seine Beine nicht mehr tragen konnten. Mit zwei Krücken bewegte er sich langsam, immer mitten auf der Straße, was damals noch möglich war, durchs Dorf. Schräg gegenüber im Bauernhof des Josef Slabik wohnte, solange ich mich erinnern kann, ein Schwirzer Original, nämlich der „Bibi“. Er war schon älteren Datums und lebte dort als landwirtschaftlicher Gehilfe, „Knecht“ wie man damals sagte und konnte weder hören noch sprechen, ein Taubstummer also. Um seinen damals sicherlich nicht üppigen Lohn aufzubessern, ging er an jedem Neujahrstag von Haus zu Haus und wünschte, begleitet von seinen eigentümlichen Gesten, die ein Taubstummer zwangsläufig eben hat, alles Gute im neuen Jahr. Es wird für ihn immer eine ganze Menge zusammengekommen sein, denn es gab wohl niemanden, der hier hartherzig blieb.

Auf der anderen Straßenseite war der Bauernhof des Polotzek Josef. Letzterer war Altbürgermeister bis zu Beginn des Dritten Reiches und ich kann mich noch gut erinnern, als dort, neben der Einfahrt, das schwarz-weiß angestrichene Wachhäus-

chen stand. Da Schwirz, wie ganz Deutschland, nicht nur gute, sondern weitaus mehr schlechte Zeiten erlebte, blieb auch unser Dorf von Auswanderungen nicht verschont. Einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, etwa 1908/09, wanderte der Fleischerge-selle Paul Polotzek, ein Bruder des Altbürgermeisters Josef Polotzek, nach Amerika aus. Siebzehn Jahre später, nämlich 1927/28, hat der Bäckerge-selle Josef Czekalla ebenfalls den langen Weg über den großen Teich nach den Vereinigten Staaten genommen. Er war geboren am 24. Dezember 1899, hatte als Soldat noch teilweise den ersten Weltkrieg mitgemacht und war als Kriegsgefangener in den USA gewesen. Die gute Behandlung dort und die verwirrenden Verhältnisse in der Weimarer Zeit in Deutschland veranlassten ihn, wieder dorthin zurückzugehen.

Auch eine Sobania-Tochter suchte ihr Glück in Amerika und wanderte aus, wie ich durch Frau Kuhn geborene Wilczek, die früher bis etwa 1925 die Wirtschaft des Franz Heik in der Nähe der katholischen Kirche ihr Eigen nannte, in Erfahrung bringen konnte. Frau Kuhn, Jahrgang 1913, wohnt heute in Dudweiler/Saarbrücken, ist also vom südöstlichsten Teil Deutschlands in den südwestlichsten Teil gewechselt, ein Schicksal, wie es eine unendliche Zahl unserer schlesischen Landsleute erfahren musste. Das Jahr der Auswanderung der Sobania-Tochter ist nicht bekannt.

Auf diesem Straßenstück fällt ein Haus auf, dass als einziges nicht mit dem Giebel nach der Straße zu, sondern in Längsrichtung dazu errichtet worden war. Es ist das Haus des Stellenbesitzers Paul Schweda. Noch in deutlichen Lettern kann man lesen: „Erbaut 1914“. Die Linde im Hof grüßt noch aus deutscher Zeit und hat an Umfang und Stärke erheblich zugenommen. Man kann ja wirklich froh sein, dass hier und da doch markante Bäu-

me aus unserer deutschen Zeit stehen geblieben sind, findet man sich doch so besser zurecht und viele Erinnerungen sind damit verbunden und das heimatliche Bild, das man aus unserer Jugendzeit im Kopf hat, wird dann doch nicht so verändert. Am Ostgiebel dieses Hauses ist wie eh und je die aus Zement hergestellte Uhrattrappe zu sehen, sie zeigt immer noch Viertel vor Zwölf an. Ironie des Schicksals? Diese Zementuhr wurde eigenhändig vom Hausherrn gefertigt und im Jahre 1914 bei Beendigung des Hausbaus angebracht. Sie zeigt die Uhrzeit an, an der der letzte Handgriff vonstatten ging und sicherlich war dieser Einfall auch der Dankbarkeit entsprungen über die reibungslose Beendigung dieses Werkes.

Das Nachbarhaus, die Fleischerei, gehörte in den letzten Jahren dem Fleischermeister Max Pohl. Wir Schwirzer Bürger konnten sehr zufrieden sein, denn auch seine selbsthergestellten Erzeugnisse waren tadellos, bezog er doch alles Vieh aus der heimischen Gegend. Bis etwa 1935 wurde diese Fleischerei von der Familie Nechzell betrieben. Letzterer verkaufte dann das Anwesen an Herrn Pohl, der meines Wissens aus der Brieger Gegend stammte.

Gegenüber der Fleischerei Pohl stand das Haus des letzten Bürgermeisters Karl Purmann. Er war gleichzeitig auch Verwalter der Raiffeisenkasse, die dort etwa zu Beginn der dreißiger Jahre eingerichtet worden war. Vor dem Haus steht heute noch die Eiche, die im Jahre 1933 gepflanzt worden war. Sie hat sich mittlerweile zu einem stattlichen Baum entwickelt. Hoffentlich wird sie noch recht lange die Erinnerungen an unsere schöne Jugendzeit dort in sich tragen und vermitteln dürfen.

In diesem westlichen Klapatzortsteil wohnte auch die Familie

Ernst Mansik. Letzterer stammte aus Przygorzele, früher Brandingen. Er war aus dem ersten Weltkrieg schwer verwundet zurückgekehrt, war gelernter Zimmermann, hatte seine Meisterprüfung abgelegt und gründete ein Baugeschäft, das er in den dreißiger Jahren durch Ankauf des Sägewerkes erheblich vergrößerte. Herr Mansik besaß schon lange vor dem Krieg ein Auto, einen Opel P4. Schwirz war damals vor dem Krieg überhaupt mit Kraftfahrzeugen eigentlich überdurchschnittlich gesegnet, denn es hatte zu Beginn des Krieges etwa 870 Einwohner und im Dorf „verkehrten“ damals zwölf Autos, sodass auf rund sieben Einwohner ein Auto kam. Die Autobesitzer damals waren: Johannes Hirsch, der einen Opel P4 fuhr, Molkereiverwalter Helmut Licht, Tischlermeister Richard Oder, Schlossermeister Johannes Zimm, Landwirt Friedrich Busse, Dachdecker- und Klempnermeister Fritz Pospiech, Bürgermeister Karl Frauenholz mit einem DKW, Kaufmann Oskar Kalinke, der einen Dreirad-Lieferwagen hatte, dieses Fahrzeug später wieder abschaffte, Dentist Paul Kobe, der über einen DKW-Zweisitzer verfügte, Pastor Richard Kabitz, der praktische Arzt Rudolf Schöppler und zu guter Letzt eben Ernst Mansik.

Gegenüber von Mansik war der Hof des Johann Maczy. Hier ist erwähnenswert, dass auf der Westseite des Hofgrundstücks dort, wo ein Stichweg nach Süden zu einem Holzhäuschen, das der Familie Schneeweiß gehörte, entlang führt, die alte deutsche Eiche, die genau im rechten Winkel des Zaunes steht, einen solchen Umfang erreicht hat, dass der Zaun von ihrem Wachstum schon gesprengt worden ist. Schneeweiß' zogen etwa am Anfang des Krieges fort. Das Holzhaus wurde damals abgerissen. Der Bürgersteig, der in deutscher Zeit beim Gehöft des Franz Wallek endete, ist heute bis eben zu dieser dicken Eiche weitergeführt worden. Der Straßengraben wurde zugeschüttet.

Wir kommen nun zu der Bäckerei Robert Vieweger, die für ihr gutes Brot und ihre Spezialität des Marzipankuchens bekannt war. Das Haus mitsamt der Bäckerei hat eine abwechslungsreiche und aufregende Geschichte, denn mehrere haben es dort als Bäcker versucht und sind alle gescheitert, bis Robert Vieweger dann als letzter deutscher Bäcker bis 1945 dem Geschäft eine dauernde Stabilität verleihen konnte.

Zwischen dem Anwesen der Familie Johannes Sowa und dem Stellenbesitzer Stanislaus Wallek war in deutscher Zeit eine große Baulücke. Das ist bis heute so geblieben. Auf dieser Baulücke stand früher ein relativ hohes hölzernes Kreuz mit Korpus, das immer mit jahreszeitlich geeigneten Blumen und sonstigen Gewächsen geschmückt war. Das Kreuz ist bis zum heutigen Tage erhalten geblieben und wird auch von den Polen immer in Ordnung gehalten.

Beim Hof des Stanislaus Wallek wird man, wenn man das Haus aufmerksam betrachtet, an die deutsche Zeit erinnert. Die Pfettebalken werden mit aus Schmiedeeisen hergestellten Halterungen stabilisiert, die die Buchstaben „S“ und „W“ = „Stanislaus Wallek“ zeigen. An dieses Haus habe ich schöne weihnachtliche und für Kinder erwartungs- und geheimnisvolle Erinnerungen. Denn Herr Wallek besorgte in der Vorweihnachtszeit aus dem Charlottenauer Forst die Weihnachtsbäume für die katholische Kirche. Auch uns brachte er jährlich unseren Weihnachtsbaum von dort mit, den wir Kinder dann abzuholen hatten. Im Krieg war Herr Wallek nach der Einführung der Lebensmittel- und Raucherkarten im Dorf für die Verteilung und Ausgabe der zuständigen Mann. Es herrschte dort manchmal reger Publikumsverkehr, wenn Urlauber und sonstige Besucher im Dorf ihre ih-

nen zustehenden Karten abholen wollten.

Wir sind nun fast am Ende des bebauten Dorfes angekommen. Erwähnung sollen noch die zwei letzten Häuser auf der Südseite der Straße finden, die so idyllisch am Schwirzer Wald gelegen waren und über so herrliche Ausblicke in das Offenland in Richtung Städtel, dem Stober und Brandingen verfügten. Das Haus des Franz Wallek, Elternhaus von Alma und Irma, steht schon seit Jahren leer und wird heute zur Lagerung von Stroh genutzt. Es gehört heute einer polnischen Familie, die sich im Garten der katholischen Schule die ehemalige Waschküche zu einem Wohnhaus umgebaut hat. Wenn ein Haus unbewohnt bleibt, wird es nicht besser und man sieht, wie der Zahn der Zeit nagt. Nur die zwei Bäume aus deutscher Zeit, die nach dem Feld zu stehende Eiche und die nach der Straße zu stehende Linde, haben sich mit stark ausladenden Kronen zu überaus starken Bäumen entwickelt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die nunmehr wildwachsenden Fliedersträucher das ganze Grundstück erobert haben werden.

Das letzte Haus, in dem ich schon als Kind gerne hätte wohnen wollen, weil es direkt am Wald gelegen, so richtig mit der Natur verflochten war, gehörte dem Zimmermann Paul Purmann. Hoch im Giebel kann man noch heute die deutsche Hinterlassenschaft deutlich lesen: „Erbaut 1930 P.P.“ Viele Jahre wohnte dort im oberen Stock der Schneider Eduard Rotzoll mit seiner Familie, der auch mir etliche Kleidungsstücke aus alten Sachen wieder erneuerte.

Das westlichste letzte Haus an der rechten Straßenseite nach Gülchen zu gelegen, das Haus von Windlocha, hatte ich schon erwähnt. Dort, wo es einst stand, ist heute Wald. Ausgepflanzte Kiefern und wildwachsende Akazien haben sich dort ausgebrei-

tet. Nur wenn man gründlich hinschaut und die Bodendecke wegschiebt, stößt man auf Ziegelsteine und diese geben einem die Gewissheit, dass hier einmal deutsche Menschen gelebt und hart gearbeitet haben.

Keine hundert Meter davon entfernt auf der gleichen Straßenseite lag eine alte, längst aufgelassene Sandgrube, die mit schon älteren Kiefern und jüngeren Sträuchern und Akazien bestockt war. Mitte der dreißiger Jahre bildete sich eine Gruppe von jungen Männern, die, natürlich auch beeinflusst von der Denkweise der damaligen Zeit und beraten von Mitgliedern der älteren Generation und des Kriegervereins, mit dem Bau eines Kleinkaliberschießstandes begannen. In fleißiger Arbeit wurde die fünfzig Meter lange Schussbahn gerodet und erhebliche Erdbewegungen, damals alles per Schippe und Hand, vorgenommen. Im Zielbereich wurde der Unterstand für die Anzeiger teilweise betoniert, im übrigen aber aus Holz gefertigt. Der Platz für die Schützen wurde überdacht, sodass auch bei schlechtem Wetter auf den zwei Bahnen geschossen werden konnte. Die Einweihung fand mit großem Aufwand im Sommer 1937 statt. Mit einer Musikkapelle marschierten der Kriegerverein, die Jugend des Dorfes und die in der Gemeinde, der Partei und den sonstigen Vereinen Verantwortlichen zum Ort des Geschehens. Auch die übrige Bevölkerung nahm regen Anteil. Nach den offiziellen Ansprachen begann der erste Schießwettkampf. Schützenkönig wurde Franz Wallek, der auch in den späteren Jahren vor dem Krieg die meisten Preise holte. Für uns Jugendliche war das eine willkommene Abwechslung. Die Hitlerjugend benutzte diesen Schießstand öfters, ja, es wurde dort auch zum Erwerb des Schießabzeichens geschossen. Traurig natürlich, dass so viele Helfer, die damals ohne Eigennutz an dieser Schießanlage im Glauben an eine gute Sache gearbeitet haben, aus dem großen

Krieg nicht heimgekehrt sind. Stellvertretend für alle denke ich an Richard Pieczyk, geboren am 2. Oktober 1913 in Schwirz, der am 9. Juni 1940 beim Durchbruch durch die Maginotlinie, südlich von Beaumont en Argonne, sein junges Leben lassen musste, und der der erste Gefallene des Dorfes Schwirz war. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Soldatenfriedhof Noyers-Pont-Maugis im Departement Ardennes in der Nähe von Sedan. Seine Grabnummer ist 1647. Hätte ich es nur damals gewusst, im Jahre 1966, als ich auf eigene Faust eine Reise zu den Soldatengräbern im Raume Sedan unternahm, so hätte ich sein Grab aufsuchen können und wäre sicher einer der ersten Schwirzer Besucher gewesen. In der Kriegszeit war es damals so geregelt, dass die Ortsgruppenleiter des Auftrags hatten, die Todesnachricht den Angehörigen zu überbringen. Ich selbst bin im Sommer 1943, während meines forstlichen Praktikums in der Graf Sauerma'schen Forstverwaltung in Sterzendorf, einmal Zeuge einer derartigen furchtbaren Nachrichtenübermittlung durch den Ortsgruppenleiter geworden, als ich dienstlich im Hause einer Familie bei Kornin weilte. Die totale Wirkung dieser Nachricht, die Trauer und die nicht enden wollende Enttäuschung der alten Eltern, der Ehefrau und der Kinder, werden mir zeitlebens eine Mahnung bleiben.

Zum Verbleib für nachfolgende Generationen sei hier die Nachricht des Kompaniechefs über den Soldatentod des Schwirzer Richard Pieczyk wörtlich wiedergegeben:

„Dienststelle Feldpostnummer 03680D - Im Felde, den 10. Juni 1940 - Herrn Karl Pieczyk Schwirz/Namslau - Land -. Die Kompanie muss Ihnen die traurige Mitteilung machen, dass Ihr Sohn Richard am 9.6.40 in den Kämpfen südlich von „Beaumont en Argonne“ (Frankreich) für Führer, Volk und Vaterland gefallen ist. Ein Volltreffer hat seinen sofortigen Tod herbeigeführt.

Mit ihm hat die Kompanie einen ihrer tapfersten Soldaten verloren, sein Andenken wird hier unvergessen bleiben. Die Kompanie spricht Ihnen zu dem schweren Verlust ihr aufrichtiges Beileid aus. Über die Grablage wird Ihnen später von der zuständigen Stelle nähere Nachricht zugehen. Die Privatsachen Ihres Sohnes werden Ihnen, sobald die Verhältnisse es erlauben, zugestellt werden. - I.V. Unterschrift, Oberleutnant.“

Unweit dieses Schießstandes, aber auf der südlichen Seite der Straße in Richtung Gülchen, im Schwirzer Wald gelegen, war die alte Pferdegrube, eine Bezeichnung für einen Platz, auf dem seit alters her kreierte Tiere begraben wurden. In unserer Zeit der dreißiger Jahre war das natürlich nicht mehr der Fall, denn staatliche Gesetze und Verordnungen hatten das längst abgeschafft, und alle verendeten Tiere wurden von der Abdeckerei abgeholt und dort noch nutzbringend verwertet. Diese Pferdegrube war eine ehemalige verlassene Sandgrube mit Unebenheiten und teilweisen Steilhängen, total über- und durchwachsen von Kratzbeersträuchern, also ein idealer Biotop für die vielen Karnickel, die es in den dreißiger Jahren dort gab. Natürlich haben wir Jugendlichen damals öfters versucht, mit Steinen bewaffnet, wie unsere Vorfahren vor dreitausend Jahren, doch mal so einen Laputz zu erlegen, aber es war uns nie gelungen, sie zu überlisten. Diese Pferdegrube diente damals offiziell als Ablageplatz für den Müll der Einwohner. Sie hatte sicherlich mehreren Generationen lang diesem Zweck gedient, denn was fiel an Müll in dieser Zeit schon an? Plastik gab es damals Gott sei Dank noch nicht, Eisen und sonstiges Metall, Lumpen, Papier und sogar Knochen wurden gesammelt und verwertet und landeten dann bei der Firma Schwitalla in Namslau. Flaschen und Gläser brauchte man im Haushalt, sodass nur eine geringe Menge Restmüll anfiel, wobei die Steinkohlenasche wohl einen erheblichen

Teil ausmachte. Ich erinnere mich, dass im Schulhaus höchstens einmal im Jahr eine Leerung der dafür vorgesehenen Behälter stattfand. Nach der Wende versuchte ich, diesen alten „Lieblingsplatz“ aus der Jugendzeit zu finden, was mir auch schnell gelang. Er ist in „alter Schönheit“ nicht mehr vorhanden. Die gesamte Fläche wurde eingeebnet und mit Kiefern bepflanzt.

Nicht weit von dieser Pferdegrube in südwestlicher Richtung brach etwa im Jahre 1934, unweit des Vorwerkes Lippe, das ja zum Gut des Herrn Doms in Bankwitz gehörte, ein Waldbrand aus. Ich, damals siebenjährig, war natürlich auch dabei, hatte allein den Ort des Brandes barfuß erreicht und beobachtete interessiert, wie die Schwirzer Feuerwehrleute mit ihren Spaten und Schippen, eingehüllt vom Rauch der brennenden Bodendecke, in der Walderde herumwühlten.

Die Landstraße Schwirz-Gülchen erinnert mich an Begebenheiten und Stimmungen des Kriegsherbstes 1944, die sich mir so eingepägt haben, das ich sie erzählen möchte. Während meiner Arbeitsdienstzeit in Mährisch Altstadt, unweit östlich des Glatzer Schneegebirges gelegen, gehörte ich zu den Kameraden, die von einer Kommission herausgesucht und nach einer Ausbildung bei der 8,8 cm Flack in Rosenheim, nach Berchtesgaden auf das Rossfeld als sogenannte „Führerschutzabteilung“ beordert worden waren. Von dort aus bekam ich nach acht Monaten den ersten Urlaub, der mir die Möglichkeit bot, endlich meinen Heimatort Schwirz wiederzusehen. Auf dem Hauptbahnhof Breslau, der übrigens früher der Oberschlesische Bahnhof war und zwischen 1899 und 1904 zum damals größten deutschen Hauptbahnhof umgebaut worden war, überlegte ich, wie ich wohl schneller nach Hause kommen könnte, entweder über Oels, Namslau nach Dammer oder auf der Strecke Breslau-Oppeln bis

Mangschütz. Auf letzterer Strecke war ich schneller. So kam ich am 16. Oktober 1944, einem Sonntag, dem Geburtstag meiner Schwester, gegen 8.30 Uhr, bewaffnet mit einem Margarinekarton, in Mangschütz an. Vor dem Bahnhof stand eine Chaise - in Schwirz „Britschke“ genannt - mit einem Pferd davor. Bald erschien auch ein älterer Mann, der mich sogleich fragte: „Kamerad, wo willst Du hin?“ „Nach Schwirz“, antwortete ich. „Dann steig auf, bis Gülchen kannst Du mitfahren“, sagte er. So fuhren wir zusammen los, hatten bald Mangschütz verlassen und das Vorwerk Marienhof erreicht und bald tauchte über dem nach Süden zu ansteigenden Gelände die Kirchturmspitze der mir so gut vertrauten Bankwitzer Pfarrkirche auf. Erinnerungen taten sich auf, besonders dachte ich an den Sonntag, den 19. April 1936, als ich dort, zusammen mit meinem Bruder Siegfried und noch mehreren Schwirzer Mitschülern, durch Pfarrer Losse die erste heilige Kommunion empfing. Mein Kutscher neben mir hatte mich schon auf einiges vorbereitet, was mich in Schwirz erwarten würde. So verabschiedete ich mich in Gülchen von meinem freundlichen Wohltäter und setzte nun allein zu Fuß meinen Weg in Richtung des heimatlichen Dorfes fort. Es war ein herrlicher sonntäglicher Herbsttag. Die Blätter hatten sich schon verfärbt, die Kartoffelernte war noch nicht restlos abgeschlossen, herbstlich roch die schon vom Pflug frisch umgeworfene Erde. Der Tag war klar und sehr warm. Ich wusste, abends wird der Nebel wieder einen halben Meter über den Wiesen stehen und am nächsten Morgen werden die jungen Saaten mit Rauhreif überzogen sein. Bald werden die ersten Saatkrähen als Wintergäste in großen Schwärmen aus dem Baltikum und Nordrussland unser Dorf in Zielrichtung Böhmen und Bayern überfliegen und wenn es neblig sein wird, werden sie sehr tief fliegen, und dann werden die Schwirzer Jungen, wie wir damals, versuchen, einen dieser schwarzen Vögel mit Steinwürfen herunterzuholen und

stolz sein, wenn sie es geschafft haben, wie wir damals, als es uns ein einziges Mal gelungen war, einen solchen Vogel in Besitz zu nehmen. Was fällt einem da ein? Die letzte Strophe von dem Gedicht „Vereinsamt“ von Friedrich Nietzsche:

“Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt;
Bald wird es schnein,
Weh dem, der keine Heimat hat!“

Versunken in diese Gedanken, erreichte ich die Schwirzer Gemarkungsgrenze. Schon längst war mir die Unruhe in Richtung Dorf aufgefallen, als ich in der Feldgemarkung viele arbeitende Menschen entdeckte, die dort, im Rahmen des Unternehmens Barthold, Panzergräben aushoben. Kurz vor Schwirz, am Straßenrand, war schon eine hohe Betonsäule errichtet worden, die bei Erscheinen sowjetischer Panzer auf die Straße umgelegt werden sollte. Diese Unruhe am Sonntag, das Gewimmel von Menschen in den Feldern und Fluren, das Hin- und Herfahren von Fahrzeugen, war mir ungewohnt. Die Schwirzer Bevölkerung, so habe ich es in Erinnerung, stand in großer Mehrheit immer auf christlichem Boden. Die Sonntagsheiligung wurde immer eingehalten. Die Altlutherischen und die Katholiken gingen sonntags in ihre Kirche im Ort und die Evangelisch-Reformierten besuchten den Gottesdienst im benachbarten Hönigern.

Nach ersten Kontakten mit den mir bekannten Menschen stellte ich bald fest, dass eine Wandlung im Denken und Handeln stattgefunden hatte. Über dem Land lag ein drohendes Ungewitter wegen der ungesicherten fragwürdigen Zukunft. Es war ja nicht verborgen geblieben, dass die Sowjets damals schon bis zur Weichsel vorgedrungen waren, bei Baranow schon einen westlichen Brückenkopf gebildet hatten und weit bis dorthin war

es nach damaliger Kriegführung nicht mehr. Die Menschen waren verunsichert und Lust- und Ratlosigkeit hatten sich breitgemacht. Im Dorf begegnete ich vielen Menschen, die ich nicht kannte und die eine andere Sprache sprachen. Auch mehrere mir unbekannte Funktionäre in brauner Uniform bemerkte ich. Im Schulhaus angekommen stellte ich fest, dass die zwei Klassenräume in Schlafstätten für das Küchenpersonal, das bei Frauenholz im Gutshof tätig war, umfunktioniert worden waren. Der Schulunterricht fand im Jugendheim des altlutherische Pfarrhauses statt. Abends waren die zwei Kneipen überwiegend mit französischen Arbeitern besetzt, denn diese durften ja in deutsche Gasthäuser gehen. Sie trafen sich dort mit ihren Kollegen und schlürften das so genannte fast alkoholfreie Fliegerbier, das einzige, was es damals noch gab. Mein Urlaub währte nicht lange. Bald musste ich die Heimat wieder verlassen.

Das südwestliche Offenland

Im Januar 1933 gab es in Deutschland 6,01 Millionen Arbeitslose. Schon vorher hatten die Nationalsozialisten versprochen, innerhalb weniger Jahre diese Arbeitslosigkeit zu beseitigen, was ihnen tatsächlich ja auch gelang, obwohl man berücksichtigen muss, dass die Weltwirtschaftskrise (New Yorker Börsenkrach 24./25. Oktober 1929) bei der endgültigen Machtübernahme Hitlers durch das „Ermächtigungsgesetz“ Ende März 1933, bereits im Abklingen war. So wurden in dieser Zeit auch im Kreise Namslau überall Genossenschaften gebildet, deren Aufgabe es war, infolge mangelnder Haushaltsmittel liegengeliebene notwendige Arbeiten in Angriff zu nehmen. Das trug natürlich zum Abbau der Arbeitslosigkeit bei. So kam die Gemeinde Schwirz damals in den Genuss, die im Argen liegenden Meliorationsarbeiten in dem weiten, flachen Offenland südwestlich des Dorfes, das bis in das Stobergebiet reichte, in Angriff zu nehmen. Die Vorflut des weit verzweigten Grabensystems - wir Kinder nannten dieses „die Fröschegräben“ - wurde wieder in Ordnung gebracht. Für diese Arbeiten kamen damals Arbeitslose aus Breslau. Sie waren im Saal Pospiech untergebracht, viele hatten aber auch Privatquartiere bekommen. Die total versumpften, vergrasteten und bewachsenen Gräben und deren Böschungen wurden wieder freigemacht, die Grundsohlen der wasserführenden Abflüsse mit Faschinen eingefasst. Die Arbeiten wurden damals noch nicht mit Lastkraftwagen und Baggern bewerkstelligt, sondern es wurden Gleise gelegt und das mit Hand abgebaute Material auf Loren zum Bestimmungsort transportiert. Am Sonntagnachmittag, wenn böse Buben dann durch die Landschaft stromerten, waren diese Baustellen natürlich willkommene Gelegenheiten, sich mit den Gleisen und durch menschliche Schub-

kraft fahrenden Loren zu beschäftigen. So manche Lore entgleiste und war nicht mehr flott zu bekommen. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange damals die Breslauer Arbeiter in Schwirz geliebt waren. Als dann aber die Arbeiten restlos beendet waren und der Winter mit strengen Frösten das Land überzogen hatte, eröffneten sich für die Jugendlichen des Dorfes ungeahnte Möglichkeiten, nun, wie im Wasserland Holland üblich, die vielen kilometerlangen Gräben zum Schlittschuhlaufen zu nutzen. Wir wissen ja, dass der richtige tiefe Schnee in unserer Heimat selten vor Weihnachten kam, dass wir andererseits schon manchmal am Nikolaustag richtigen Frost hatten. So hatten wir Kinder in der Adventszeit der damaligen Jahre ein kostenloses Grabensystem zum Schlittschuhlaufen zur Verfügung, das auch oft genutzt wurde. Allerdings muss man der Wahrheit willen auch festhalten, dass damals keinesfalls jedes Kind ein Paar Schlittschuhe besaß. Wenn ich aber an die gute Kameradschaft unter uns gern zurückdenke, so ist doch jeder, durch Wechseln der Schlittschuhe, zu seinem Recht gekommen.

Betrachtet man heute dieses weite Wiesenland geschichtlich, so kann man doch wohl sicher sein, dass das eben beschriebene Offenland vom Dorf bis zum Stober ein ehemals sumpfiges, unwirtliches, von Menschen gemiedenes Waldland war. Es gehörte zum Überschwemmungsgebiet des Stober und damit im weiteren Sinne zum Überschwemmungsgebiet der Oder. Die Oder hat seit ewigen Zeiten mehrmals in einem Jahrhundert verrückt gespielt, und wenn sie über die Ufer trat und große Gebiete, Ländereien und Siedlungen überschwemmte, so war auch unsere Schwirz-Städteler Gemarkung immer davon betroffen. In meinem Elternhaus hing ein Foto aus dem Jahre 1903, das die Ziegelei und die Wohngebäude der total überschwemmten, westlich der Oder gelegenen Städtischen Ziegeleianlage in Oppeln-Halbendorf zeigte.

Dort war mein Großvater Jahrzehnte städtischer Ziegeleiinspektor. Die Überschwemmung 1903 war so verheerend, dass meine Großeltern damals im oberen Stock ausharren mussten, bis der Wasserspiegel zurückging. Zur gleichen Zeit war auch das Schwirz-Städteler Land untergegangen. Der höchste Wasserstand war am 3. Juli 1903. Es ist wohl das größte Hochwasser gewesen, das unsere Heimat heimgesucht hat. Zur ewigen Erinnerung ist seiner Zeit zwischen Städtel und Krogullno am Kilometerstein Nr. 22 der Wasserstand eingemeißelt und mit einem schwarzen Strich versehen worden. Bei meinem letzten Heimaturlaub habe ich am 24. November 2000 versucht, diesen Stein zu finden. Leider vergebens, er ist nicht mehr vorhanden. So ist damit auch hier ein Punkt deutscher Zeitgeschichte zu Ende gegangen. Es ist für mich ziemlich sicher, dass das weite Offenland zur Bache und zum Stober hin einst von deutschen Siedlern, beginnend im 13./14. Jahrhundert, urbar gemacht worden ist. Die dort damals angelegten Wiesen hatten bis in unsere Zeit Bezeichnungen wie „Bockwiese“ und „Wang“, im Gegensatz zu den ins Slawische zurückgehenden Bezeichnungen anderer Feldörtlichkeiten. Ich bin auch ziemlich sicher, dass die vielen Geschichten und Schauermärchen über Irrlichter, die sich bis in unsere Tage erhalten hatten, ihren Ursprung in der Zeit nach der Neubesiedlung haben. Wenn die Menschen in der Dunkelheit damals Lichterscheinungen hatten, so deutet das auf moorige Grundlagen des Bodens hin. Die über dem Erdboden schwebenden Flämmchen werden vermutlich durch selbst entzündetes Sumpfgas verursacht. Irrlichter haben schon immer in der Sagenwelt eine besondere Bedeutung gehabt.

Bei meinem letzten Heimaturlaub im November 2000 habe ich außer dem Straßenstein noch ein deutsches Soldatengrab aus den letzten Kriegsmonaten des Jahres 1945 gesucht. Landsmann

Ernst Göhl aus Städtel machte mich telefonisch darauf aufmerksam. Geht man von Städtel aus in Richtung Stober und biegt man vor dem Frantzenhof links nach Osten ein, dann kommt man an einen kleinen Sandhügel, der mit Eichen, Kiefern und sonstigem Gesträuch bewachsen ist. Auf dem Plateau, dort wo nach alter Volksmeinung vor langen Zeiten ein Schloss versunken sein soll, befand sich 1945 das Grab. Bis zur Vertreibung hatte Frau Dudek geborene Reiter vom Frantzenhof die Pflege übernommen. Selbst mit viel Fantasie konnte ich einen Grabhügel nicht entdecken, wenn auch mehrere Erhebungen darauf hindeuten. So wird wohl dieser unbekannte Soldat bis in alle Ewigkeit dort seine Ruhe gefunden haben.

Die Fuß- und Radfahrwege

In den Zeiten vor dem letzten Krieg hatte keineswegs jeder sein eigenes Fahrrad. In vielen Familien gab es nur ein Exemplar dieses Fortbewegungsmittels und es wurde von demjenigen benutzt, der es gerade am dringendsten brauchte. Die umfangreiche Motorisierung, wie sie nach dem Kriege in den fünfziger Jahren begann, hatte noch nicht eingesetzt. Dringende Erledigungen aller Art im Dorf und in den Nachbardörfern, wie z.B. Behördengänge, Einkäufe, Besuche von Verwandten und Bekannten, Kirchenbesuche, Wege zu den Bahnhöfen usw., wurden deshalb entweder auf Schusters Rappen oder mit dem Fahrrad bewerkstelligt. Viele Bauern hatten den Vorteil, dass diese Aufträge, besonders auch der Transport von Getreide in die Mühlen, mit Pferd und Britschke erledigt werden konnten. So blieb es nicht aus, dass sich mit der Zeit und seit Generationen ein Fuß- und Fahrradwegenetz entwickelt hatte, das von der Bevölkerung reichlich genutzt wurde, weil eben diese Wege wesentlich kürzer waren, im Gegensatz zu den angelegten Straßen, auf denen man mehr Kilometer zurücklegen musste.

So gab es für das mittlere und westliche Dorf eine Abkürzung nach Städtel, die besonders zum Kirchenbesuch genutzt wurde, vor allem in der Zeit vor 1925, als es in Schwirz noch keine katholische Kirche gab. Der Weg begann bei der Gastwirtschaft Frost am Kriegerdenkmal und führte durch die Feldge-markung in südöstliche Richtung und erreichte bei Dude in Städtel die Reichsstraße 118.

Einen Radfahrweg gab es auch nach Brandingen. Er führte am südöstlichen Rand des Schwirzer Waldes entlang, wobei sich

im Laufe von Jahren eine Trasse entwickelt hatte, die bogenförmig zwischen den Kiefern entlang führte immer auf den geeignetsten Partien, die sich eben anboten. Nur die mitunter auf der Bodenoberfläche sich entlangziehenden Wurzeln störten manchmal das Fahren. Am alten Wegweiser, der heute nicht mehr existiert, teilte sich der Weg. In Richtung Westen gelangte man am Bildstock vorbei, der übrigens in einem sehr schlechten Zustand ist, nach Bankwitz. Es war der eigentliche Kirchweg, denn in Bankwitz war ja unsere Pfarrkirche. Hatte man auf ersterem Weg Brandingen erreicht, so war die Welt noch nicht zu Ende. Durch eine herrliche Heidelandschaft, wo der Besenginster im Mai/Juni in Massen blühte, wo in den zwanziger Jahren noch der Birkhahn kullerte und vorbei an uralten Eichen, erreichte man Böhlitz. Von dort aus führte ein Fahrradweg, nach Überquerung des Stober und der Kreisgrenze Namslau-Oppeln, nach Seidlitz und man konnte dann in südlicher Richtung, durch den weiten Stoberauer Forst, über Althammer den Ort Poppelau erreichen. Zu letzterem bestanden von Schwirz aus umfangreiche verwandtschaftliche Beziehungen. Fuhr man von Böhlitz aus nach Westen, so konnte man, ebenfalls nach Überschreiten der Kreisgrenze Namslau-Brieg, auf einem Radfahrweg zum Ort Raschwitz und den kleinen Vorort Kopaline kommen. Ein weiterer Fuß- und Fahrweg führte von Schwirz nach Dachsberg und Waldfried. Man fuhr durch die Puskengasse am altlutherischen Pfarrhaus vorbei, bog links ab und hatte schnell Dachsberg erreicht. Für die Menschen, die dort in diesem Vorwerk lebten und arbeiteten - es gehörte zum Dom'schen Gut in Bankwitz -, war Schwirz der Einkaufsort.

Wenn man zum Beispiel nach Saabe oder Seydlitzruh wollte, so benutzte man nicht die befestigte Straße über Eckersdorf und Hönigern, sondern man nahm den Fahrradweg durch den wei-

ten Charlottenauer Forst. Beim Schwirzer Friedhof bog man nach Nordwesten ab, erreichte bald das Vorwerk Grünwald, wo der Forsthüter Simossek wohnte, fuhr immer weiter geradeaus, bis links durch den Kiefernwald das Forstgebäude Charlottenau sichtbar wurde. An der alten dicken Eiche erreichte man die Straße Hönigern-Saabe und hatte dann bald das Dorf erreicht.

Von dem alten Abkürzungsweg, der zum Bahnhof Dammer führte, hatte ich schon erzählt. Man kürzte wesentlich ab und ersparte sich den langen Umweg durch die besonders im Mai herrlich in Blüte stehende Kastanienallee in Dammer, nachdem man vorher den aufgeschütteten Damm der Bahnstrecke unterquert hatte. Dieser Fuß- und Radfahrweg war eigentlich nur für Jugendliche geeignet, denn er führte über „Stock und Stein“ und weite Sandflächen waren zu überwinden und die Spitze des zu überquerenden Sandhügels erreichten nur gewandte Fahrradfahrer. Die meisten mussten sich hier quälend und das Rad schiebend hinaufarbeiten. Dieser Sandhügel war etwa 1930 mit Kiefern aufgeforstet und mit einem Drahtzaun gegen Wildverbisschäden eingezäunt worden. Seitdem man unsere liebe alte Bahnstrecke - die 1889 Oppeln-Carlsruhe-Namslau gebaut worden war - in den achtziger Jahren stillgelegt hat, besteht dieser Fahrradweg natürlich nicht mehr. Es fällt schwer, diesen heute noch zu finden, zumal gerade in diesem Bereich Wegeverlagerungen stattgefunden haben. Auch hier ist ein Teil der Lebensgeschichte der ehemals dort lebenden deutschen Bewohner zu Ende gegangen.

Zu guter Letzt sei noch auf einen Fahrradabkürzungsweg hingewiesen, der von Städtel aus zum Bahnhof Dammer führte. Er ersparte den Städteler Bewohnern einen recht weiten Umweg, der straßenmäßig nur über Schwirz führen konnte. So nahm die-

ser Fahrradweg einen mitunter merkwürdigen Verlauf, denn vor dem Sandbergel, unmittelbar vor Dammer, überquerte er immer eine Feldparzelle, die, wenn sie z.B. mit Kartoffeln bestellt war, eine holprige Angelegenheit war. Auf dem besagten Sandhügel unweit des Bahnhofes war auf dem höchsten Punkt immer ein Holzaufbau angebracht, der zur Landesvermessung diente. Ich erinnere mich daran, dass in den Jahren 1936/37 landesvermesserische Tätigkeiten stattfanden und dass diese Aufbauten wieder in Ordnung gebracht wurden. Das gab zu Spekulationen Anlass, denn ich erinnere mich an eine Erzählung eines älteren Mannes in dieser Zeit, der diese Arbeiten mit einem bevorstehenden Krieg in Verbindung brachte. In diesem Zusammenhang fällt mir auch ein, dass es Anfang August 1939, in unserer Gegend gut sichtbar, die seltene Erscheinung eines Nordlichtes gegeben hat. Ich kann mich erinnern, dass dieser Vorfall Gegenstand intensiver Diskussionen in der Namslauer Schule war und dass der Mitschüler Rudolf Matros erzählte, dass sein Großvater ihm gesagt habe, dass bald ein Krieg ausbrechen werde. Er sollte Recht behalten.

Diese Fuß- und Radfahrwege haben sicherlich zu den vielen Spukgeschichten, Schauermärchen und Gespenstererscheinungen, die sich seit Generationen im Volksmund fortsetzten, wesentlich beigetragen, zumal diese, wie z.B. der Weg nach Saabe, öfters an Friedhöfen vorbeiführten. Zu Familienfeiern der Verwandtschaft, die doch überwiegend in den mehr oder weniger weit entfernten Nachbardörfern wohnte, begab sich früher das Normalvolk auf Schusters Rappen dorthin. Und auf den Heimwegen, wenn der Schnaps, mitunter auch Fusel, die Sinne durcheinandergebracht hatte, beflügelten die vielen Geräusche der Nacht, die die Natur zu jeder Jahreszeit zu bieten hat, die Fantasien der Menschen.

Feldbezeichnungen in der Gemarkung

Überall in Deutschland und Europa werden, besonders in ländlichen Gegenden, Feldstücke zum besseren Verständnis der Menschen untereinander mit Namen bezeichnet. Auch die Katasterämter bedienen sich außer der Flurbezeichnung und der Flurstücke dieser Bezeichnungen, die sich in der Regel in langen geschichtlichen Zeitabläufen gebildet haben. So gab es auch in Schwirz eine Palette solcher Namen und Bezeichnungen. Infolge der so überaus interessanten Geschichte unseres Heimatlandes, in dem Illyrer, Skythen, Kelten, schließlich Germanen, dann Slawen und letztendlich Deutsche gesiedelt und gelebt haben, kann man an den Feldbezeichnungen erkennen, dass diese mitunter Jahrhunderte in ihrer Entwicklung zurückreichen.

Kommt man auf der Landstraße von Dammer her, so wurde das nördlich der Straße gelegene Feldstück mit „Djow“ bezeichnet. Das Wort hat seinen Ursprung im Slawischen und in der heutigen polnischen Sprache bedeutet es soviel wie „aufgeteilt“. In diesem Bereich lag an der Eckersdorfer Grenze auch die höchste Erhebung von Schwirz, nämlich 172 Meter über N.N. Den Feldstreifen südlich der Straße bis zum Bauernwald nannte man „Wowawe“. Auch hier geht der Begriff ins Slawische zurück. Er bedeutet so viel wie „Damm“. Damit kann nur der von Ost nach West sich hinziehende Sandrücken des Bauernwaldes gemeint sein. Das südöstlich dieses Waldes und östlich des Judenfriedhofes liegende Feldgebiet - heute sind große Teile davon aufgeforstet - bezeichnete man mit „Ogorzelec“. Nordwestlich des Dorfes in Richtung des Vorwerkes Dachsberg lag das Feld „Howis“ und östlich des Schwirzer Waldes die „Kopaline“. Neben der Feldbezeichnung „Schiniskan“, gab es noch die „Wangwiesen“ und die

„Bockwiese“ im Stoberbereich.

In diesem Zusammenhang sollte auch auf eine besondere landwirtschaftliche Anbauweise in Schwirz hingewiesen werden. Wie alle Schlesier, so waren auch die Schwirzer große Mohnesser. Weil Ackerland in unserer Zeit noch knapp war, säte man Mohn zusammen mit Futterrübensamen auf ein Feld und da die Mohnpflanzen ja viel höher werden als die Rüben, konnte man so auf einer Fläche doppelt ernten. Für uns Jugendliche war das damals eine willkommene Gelegenheit, kurz vor der Ernte, besonders an Sonntagen, auf solchen Feldern zu naschen oder sogar so zuzulangen, dass man mit vollem Bauch nach Hause kam. Aufpassen musste man nur, dass die Mohnkörner die volle Reife erlangt hatten, damit einem das dort enthaltene Morphinium nicht in einen Tiefschlaf versetzte, wie das in den zwanziger Jahren mal bei einem Schweizer des Vorwerkes Lippe vorgekommen sein soll.

Auch heute noch sind teilweise die Ortsbezeichnungen aus unserer deutschen Zeit gebräuchlich, aber es haben auch völlig neue Eingang gefunden. So nennt man heute zum Beispiel die Felder nördlich der Straße Schwirz-Gülchen hinter Windlocha „Pschidtschialek“, polnisch „Przydzialek“.

Im 2. Weltkrieg Vermisste und Gefallene aus Schwirz

Es gehört in der zivilisierten Welt zu den ethischen Selbstverständlichkeiten, dass man Menschen, mit denen man in Familie, in der Nachbarschaft, im Freundeskreis, in Schule, am Arbeitsplatz, im Dorf oder in der Stadt zusammen gelebt und gearbeitet hat, Freud und Leid während des kurzen Lebens zusammen geteilt hat, nach dem Ableben ein ehrendes Andenken bewahrt, ganz gleich, aus welcher Ursache sie sich verabschiedet haben. Unsere christliche Erziehung, die wir in unserer Heimat in Schule und Kirche erhalten haben, hat uns in dieser Richtung geprägt. So habe ich mich damit beschäftigt und versucht, eine vollständige Liste über die aus Schwirz im letzten großen Krieg Gefallenen oder durch Kriegseinwirkung Gestorbenen aufzustellen. Schnell habe ich gemerkt, dass das sehr schwierig ist. Im Bundesarchiv/Militärarchiv hatte ich keinen Erfolg. Bei der Deutschen Dienststelle - Auskunftsstelle für Wehrmachtsnachweise - gab es auch Schwierigkeiten, weil diese, bei einer zentralen Kartei von rund 18 Millionen Wehrmachtssoldaten, genaue Personalangaben und Daten verlangt, die Auskünfte dazu gebührenpflichtig sind. So blieb mir zu guter Letzt nur noch die niederschlesische Heimatkartei, die mir eine Liste übersandte, in der ich aber schon beim Überfliegen die Unvollständigkeit feststellte; denn einige der am Anfang des Krieges Gefallenen aus Schwirz, wie z.B. Albert Czekalla und Oskar Lempart und auch andere, sind dort nicht erfasst. Trotzdem möchte ich meinen Landsleuten aus der Heimat diese Nachrichten nicht vorenthalten. Ich werde deshalb die Namen und Daten dieser Liste aufschreiben, so wie sie dort stehen und am Schluss ergänzen, soweit mir das möglich ist.

Mikosch, Karl gest. 14.04.46 in Jugosl. Gefangenschaft
geb. 07.07.12 in Granitz

Miska, Gerhard-Max gest. 26.09.44, gefallen um Sudauen (?)
geb. 25.10.16 in Seydlitzruh
vermisst um Reichenbach

Mistereck, Alfred geb. 04.03.27 in Moschwitz
vermisst um Aachen/Euskirchen

Mistereck, Erich geb. 03.04.01 in Schwirz
vermisst um Pinezow

Papra, Josef geb. 01.01.23 in Perkwitz
gest. 04.09.42, gefallen in Belogurowo

Pieczik, Richard geb. 02.10.13 in Schwirz
gest. 09.06.40, gefallen beim Durchbruch
durch die Maginotlinie bei Beaumont en
Argonne (Frankreich)

Pollozek, Karl geb. 16.07.09 in Schwirz
gefallen

Polotzek, Josef geb. 15.09.77
gest. 23.01.45, von Russen erschossen

Przybilla, Oskar geb. 31.08.27 in Schwirz
Todeserklärung

Rotzoll, Eduard geb. 16.06.24 in Groß Mangersdorf
gest. 25.05.44, gefallen in Cassino Bl. 8

Sowa, Paul geb. 19.01.03 in Schwirz
gest. ca. 1949 im Lager Minsk

Sperlich, Wilhelm geb. 17.05.10
vermisst 1943 am Kuban

Stanchly, August geb. 20.10.12
gefallen

Steffen, Martin geb. 02.03.08 in Altrüdnitz
vermisst, Pastor/Todeserklärung

Stellmach, Konrad geb. 10.11.26 in Schwirz

Stanislaus Todeserklärung
Stirnal, Karl geb. 07.09.04 in Schwirz
vermisst in Italien

Sura, Johannes geb. 13.12.27 in Schwirz, vermisst
1945 a.d. Ostfront, vermutl. bei Berlin

Swirsch, Paul geb. 29.05.24 in Schwirz
gest. 10.12.1943, gefallen in Ortona/Chieti

Tronczik, Johannes geb. 18.06.17 in Chwallowitz
gest. 05.04.44, gefall. b. Kriusha/Pustischka

Türpitz, Johann geb. ?
vermisst im Osten

Türpitz, Willi geb. 14.12.10 in Groß Döbern
gest. 1.10.44, gefallen b. Kechemt/Ungarn

Wendland, Heinz geb. 05.06.22 in Schwirz
vermisst

Wenzel, Karl-Richard geb. 14.02.12 in Schwirz
Todeserklärung

Soweit die Liste der Heimatortskartei Schlesien. Nun noch ein Nachtrag der Schwirzer Gefallenen und Umgekommenen aus meiner Erinnerung, die nicht in der Liste verzeichnet sind.

Czekalla, Albert der zweite Gefallene von Schwirz

Felke, Paul geb. ?, gefallen 1943 bei Charkow in der
Ukraine

Gawlitta, Johannes geb. 06.03.29 in Schwirz, von einem Rus
sen am 25.01.45 in Eckersdorf erschossen

Knuhr, Günter gefallen Herbst 1943 in der vierten
Schlacht um Charkow

Knuhr, Engelbert seit 11.05.1944 vermisst; Schiff ist bei
Sewastopol im Schwarzen Meer untergeg.

Lempart, Oskar umgekommen in den ersten Kriegs-

	monaten in Polen
Pietrus, Alfons	geb. 12.11.25 in Schwirz, verwundet Nov. 43 in Russl., gest. 25.01.47 an Verwundung, beigesetzt in Großenhain/Dresden
Stanchly, Alfred	geb. 1925, umgekommen während der Ausbildung beim Manöver in Dresden 1943
Stanchly, Paul	gestorben in Korbach nach schwerer Verwundung
Wasner, Günter	14 Jahre alt, gest. 1945, umgekommen während der Flucht durch Tieffliegerangriff bei Ratiworcz in Böhmen.

Zieht man eine vorläufige Bilanz und legt man die Einwohnerzahl von 1939 mit 869 Bewohnern zugrunde, so sind 7,25 % der Schwirzer Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg ausgelöscht worden, fürwahr eine ergreifende und traurige Zahl.

Zum ewigen Gedenken an meinen guten Jugendfreund Johannes Gawlitta - wir waren unzertrennliche Nachbarkinder - möchte ich sein schweres und unglaubliches Schicksal auch hier niederschreiben, damit es nicht in Vergessenheit gerät.

Er war am 6. März 1929 in Schwirz geboren und ging im Januar 1945 als Fünfzehnjähriger mit auf die Flucht. Widrige Umstände veranlassten die Familie, wieder die Rückfahrt ins Heimatdorf anzutreten. In einem der letzten Häuser in Eckersdorf wurde Rast gemacht. Mit gemischten Gefühlen weilten sie in einem Zimmer. Hannes saß zwischen seiner Mutter und seiner Schwester, als ein Angehöriger der sowjetischen Streitkräfte den Raum betrat und Hannes aufforderte aufzustehen. Er schoss sofort und Hannes starb in den Armen seiner Mutter. Es war der 25. Januar 1945, etwa gegen 8.00 bis 10.00 Uhr. Genaue Zeitan-

gaben fehlen, denn eine Uhr hatte niemand mehr. Zur gleichen Zeit und im gleichen Raum wurde auch Josef Heik aus Schwirz erschossen. Beide wurden notdürftig, dem widrigen Januar-Winterwetter entsprechend, in der Nähe des Hauses in Eckersdorf begraben. Erst am 1. Pfingsttag 1945 war es seiner Mutter und seinen Schwestern zusammen mit dem Nachbarn Paul Jany möglich, mit einem Gespann die beiden Leichname von Eckersdorf nach Schwirz umzubetten. In der Tischlerei Oder standen noch rohe Särgе. Seine Schwestern schaufelten die Gräber. Und nun ruhen sie auf dem Kirchengelände der Kath. Kirche in Schwirz, unweit des Sakristeieinganges und immer besuche ich sie, wenn ich jetzt in Schwirz weile. Dann kommt mir immer ein Schriftsatz in den Sinn, dessen Herkunft mir in Vergessenheit geraten ist: „Hier liegen jene, die die Fäden knüpfen zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Himmel und Erde.“

Schlesische Ausdrücke

Bevor das letzte Kapitel unseres Heimatdorfes Schwirz, nämlich der Friedhof, behandelt werden soll, möchte ich auf einen in unserer Heimat üblichen Sprachgebrauch eingehen, nämlich das Wort „Lerge“. Unser Dorf und der südliche Teil des Kreises Namslau zählten ohne Zweifel auch noch zum Ausdehnungsgebiet dieses Ausdruckes, der seinen Ursprung in der schlesischen Hauptstadt Breslau hatte. Als der kleine Gerhard Pohl, der später bekannte Schriftsteller, aus Trachenberg aufs Gymnasium nach Breslau wechselte, kamen ihm die aufgeputzten Stadtjungen albern vor. Er nannte sie mit ihren Matrosenanzeigen und Knöpfschuhen „Lakritzenstangen“. Die Antwort gegenüber den „Landpomeranzen“ blieb natürlich nicht aus. „Ihr Lergen habt uns hier noch gefehlt!“

„Lerge“ war eine Bezeichnung für Gutes und Böses. Es steht weder im Wörterbuch noch im Duden. Pohl selbst hat es so beschrieben: „Wort der Drohung, Schmähung, Beleidigung; Wort des zärtlichen Verweilens, der Anerkennung, auch des tollen Ulks. Lerge sagte man breslauerisch zu seinem Todfeind wie zu der Geliebten. Lerge ruft man, wenn man das „Große Los“ gewonnen hat oder „ins Gefängnis muss“. Das Wort „Lerge“ war so selbstverständlich bei uns, dass es sicherlich das meistgebrauchte Wort auf den Schulhöfen war. Selbst Eltern, die ein besonderes Augenmerk auf die Erziehung ihrer Sprösslinge legten, verboten diese Bezeichnung nicht, sie gehörte einfach zum schlesischen Vokabular. Um diesem Ausdruck ein besonderes Gewicht zu verleihen, verband man dieses Wort manchmal mit einem zweiten, sodass ein Doppelwort daraus wurde, wie z.B. „Lerge-Fisch“ oder „Lerge-Box“. Was ist nun aus diesem Wort, an dem jeder Schle-

sier beim Militär sofort zu erkennen war, geworden? Man achte beim Schlesiertreffen darauf; es ist nicht mehr zu hören, es ist schon jetzt untergegangen.

Wenn auch die oberschlesischen Witze über Antek und Franzek bei uns nicht ganz so gebräuchlich waren, so befanden sich doch unsere Dörfer im südlichen Teil des Kreises im Ausdehnungsbereich oberschlesischer Sprachtraditionen. So waren die Schimpfwörter „Pjärunje“ oder auch „Pjärun“ bei uns ein gern gebrauchtes Vokabular. Auch an das Wort „Gubbitrumba“ möchte ich erinnern, es gleicht in etwa dem süddeutschen und österreichischen Ausdruck „Depp“ für einen ungeschickten, einfältigen Menschen.

Der Schwirzer Friedhof

An einem schönen, aber vom Ostwind geprägten kalten Oktobertag des Jahres 1994 habe ich mich den ganzen Tag über auf dem alten Schwirzer Friedhof aufgehalten. Ich wollte es schaffen, alle noch vorhandenen deutschen Grabsteine aufzuschreiben, nachdem ich seit der Wende festgestellt hatte, dass es jedes Jahr weniger geworden waren. Die Polen verwenden diese alten Grabsteine für ihre Zwecke, lassen diese umarbeiten, bis sie dann letztendlich wieder als Grabsteine für ihre Angehörigen auf unserem alten Friedhof landen. Nachfolgend nun die Texte unserer alten deutschen Grabsteine. Dabei muss berücksichtigt werden, dass mitunter nur noch Teilstücke der Beschriftung leserlich oder vorhanden waren.

- Hier ruht in Gott unsere liebe Mutter Hedwig Jany geb. Wawrock, geb. 27. Sept. 1850, + 16. Nov. 1918 und unsere lieben Brüder Paul Jany geb. 19. Jan. 1876, + 28. Mai 1889 und Franz Jany geb. 21. März 1880, + 16. Jan. 1919
- Elisabeth Slabik, geb. 16.11.1857, + 9.5.1917
- Hier ruht Frau Ros. Frost, geb. 28. Juni 1841, + 26. Februar 1921 - Schlumm're sanft -
- Hier ruht der Kretschambes. Ch. Frost, geb. 15.6.1835, +24.2.1882 - Schlumm're sanft -
- Hier ruht in Gott mein lieber Mann unser guter Vater u. Schwiegervater Karl Stanchly, geb. 30.8.1878, +12.10.1931 - Ruhe sanft -
- Hier ruht in Gott unsere liebe Mutter Pauline Sandmann geb. Wallek, geb. 28.6.1859, + 30.11.1932 - Ruhe in Frieden -
- Hier ruht in Gott unser lieber Vater Johann Jany, geb. 26.6.1843, + 19.11.1910 - R.I.P. (lat: Riquiescat in pocem - Ruhe

in Frieden) -

- Hier ruht in Gott Tischlermeister Karl Sperlich, geb. 26.1.1863, + 28.12.1934 - Ruhe sanft -
- Hier ruht in Gott meine liebe Frau unsere gute Tochter und Schwester Marie Biallas, geb. Hoba geb. 12.11.1890, + 7.2.1917 - Ruhe sanft -
- Christian Kulosa, geb. 5.9.1818, + 8.11.1892 - Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn -
- Auf einem Sockel eines Grabsteines steht: Oskar Seidel, Nams-lau. Es ist sicher das Steinmetzgeschäft. Dieser Firmenname ist an mehreren Steinen vermerkt.
- Auf einem Sockel, der eigentliche Grabstein war schon entfernt, steht: „Als die Armen die doch Viele reich machen - 2. Cor. 6,10“
- Hier ruht im Herrn unsere geliebte Mutter, Schwieger- Großmutter und Tante Frau Fleischermeister Susanne Kunert geb. Pfeiffer, geb. 6.1.1838, + 21.10.1911 - Hab' Dank für Deine Liebe -
- Hier ruht im Herrn Caroline Hanke, geb. 23.3.1828, + 6.7.1903 - Selig, die in Christus sterben, sie sind seines Reiches Erben. Der Glaube tröstet, wo die Liebe weint. Ruhe sanft -
- Gottfried Pollozek, geb. 14.3.1856, + 14.9.1911
- Hier ruht in Gott unsere liebe Schwester, Schwägerin u. Tante Berta Kunert, geb. 19.2.1879, + 18.10.1923 - Lasset mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe - 1. Mos. 24,56 -
- Auf einem Sockel ist zu lesen: G. Gadiel, Städtel. Anscheinend hat es auch in Städtel einen Steinmetz und Grabsteinlieferanten gegeben.
- Hier ruht im Herrn der Stellenbesitzer Johann Dorzok, geb. 22.11.1853, + 26.2.1890 - Ruhe sanft -
- Hier ruht in Gott unser inniggeliebtes Söhnchen und Enkelkind Erwin Röpke, geb. 8.7.1923, + ? 9.1927 (Der Rest des Steines ist

zerstört)

- Hier ruhen in Gott meine lieben Eltern Paul Heinzelmann, geb. 29.6.1860, + 15.2.1924; Auguste, geb. Berger, geb. 15.6.1858, + 2.10.1926 - Ruhe sanft -
- Hier ruht in Gott unsere liebe Mutter, Schwieger- und Großmutter Johanna Palluch, geb. Friedrich, geb. 13.4.1851, + 21.2.1931 - Geliebt, beweint und unvergessen -
- Hier ruht in Gott meine liebe Frau, unsere gute Mutter Johanna Krex, geb. Kaldasch, geb. 14.4.1858, + 6.2.1933
- Hier ruht in Gott Johannes Mock, geb. 18.12.1875, + 17.10.1924 - Joh. 3,15 - (Auf dem Sockel steht: Oskar Seidel, Inh. Hans Wichmann, Namslau)
- Hier ruht in Gott mein lieber Mann, unser treusorgender Vater Johann Heinrich, geb. 5.6.1863, + 9.4.1921 - Ps. 42 - und unsere liebe Mutter, Schwieger- und Großmutter Rosina Heinrich geb. Kampa, geb. 3.2.1867, + 23.1.1936
- Hier ruht in Gott unsere liebe Tochter Martha Opatz, geb. 11.10.1906, + 19.9.1936; meine liebe Frau und Mutter Marie Opatz geb. Baholz, geb. 15.11.1878, + 24.3.1931 - Ruhe sanft
- Hier ruhen in Gott unsere lieben Eltern, Schwieger- und Großeltern Frau Freistellenbesitzer Kalina Krex, geb. Misterek, geb. 17.1.1861, + 1.2.1922; Gottlieb Krex, geb. 3.12.1866, + 12.1.1934 - Ruhet in Frieden -
- Marie Binek, geb. 22.10.1857, + 28.5.1916 - Ruhe sanft -
- Ein alter Sandstein, schwer lesbar. Daniel Tschiert (?), geb. 7. Mai 1800, + 3. April 1850; Spruch: „Ein armer Weber, aber ein durch Wort und That reichgesegneter Zeuge der Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet!“ Auf der anderen Seite des Sockels steht: „Als die Armen, aber die doch Viele reich machen. 2. Cor. 6,10“.
- Im Evangelischen Teil des Friedhofes war noch ein Grabstein vorhanden, der ein etwa zwei Meter hohes Grabkreuz zeigte mit

der Inschrift „Für uns“. Darunter war ein weißes aufgeschlagenes Buch von etwa 50 cm Breite und ca. 30 cm Höhe dargestellt mit folgender Inschrift: „Wer an mich glaubt wie die Schrift sagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Joh. 7,38. Leider war die Namenstafel schon entfernt, sodass das Alter und der Name des Toten nicht mehr feststellbar waren. Ich wollte diesen auffallenden Stein fotografieren, hatte aber meinen Fotoapparat vergessen. Ein Jahr später war dieser Stein restlos abgeräumt.

- Hier ruht in Gott mein lieber Mann, unser guter Vater Franz Wallek, geb. 29.1.1852, + 8.12.1931
- Hier ruht im Herrn Frau Stellenbesitzer Anna Schlesinger, geb. Gawlitta, geb. im Jahre 1825, + 8. Juli 1865 - Sanft ruhe ihre Asche -
- Hier ruhen in Gott Susanna Sura, geb. 2.8.1855, + 26.2.1926; Martha Pospiech, geb. Sura, geb. 25.11.1899, + 17.8.1930; Franz Sura, geb. 31.7.1859, +(frei geblieben). Wie ich erfahren konnte, war der Todestag der 20.8.1946. Die Familie Sura war im August 1945 wieder nach Schwirz zurückgekehrt und gleich nach der Ankunft starb Franz Sura und wurde noch in seiner Heimat Schwirz begraben.
- Hier ruht in Gott unser geliebter Sohn u. Bruder Johannes Piontek, geb. 13.4.1902, + 23.2.1925 - Nach langem mühevollen Leiden, ließ Gott dich nun in Frieden scheiden -
- Johann Slabik, geb. 18.1.1851, + 2.5.1926
- Maria Marcinek, geb. 27.1.1933, + 9.10.1936 - Veronika Marcinek, geb. 2.3.1934, + 16.3.1934
- Franz Czekalla, geb. 20.1.1858, + 13.4.1938; Johanna Czekalla, geb. Marcinek, geb. 11.8.1858, + nicht eingetragen.
- In einem eingefassten Eisenzaun steht ein hohes Grabkreuz. Auf der Rückseite liest man noch sehr deutlich: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor mei-

nem himmlischen Vater. Matth. 10,32“. Die Vorderfront ist nicht mehr lesbar. Auf dem Podest ist eine aufgeschlagene Bibel.

- Johannes Leib, geb. 9.4.1876, + 16.11.1876 - Luc. 10,21 -
- Katharina Leib, geb. 26. Januar 1880, + 26. September 1884
- Erich Leib, geb. 27. August 1891, + 13. November 1891
- Hier ruhen in Gott unsere lieben Eltern und Schwiegereltern und Großeltern Johann Gritz, geb. 13.12.1839, + 24.12.1903; Agnes, geb. Slabik, geb. 9.1.1847, + 15.9.1912 - Ruhet in Frieden
- Zum Schluss ein noch heute (Jahr 2000) erhaltenes Grab auf dem Friedhof in Städtel: „Hier ruht in Gott unsere inniggeliebte Gattin und Mutter die Herzogl. Dom. Pächterin Frau Maria Schneider, geb. Nachmann, geb. 22. Juni 1855, + 18. März 1893 - Verschlafe die erlittenen Schmerzen -“

Auf dem Schwirzer Friedhof wurden die verstorbenen evangelischen und altlutherischen Mitbürger seit Generationen im westlichen Teil des Friedhofes beerdigt, die katholischen im Ostteil. Es fällt auf, dass bei meinem Nachforschen noch mehr evangelische als katholische deutsche Grabsteine vorhanden waren. Das hängt damit zusammen, dass die Polen bis zum heutigen Tage (Jahr 2000) die Ausdehnung des Friedhofes ausschließlich nach Osten vorgenommen haben und im ehemaligen evangelischen Westteil bisher nicht beerdigt haben. Ich nehme an, dass sich das, auch im Hinblick auf die Kandidatur Polens zur Europäischen Union, bald ändern wird, denn die Vergrößerung des Friedhofes und die Einfriedigung mit einem neuen Zaun bis an die alte Sandgrube heran im Jahre 1999 umfasst schon den gesamten evangelischen Teil des ehemaligen deutschen Friedhofes.

Der Friedhof, im Norden des Dorfes am Straßenknick nach Eckersdorf gelegen, war seiner Zeit auf einer Sanddüne angelegt worden. Auf der höchsten Erhebung beherrschte ein Hochkreuz

aus Holz die gesamte Friedhofsausdehnung. Neben dem Kreuz stand ein runder Holzbau, der meines Wissens in deutscher Zeit, wegen seiner Einmaligkeit, unter Denkmalschutz stand. Es war ein achteckiger, verschalter Ständerwerkbau mit rundverschindeltem Zeltdach. Auf der Spitze war ein Kreuz aus Eisen angebracht. Ich bin im Besitz eines Fotos aus dem Jahre 1934/35, welches ich vom Landsmann Manfred Klisch erhalten habe. Dieses Foto wurde in einem „Buch über Oberschlesische Holzkirchen“ im Jahre 1937 veröffentlicht. Es ist außerordentlich bedauerlich, dass nach dem Krieg dieses einmalige deutsche Kulturgut der Zerstörung anheimgefallen ist. In deutscher Zeit diente dieses Holzgebäude zur Aufbewahrung der Werkzeuge und der sonstigen Utensilien des Totengräbers.

Beerdigungen sind Augenblicke im Leben eines Menschen, die man nie vergisst. So habe ich schon als Schuljunge an vielen traurigen Beisetzungen in der Heimat teilgenommen, und die Atmosphäre dort hat mich für mein Leben doch ein wenig geprägt. Der Friedhofshügel war ja mit alten Kiefern bestockt und ein Schlesier des Neiderlandes weiß, wenn der Wind durch die zweinadeligen Kiefernzweige streicht, entsteht ein Geräusch, das kein anderer Wald es ihm gleichmachen kann, ja, in seinem Rauschen klingt das Lied der Heimat. Und vergegenwärtigt man sich die Situation damals, so sieht und hört man im Geiste den Herrn Pastor Kabitz mit lauter Stimme seine Predigt halten oder den Herrn Pfarrer Losse, der viel leiser sprach, aber dessen Predigten dort immer mit dem angenehmen Geruch des Weihrauches verbunden waren. Gesungen wurden die Lieder „Wo findet die Seele die Heimat ...“ oder auch „Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen ...“ Gar nicht so selten kam es vor, dass während der Beerdigung der Ruf der Glocken von der evangelischen Kirche aus dem nachbarlichen Hönigern in leisen Tönen, durch den Nordwest-

wind getrieben, herüberschallte. Und wenn man einen Kameraden des Kriegervereins das letzte Geleit gab, dann wurde als letzter Salut dreimal über das Grab geschossen, und die monotonen Kommandos des damaligen Vorsitzenden des Schwirzer Kriegervereins, Karl Purmann, klingen mir heute noch in den Ohren.

Wenn die Zeichen aus deutscher Zeit dort allmählich immer spärlicher werden, so wird für mich der Besuch dieses Ortes, solange ich noch kann, immer ein Augenblick des Nachdenkens, der Gedankenspiele, der schönen Erinnerung, der Trauer sein, verbunden mit der Achtung und der Ehrfurcht vor all' den Menschen, die dort in unserem Heimatdorf gelebt, geschafft und viel vorangebracht haben, und die vielleicht auch noch das Glück hatten, in heimatlicher Erde die lange Periode der Ewigkeit anzutreten.

Die Kirche in Hönigern war ein außerordentlich ansprechendes und auffälliges Gotteshaus. Es wurde 1785/87 erbaut durch Herzog Carl Christian Ermann zu Württemberg-Oels. In unserer Zeit stellte es sich als langgestreckter Fachwerkbau mit Satteldach und fünf Fensterachsen dar, mit einem östlichen Sakristeianbau. Es verfügte über zwei übereinanderliegende Fensterreihen mit oben hohen und unten kurzen Segmentbogenfenstern. Der westliche Glockenturm war dreigeschossig; zwei Obergeschosse waren mit Schindeln verkleidet. Die Bekrönung schloss mit zwei welschen Hauben ab, von denen die untere eine Satteldachgaube hatte und die obere eine offene Laterne. Der Turmkopf trug ein Eisenkreuz. Drei Bronzeglocken wurden im 1. Weltkrieg 1914/18 abgeliefert. Sie waren 1805 von Johann George Krieger in Breslau gegossen worden. 1928 wurden drei neue Bronzeglocken wieder angeschafft, die von der Firma Hentrich in

Breslau gefertigt worden waren. Der Innenraum verfügte über eine um drei Seiten herumgezogene Empore. Besonders reich war die Kirche mit Kriegertafeln gesegnet, nämlich drei für die Gefallenen aus den Befreiungskriegen 1813/15, eine für die Gefallenen aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 und zwei Kriegertafeln für die Vermissten und Gefallenen aus dem 1. Weltkrieg 1914/18.

Schlußgedanken, Abschied von Schwirz

Ich bin heute dankbar, dass ich in dieser Schlesischen, Namslauer und Schwirzer Heimat meine Jugendzeit habe verbringen dürfen, ist doch diese Zeit auch immer verbunden mit Gedanken an eine überaus schöne Wetterlage, sowohl im Sommer als auch im Winter, denn wir hatten das Glück, in einer Periode besonders ausgeprägten kontinentalen Klimas von etwa 1929 bis 1939 zu leben, in der es in Schwirz durchschnittlich jährlich nur 500 mm Niederschlag gab.

Nicht umsonst haben sich in der Geschichte bekannte Persönlichkeiten lobend über unser schlesisches Heimatland ausgesprochen. So hat Johann Wolfgang von Goethe Schlesien einmal „ein zehnfach interessantes Land“ genannt. Und Maria Theresia bezeichnete es als einen „Edelstein in ihrer Krone“ und als dieses Land durch den Frieden von Hubertusburg 1763 für sie endgültig verloren war, sagte sie: „Sie haben mir meinen Garten genommen und den Zaun gelassen“. Stolz können wir sein auf unsere Heimat Schlesien; denn wir hatten mit Neisse das schlesische Rom, mit Patschkau das schlesische Rothenburg, mit Alben-dorf das deutsche Jerusalem und mit der Grafschaft Glatz den schlesischen Herrgottswinkel. In Preußen hat man Schlesien als „Kornkammer Preußens“ bezeichnet. Und etwas besonderes hatten wir auch mit unserem Nationalgericht, dem „Schlesischen Himmelreich“, ein Kunterbunt mit böhmischen, österreichischen und polnischen Bestandteilen. Dazu kam aus der Lausitz das Backobst, aus Böhmen und Österreich die Klöße und aus Polen das Rauchfleisch. Der Donnerstag und der Sonntag, das waren übrigens die Klößetage. Es gab viele Variationen bei der Herstellung dieser Köstlichkeit. Während in der Breslauer Gegend mehr

MehlklöÙe die Regel waren, zog man in den Schwirzer Bauernhäusern die so genannten polnischen Klöße vor, die aus roh geriebenen Kartoffeln hergestellt wurden. Zum Sonntag gab es in Schwirz den Streuselkuchen und den Mohnkuchen, auch „Mohbabe“ genannt.

Ich bin nun am Ende meiner Aufzeichnungen angelangt. Veranlasst zur Feder zu greifen hatte mich mein unbändiges Heimatgefühl, das sich schon in meiner Kindheit in meiner Seele festgesetzt hatte, und deshalb möchte ich einen Beitrag leisten derart, dass auch unseren Nachkommen veranschaulicht wird, wie sich das Leben in unserem Heimatdorf Schwirz und teilweise den südlichen Dörfern des Kreises Namslau in der letzten Generation der Deutschen dort abgespielt hat.

Nein, Halt! Ich kann doch noch nicht zum Schluss kommen. Zu diesen Gedankengängen der Heimatliebe fällt mir noch ein Erlebnis ein, das ich dem Leser nicht vorenthalten möchte. Je größer die Heimatliebe ist, um so größer ist auch das Heimweh, das einem überfällt, wenn man mal sein Heimatdorf unfreiwillig verlassen muss. So erging es mir, als ich zu Beginn des Kriegsjahres 1944, noch nicht 17 Jahre alt, zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde und dort, nach einer Ausbildung bei der 8,8 cm Flak, auf dem Berchtesgadener Rossfeld mit der sog. „Führerschuttabteilung“, wie man es nannte, landete. Das Schicksal wollte es, dass ich eines Tages wieder einmal zur Wache eingeteilt wurde und unser Doppelposten aus einem Saarländer und mir, einem Schlesier aus Schwirz, bestand. Es war der 4. September 1944 und der Hohe Göll - 2523 m hoch - war schon mit einer Schneehaube überzogen. Zwischen 18.00 und 20.00 Uhr drehten wir bei miesem Wetter unsere Runden. Als wir dann aber zwischen 0.00 und 2.00 Uhr morgens aufziehen mussten,

hatte es aufgeklart und ein herrliches Sternbild tat sich vor uns auf. Manchmal blieben wir stehen, schauten zum Sternenhimmel hinauf und merkwürdigerweise wurden wir zwei immer stiller. Mir war klar, meinen Kameraden quälten die gleichen Gedanken wie mich. Beide dachten wir an unsere Heimatdörfer und jeder weilte im Geist zu Hause. Was mögen sie jetzt wohl machen, meine Eltern, meine Geschwister, meine Freunde, die Nachbarn und alle anderen im Dorf? Wir suchten am Sternenhimmel den großen Wagen, verlängerten die Hinterachse um das Fünffache und kamen so an den Nordstern. Jetzt konnten wir die Richtung zu unseren Heimatdörfern ziemlich genau bestimmen. Der Saarländer zeigte nach Nordwesten, der Schlesier nach Nordosten. Was hätten wir in dieser Situation gegeben, wenn wir jetzt durch unser Heimatdorf marschieren könnten. Der Saarländer begann plötzlich zu reden und erzählte mir, dass er keine Heimat mehr hätte. Sie dürften ihr Dorf nicht mehr betreten, denn seit dem Bau des Westwalles wurden sie umgesiedelt und hatten in einem anderen Dorf des Saarlandes eine vorläufige Bleibe gefunden. Er war so traurig, dass ich ihn einfach bedauern musste und war dabei froh, dass uns an der polnischen Grenze und, jetzt mitten im Großdeutschen Reich liegend, dieses Schicksal erspart geblieben war. Damals dachte noch niemand daran, dass uns bald das gleiche Schicksal, nur viel, viel schlimmer, beschieden sein würde. Nie wieder habe ich das Lied „Heimat deine Sterne“, das ja in damaliger Zeit so populär war, angesichts des über uns stehenden klaren Sternenhimmels so gerührt, wehmütig, aber zum Teil auch dankbar in mich aufgenommen, wie damals in der Nacht vom 4. auf den 5. September 1944. Was mag wohl aus meinem guten Kameraden geworden sein?

Zu guter Letzt möchte ich doch noch meinen letzten Abschied aus der Schwirzer Heimat beschreiben aus einer Zeit, als

wir Deutschen dort noch lebten. Wer hatte damals in dieser turbulenten Zeit schon das Glück, sowohl im Oktober 1944, als auch zum Weihnachtsfest 1944, wenn auch nur für wenige Tage, Urlaub zu bekommen. Diese große Bevorzugung des Schicksals war mir damals beschieden und ich bin heute noch dankbar, dass ich sie erleben durfte. Am 23. Dezember 1944 kam ich in Schwirz an. Die Stimmung der Bevölkerung im Dorf hatte sich nochmals verschlechtert. Bange Ahnungen beschäftigten alle. Auch ich wusste, was die Glocke geschlagen hatte, nachdem ich im Herbst 1944 im Berchtesgadener Land beim Flugzeugerkennungsdienst tausende feindliche Flugzeuge mit der todbringenden Last in Richtung Norden hatte fliegen sehen, ohne dass sich auch nur ein einziges deutsche Jagdflugzeug ihnen hätte entgegenstellen können.

Die Feiertage waren traurig, denn unsere Familie war ja nicht mehr vollzählig. Jeder trug eine schwere Last mit sich herum. Wie immer besuchten wir den Weihnachtsgottesdienst in unserer schönen Kirche. Am Heiligen Abend hatte ich eine Walther-Pistole geschenkt bekommen, ein Erbstück meines Großvaters an meinen Vater, der es mir nun weiterreichte. Schon nach wenigen Wochen landete sie im Fluss Wölfel in der Grafschaft Glatz, wo sie mein Aufbewahrer, aus verständlicher Furcht vor dem Einmarsch der Russen, hineingeworfen hatte. Aber das wäre eine besondere Geschichte.

Am nächsten Morgen, am 27. Dezember 1944, fuhr ich mit meinem Freund Hannes Gawlitta mit dem Pferdefuhrwerk nach Dammer zu Witossek, denn es waren dort einige Dinge abzuholen. Die alten Kiefern des Dammerschen Waldes waren schon auf ziemlich großer Fläche abgeholzt. Hannes erzählte mir, dass man munktele, das Holz würde zum Ausbau der Panzergräben benö-

tigt. Welche fantastischen Vorstellungen hatte man höheren Orts doch damals.

Am Abend des 27. Dezember 1944 traf ich mich mit meinen Jugendfreunden, soweit sie noch nicht eingerückt waren. Unsere Gespräche waren beklemmend und nicht mehr fröhlich, wie wir das aus unserer Jugendzeit in Erinnerung hatten. Der Abschied war schwer, aber damals wussten wir noch nicht, dass drei von ihnen schon nach wenigen Wochen nicht mehr unter den Lebenden sein würden, nämlich Hans Sura, Alfred Marcinek und Johannes Gawlitta.

Am 28. Dezember 1944 musste ich in aller Frühe von Schwirz Abschied nehmen. Mein Zug in Dammer ging um 7.04 Uhr. Es war unser alter Schülerzug. Meine Mutter war, wie immer, mit mir aufgestanden und hatte mir das Frühstück zubereitet. Wir sprachen wenig, und die Bissen blieben mir im Halse stecken.

Meine Mutter knipste das Hoflicht an und wir verabschiedeten uns auf dem Podest der Schultreppe, nicht ahnend, dass schon dreiundzwanzig Tage später mein Elternhaus in Schutt und Asche liegen sollte. Ich streichelte noch einmal liebevoll die alte über hundertjährige Linde des Schulhofes („vor meinem Vaterhaus steht eine Linde“) und schon hatte mich die unfreundliche, etwas neblige, stockdunkle Dezembernacht in Empfang genommen. Das Dorf schlief noch, nur meine eisenbeschlagenen Schuhe verursachten auf der Pflasterstraße merkwürdige Geräusche. Die Bauernhäuser lagen überwiegend noch im Dunkeln. Nur einzelne hatten schon Licht, das gespenstisch nach außen drang und sich allmählich in der Nebelwand auflöste. Beim Gawlitta-Hof stampften im Stall die Pferde und Kettenrassel war zu

hören. Fern im Dorf kläffte ein Hofhund. An der Straßenkurve, dort wo zum Winterausgang die Sonne immer zuerst den Schnee aufleckte, vor dem Klempner-Pospiech-Haus, verhielt ich und schaute noch einmal zurück. Das Licht vor meinem Elternhaus brannte noch, aber plötzlich ging es aus. Ich wusste, meine Mutter hatte mir nachgeschaut. Nun setzte ich meinen Marsch fort, sah in dunklen Schemen das weißgetünchte Spritzenhaus, um das ich als Kind immer einen großen Bogen gemacht hatte, weil dieses Haus mit seiner Arrestzelle immer mit dem uns Kindern Furcht einflößenden Gendarm Bendix in Verbindung gebracht wurde. Ich betrat die Schwirzer Lindenallee, die sich von der Schäfergasse bis zur „Ecke“ hinzog und im Frühjahr mit ihren Blüten immer einen charakteristischen Duft verbreitete. Beim Haus des Tischlers Thomas kamen mir Erinnerungen aus der frühen Kinderzeit, wenn wir nämlich dort uns Abfalleisten erbettelten, die für viele nützliche Dinge, aber auch für unerwünschte Tätigkeiten, nämlich zum Schnicken, zu gebrauchen waren. Auf der „Ecke“ angekommen verhielt ich noch einmal. Die Bilder des massiven Militärdurchmarsches deutscher Truppen im Herbst 1938 und August 1939 spulten sich in meinem Kopf ab. Vorbei an der langen „Kaserne“, wo alles noch schlief, suchten meine Augen noch etwas von der lieben Doe zu erhaschen, von unserem Rodelplatz der Kleinkinderzeit, aber die dunkle Nacht gab nichts frei. Gegenüber der Doe, in der Schusterwerkstatt des Josef Morzinek, stand der Schusterschemmel, auf dem ich als Kind so oft gesessen und „tätig“ werden durfte. Bald roch es nach Ziegenböcken, und ich wusste, dass ich bei Srokas war. Bald hatte ich das letzte Haus des Baumeisters Hirsch erreicht. Auch im Sägewerk war noch alles still. Aber wie es immer war, wenn man das freie Feld erreicht hatte, es herrschte plötzlich ein kälterer Wind. Südlich der Straße verstärkten die verschwommenen Umrisse des Bauernwaldes das Dunkel der Nacht. Bei den Zigeuner-

gräbern im Dammerschen Wald bog ich nach rechts von der Straße ab. Diesen Fuß- und Radweg kannte ich wie meine Westentasche, denn unzählige Male war ich auf ihm gegangen und gefahren. Manchmal hatten uns hier die Fasanen laut genarrt, wenn sie sich auf ihren Ruheplätzen auf den Kiefern schon in aller Herrgottsfrühe von uns gestört fühlten. Pünktlich erreichte ich den Bahnhof. Bald fuhr der Dampflok-Bummelzug ein. Wie immer führte er drei Personenwagen, davon einen mit Traglasten, und einen Gepäckwagen mit sich. Es fiel mir ein, welche Unruhe wir vor Jahren einmal beim Bahnpersonal heraufbeschworen hatten, als wir nämlich Knallkorken auf die Schienen gelegt hatten, deren Folge eine maschinengewehrartige Knallerei war. Die Trillerpfeife des Zugführers schrillte und der Zug setzte sich in Bewegung. Von Schwirz war nichts mehr zu sehen und im Osten, über Dammer, wurde es allmählich hell, der Morgen graute. Ade, du mein lieb' Heimatland! Damals ahnte ich nicht, dass es meine letzte Fahrt mit diesem lieben Züglein sein sollte und die Tatsache, dass ich erst 29 Jahre später heimatlichen Boden wieder betreten konnte, wäre damals eine Utopie gewesen.

Ich möchte nicht melancholisch werden, aber unserer Gemütslage entsprechend, als von Haus und Hof Vertriebene und der Heimat beraubte, möchte ich am Schluss vier passende Gedichte bzw. Auszüge bringen.

Eine Strophe des Südtiroler Heimatdichters Karl Felderer:

„Und wenn dann einst
so leid mir's tut
mein Lebenslicht erlischt,
freu ich mich,
wenn der Himmel auch
schön wie die Heimat ist.“

Mörikes Worte fallen einem ein, wenn man in der Abenddämmerung vom Schwirzer Friedhof aus über das lang gestreckte Heimatdorf nach Süden schaute:

„Die Wehmut lehnt an deine Schulter sich
und wiederholt in deine Seele dir,
wie lieblich alles war
und dass es nun damit vorbei
auf immer sei.

Dieses Gedicht von Siegfried von Vegesack passt zu vielen Alleen unserer Heimatdörfer, am besten aber zu der Lindenallee, die von Bankwitz nach Mangschütz führt und noch heute bis an die Namslau-Brieger Kreisgrenze in alter Schönheit und Einmaligkeit vorhanden ist. Leider ist der Teil der Allee, der schon im Brieger Kreisgebiet liegt, abgeholzt und zum Teil mit hässlichen Pappeln bepflanzt worden.

„Noch stehen die alten Linden
in der großen Allee.
Aber die Spuren von einst kann ich nicht
mehr finden, wenn ich dort geh.
Vergrast sind die Wagenspuren,
verwachsen am Graben der Pfad.
Von allen, die gingen und fuhren,
niemand den Weg mehr betrat.
Nur welches Laub ist geblieben,
ein krächzender Krähenschrei.
Vergilbte Blätter stieben
vorbei im Winde - vorbei.
Vermoost sind die borkigen Rinden.
Wind weht in der großen Allee.
Kahl stehen die alten Linden
und bald fällt der Schnee.“

Das letzte Wort soll unser schlesischer Heimatdichter, der volkstümliche Romantiker Joseph von Eichendorff, haben, als er die Verse des Gedichtes „Mondnacht“ erfand, die uns bewegen, wenn wir heute an das ferne Schlesien denken:

„Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.“

Quellen

- 1 Herbert Hupka
„Meine Heimat Schlesien“
- 2 Heinz Rudolf Fritsche
„Schlesien“
- 3 Alfred Pudelko
„Schlesische Landeskunde“
- 4 Will-Erich Peuckert
„Schlesien“
- 5 Gerhard Eckert
„Anekdoten aus Schlesien“
- 6 Otto Busdorf
„Wildddieberei und Förstermorde“ 6. Auflage
- 7 Herausgeber: Bund der Vertriebenen
„Kulturelle Arbeitshefte“
- 8 Wilh. Gottl. Korn, Verlag Breslau
„Die Bau- und Kunstdenkmäler d. Kreises Namslau
1939“
- 9 Dr. Ernst Heinrich
„Die Geschichte des schlesischen Landkreises Nams
lau von 1820 bis 1945“
- 10 Heimatkalender 1929, 5. Jahrg., für die östlichen
Grenzkreise Namslau, Groß-Wartenberg, Oels
- 11 Johann Sowa
„Meine Erinnerungen an Schwirz im Kreise Namslau
NS“
- 12 Heimatkartei Schlesien - Abt. Niederschlesien -
Kirchlicher Suchdienst, Bamberg
- 13 Schriftl. Bericht - Bischöfliches Ordinariat Görlitz
- 14 Schriftl. Bericht - Germ. Nationalmuseum Nürnberg -
Deutsches Glockenarchiv

- 15 Mehrere schriftl. Berichte der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart
- 16 Handschriftliche Briefe an Verfasser
- 17 Mündliche Berichte
- 18 Unveröffentlichte eigene Aufzeichnungen

Alte Schwirzer Fotos

Nr. 1

Die Dorfstraße in Schwirz 1933. Links vorn das jüdische Geschäft Adolf Schiftan, dahinter die Gastwirtschaft Paul Pospiech, dahinter das Friseurgeschäft August Marcinek. Rechts die altlutherische Kirche.

Nr. 2

Ansichtskarte - Schwirz im Jahre 1933

Nr. 3

Der östliche Dorfteil; aufgenommen am 10. Oktober 1931 vom Kirchturm der lutherischen Kirche

Nr. 4

Blick vom Sportplatz zur lutherischen Kirche. Aufgenommen von Hilde Frauenholz 1935. Am Rand des Sportplatzes sind die damals gepflanzten Maulbeersträucher zu erkennen.

Nr. 5

Die Südseite des katholischen Schulgebäudes. Aufgenommen im Jahre 1931. Im Hintergrund der Giebel des „Schlosses“ Frauenholz.

Nr. 6

Die Friedhofsgerätehütte, ein runder Holzbau mit Schindelabdeckung. Aufgenommen etwa im Jahre 1934/35.

Nr. 7

Der Judenfriedhof in Städtel. Aufgenommen am 28. November 1996

Nr. 8

Die Mauer des Judenfriedhofes mit Therese Neumann geb. Biallas aus Schwirz. Aufgenommen 1936

Nr. 9

Gerda Frauenholz im Gruftwäldchen. Im Hintergrund die Gruft mit den Särgen. Aufgenommen im Winter 1933/34.

Nr. 10

Erntedankfest 1933. Aufmarsch vor dem Kriegerdenkmal. Zu erkennen der Gendarmeriewachtmeister Bendix.

Nr. 11

Feuerwehrstiftungsfest 1933. Obere Reihe von links nach rechts: 1. Piontek Josef, 2. Czekalla Paul, 3. Bulk Heinrich, 4. Sperlich Wilhelm, 5. Biallas Josef, 6. Wenzel Richard, 7. Schwerdner Ignatz, 8. Czekalla Hannes, 9. Polotzek Paul, 10. Wallek Franz, 11. Morzinek Josef, 12. Niwa Franz (?), 13. Schweda Paul, 14. Lempart ?, 15. Frost Paul; mittlere Reihe von links nach rechts: 1. Pospiech Paul, 2. Purmann Karl, 3. Pospiech Fritz, 4. Dimke Rudolf, 5. Knuhr Otto; untere Reihe von links nach rechts: 1. Krowiors Josef, 2. Subka ? (vor dem Krieg nach Lankau gezogen), 3. Lempart August, 4. Lempart Johannes.

Nr. 12

Hochzeitsbild Klara Sowa geborene Lempart und Richard Sowa in Schwirz 1931. Unten sitzend in der Mitte Eberhard Schlegel.

Nr. 13

Die zweite Fußballmannschaft von Schwirz 1938. Obere Reihe von links nach rechts: 1. Sowa Franz (auf dem Fahrrad), 2. Morzinek Josef, 3. ? ein Lehrling in der Molkerei, 4. Papra Josef, 5. Misterek Alfred, 6. ?, 7. Knuhr Günter, 8. Witkowski Oswald, 9. Günzel aus Lippe, 10. Knuhr Engelbert; vordere Reihe von links nach rechts: 1. Wawrok Gerhard, 2. Wallek Franz, 3. Winter ?, ein Lehrling in der Schlosserei Zimm.

Nr. 14

Verwundete Soldaten aus dem Lazarett in Namslau im Sommer 1944 in Schwirz. Die Aufnahme entstand im evangelischen Schulhof vor der lutherischen Kirche. Zu erkennen sind: Frau Kulosa, Stanchly Hilde (?), Biallas Therese, Lehrer Schlegel, Frau Hentschel, Sura Anna, Hentschel Waltraut, Kroworsch Mariechen, Kroworsch Gertrud, Kroworsch Helene, Knuhr Elli,

Kulosa Christa(?), Dimke Rudolf, Pietsch (?), Polotzek Gretel, Kopka Marthel, Frau Kunert.

Nr. 15

Erste bis vierte Klasse der kath. Volksschule 1929. Obere Reihe von links nach rechts: 1. Lehrer Willi Schlegel, Klassenlehrer, 2. Wallek Josef, 3. Piontek Josef, 4. Gawlitta Josef, 5. Kuklok Hans, 6. Heik Anton, 7. Baudis Paul, 8. Witzorek Paul, 9. Lehrer Hase, Schulleiter; zweite Reihe von links nach rechts: 1. Polotzek Liesbeth, 2. Polotzek Walli, 3. Gawlitta Liesbeth, 4. Pieczik Martha, 5. Sowa Thea, 6. Palluch Mariechen, 7. Sobania Liesbeth, 8. Poguntke Klara, 9. Czekalla Ida, 10. Biallas Anton; dritte Reihe von links nach rechts sitzend: 1. Gawlitta Sophie, 2. Hase Liesel, 3. Witzorek Gertrud, 4. Poguntke Martha, 5. Pieczik Klara, 6. Poguntke Veronika, 7. Piontek Hedel; unterste Reihe von links nach rechts: 1. Biallas Paul, 2. Wallek Alfons, 3. Wallek Franz, 4. Wawrok Gerhard, 5. Sowa Franz.

Nr. 16

Schulklasse der kath. Volksschule 1931. Obere Reihe von links nach rechts: 1. Lehrer Willi Schlegel, Klassenlehrer, 2. Pospiech Herbert, 3. Morzinek Franz, 4. Czekalla ?, 5. ?, 6. Kopka Paul, 7. Kopka Franz, 8. Lehrer Hase, Schulleiter; zweite Reihe von links nach rechts: 1. Morzinek Paul, 2. Kroworsch Alfons, 3. ?, 4. Zipka ?, 5. Lempart ?, 6. Czech Luzie, 7. Bank Heidel, 8. Biallas Therese, 9. Kopka Marthel, 10. Hoba ?, 11. Czech Viktor; dritte Reihe von links nach rechts: 1. Wallek Mariechen, 2. ?, 3. Sura Maria, 4. ?, 5. Swiers Hilde, 6. ?, 7. Czekalla Hilde, 8. ?, 9. Biallas Josef; unterste Reihe von links nach rechts: 1. Papra Josef, 2. ?, 3. Felke Paul, 4. Biallas Alfons, 5. Maczy Anton, 6. Schubert Hans, 7. Lempart Alfons, 8. Stellmach Alois, 9. Czekalla ?.

Nr. 17

Vor dem Hintereingang der kath. Schule. Aufgenommen im März 1943. Von links nach rechts: Eberhard Schlegel, Johannes Gaw-

litta, geboren am 6. März 1929, erschossen von einem russischen Soldaten am 25. Januar 1945 in Eckersdorf, Siegfried Schlegel

Nr. 18

Der erste Gefallene aus Schwirz im Kriege 1939 bis 1945, Pieczyk Richard, geboren am 2. Oktober 1913, gefallen am 9. Juni 1940 beim Durchmarsch durch die Maginotlinie. Er liegt auf dem Soldatenfriedhof Noyers-Pont-Maugis im Departement Ardennes in der Nähe von Sedan begraben. Seine Grab-Nr.: 1647.

Nr. 19

Das ehemalige Schwirzer Gruftkreuz; an Ort und Stelle ausgegraben 1995. Hier ist festzuhalten, dass es ursprünglich ein „Dreipasskreuz“ war, d.h. die drei äußeren Enden der oberen Kreuzteile waren jeweils mit drei bogenförmigen Blechteilen verbreitert. Die blechernen Teile haben die fünfzigjährige Erdlagerung nicht überstanden.

Nr. 20

Rechts die altlutherische Pfarrei mit dem Jugendheim. Im Hintergrund die altlutherische Kirche. Links der Bauernhof des Johann Piontek, später Josef Piontek. Aufgenommen etwa 1934. Interessant, wie stark in diesen Jahren der Fußweg nach Dachsberg begangen war. Die Personen auf dem Bild: der Lehrer der evang. Schule Hermann Zimm mit seinem ältesten Sohn Dieter.

Nr. 21

Im Gutsgarten des Restgutsbesitzers Karl Frauenholz. Links Hilde Frauenholz. Im Hintergrund die katholische Schule von Süden. Rechts das Klassenzimmer der Oberstufe, fünftes bis achtes Schuljahr. Aufgenommen 1928/29.

Nr. 22

Die Klassen eins bis acht der evangelischen Schule. Aufgenommen 1937/38. Obere Reihe von links nach rechts: 1. ? , 2. Dimke Ruth, 3. Witkowski Hilde, 4. Müller ? , 5. Bunk Hilde, 6. ? , 7. Steiner Eva, 8. Harmssen Inge, 9. Röpke Gerda, 10. ? ,

11. Krex ? ; zweite Reihe von links nach rechts: 1. Vieweger Ernst, 2. ? , 3. Michel Willi, 4. Misterek Alfred, 5. ? , 6. Heinrich Gotthard, 7. Zimm Dieter, 8. Purmann Hans, 9. Kulosa Heinz, 10. ? , 11. Schulleiter und Klassenlehrer Hermann Zimm; dritte Reihe von links nach rechts: 1. Witkowski Herbert, 2. Przybilla Oskar, 3. Malissek Gustav, 4. Röpke Heinrich, 5. Dimke Walter, 6. ? , 7. ? , 8. Laske ? , 9. ? ; untere Reihe sitzend von links nach rechts: 1. Pollozek ? , 2. Wasner Günter, 3. Pollozek ? , 4. Zimm Reinhard, 5. Bunk ? , 6. Malissek ? , 7. Pohl ? , 8. Michel Ernst.

Nr. 23

Der westliche Dorfteil; aufgenommen am 10. Oktober 1931 vom Kirchturm der lutherischen Kirche.

Nr. 24

Die Gebrüder Schlegel auf dem Schulhof der katholischen Schule mit den drei alten Linden- und Kastanienbäumen. Rechts im Hintergrund das Bauernhaus Gawlitta. Vorn links der Hof von Paul Jany. Aufgenommen im Sommer 1931; die Thujahecke war noch nicht gepflanzt.

Nr. 25

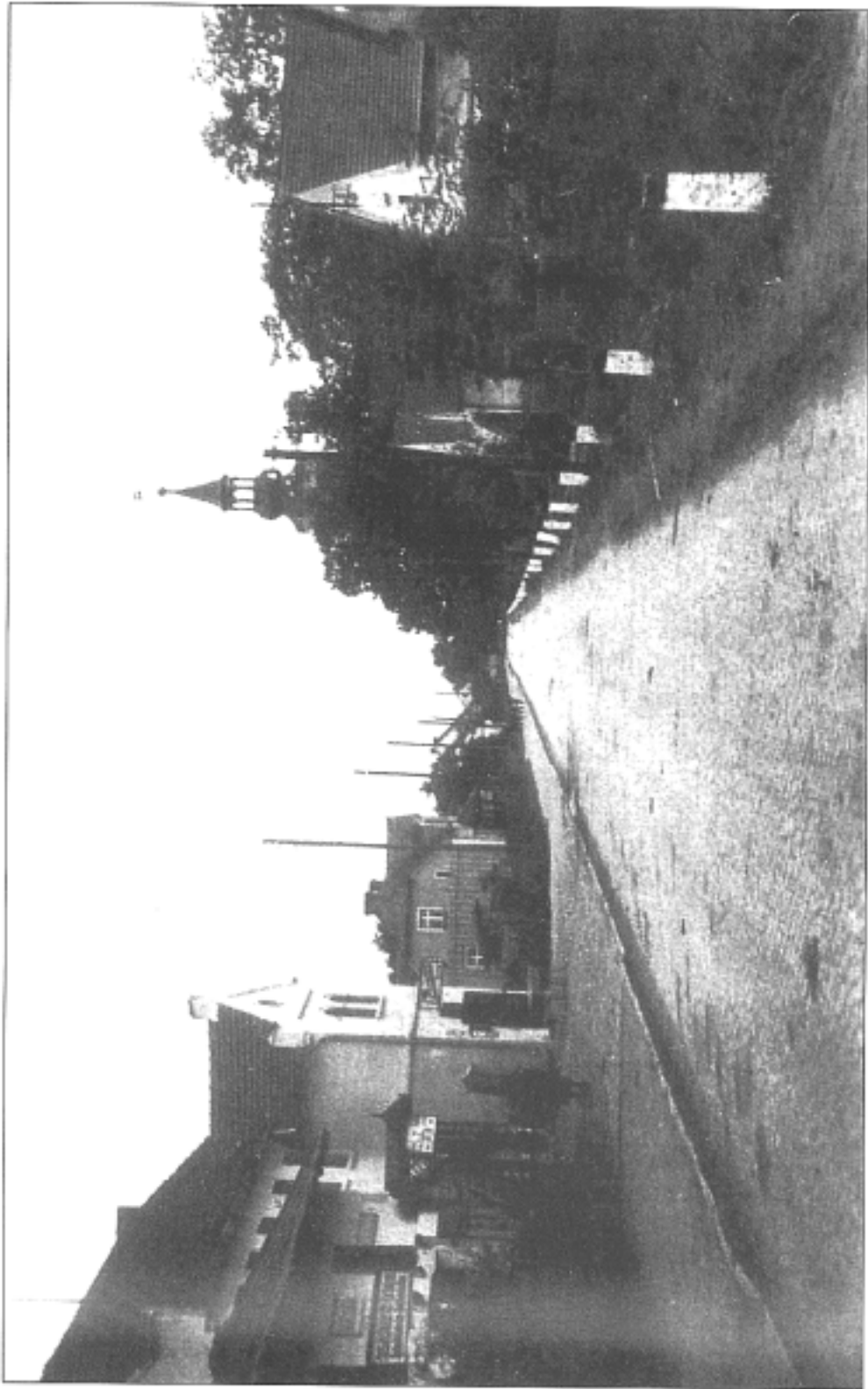
Die Gebrüder Schlegel im Kiefernwäldchen auf dem Fuß- und Fahrradweg zwischen Schwirz und dem Bahnhof Dammer. Aufgenommen am 30. Dezember 1938.

Nr. 26

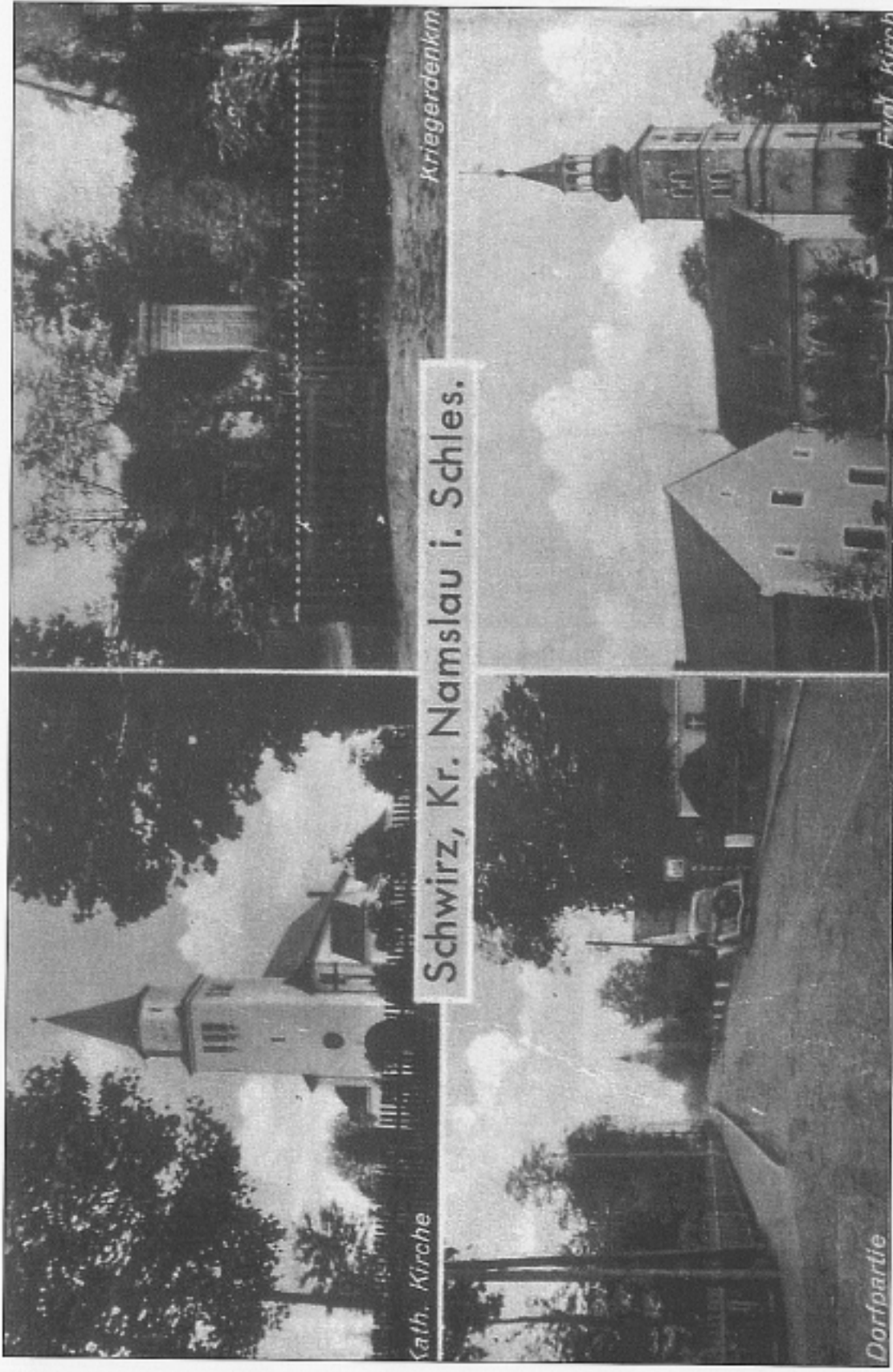
Karte des Kreises Namslau

Bilder aus Schwirz

Bilder aus Schwirz



Dorfstraße in Schwirz (1933)



Kriegerdenkm

Evd. Kirch

Schwirz, Kr. Namslau i. Schles.

Kath. Kirche

Dorfpartie

Schwirz (1933)



Östlicher Dorfteil (1931)



Blick vom Sportplatz zur luth. Kirche (1935)



Südseite der kath. Schule (1931)



Friedhofsgerätehütte (1934/35)



Judenfriedhof in Städtel (1996)



Mauer des Judenfriedhofs (1936)



G. Frauenholz im Gruftwäldchen (1933/34)



Erntedankfest (1933)



Feuerwehrstiftungsfest (1933)



Hochzeitsbild Sowa (1931)



2. Fußballmannschaft (1938)



Verwundete Soldaten in Schwirz (1944)



1. bis 4. Klasse der kath. Volksschule (1929)



Schulklasse der kath. Volksschule (1931)



Hintereingang der kath. Schule (1943)



Richard Pieczyk



Schwirzer Gruftkreuz (1995)



Altluh. Pfarrei mit Jugendheim (1934)



Gutsgarten Frauenholz (1928/29)



1. bis 8. Klasse der ev. Schule (1937/38)



Westlicher Dorfteil (1931)



Gehr. Schlegel auf dem Schulhof (1931)



Gehr. Schlegel im Kiefernwäldchen (1938)